Gr. o. 98, 3

30.605

I. Zitterer inv. *L. Maillard sc.*

Timoleon läst seinen Bruder ermorden.

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen

von

Gottlob Benedict von Schirach.

Dritter Theil.

Marcellus.

Wien und Prag

bey Franz Haas

1796.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Der

Frau

Gräfin von Bassewitz,

auf Dallwitz im Mecklenburgschen,

Hochgebohrnen Gnaden.

Wenn ich die Gaben des Geistes des Plutarchs besäße, so würde ich, statt dieser Zueignungsschrift, eine Lobschrift von Ihnen, Gnädige Gräfin, diesem Theile der von mir übersetzten Plutarchischen Biographien vorsetzen. Aber durch das Gefühl meines Unvermögens eingeschränkt, kann ich Ihnen nur dies geringe Opfer meiner unendlichen Verehrung darbringen, und überzeugt, daß Sie es gnädig aufnehmen werden, Ihnen diesen Theil meiner Uebersetzung mit froher Zuversicht widmen.

Die meisten jener berühmten Frauen des Alterthums, denen Plutarch die noch jetzt vorhandenen Denkmäler in seinen Schriften errichtet hat, verdienen mit Ihnen eben so wenig in Vergleichung zu kommen, als Plutarch mit den meisten neuern Geschichtschreibern. Eigenschaften, welche den Adel des Geistes über den Adel der Geburt erheben, der hellste und zugleich feinste Verstand, genährt durch Lectüre, bereichert durch die mannichfaltigsten Kenntnisse,

und eine Güte des Herzens, die durch Weisheit gelenkt, und durch Thätigkeit über eine Menge von Menschen, die ihre Wohlthäterin segnen, ausgebreitet wird. — An wie wenigen in der Welt kann man diese Eigenschaften bewundern, so wie sie an Ihnen von allen denen, die das Glück haben Sie zu kennen, bewundert werden. Und käme es auf Beweise von Denkwürdigkeiten dieser hohen Tugenden an, wie viele könnte ein Plutarch von Ihnen erzehlen, wie glänzend würde das Verdienst in der Stille, und die Thätigkeit ohne Geräusch, erscheinen! Allein Ihrem edlen Herzen werden die fortdauernden Empfindungen der innigsten Verehrung so vieler bis in die fernsten Zeiten die würdigsten Lobredner seyn.

Seelen die groß denken, sind freylich über das Lob, das so oft nicht der Preis der Tugend als des Glücks oder gar niedriger Umstände ist, erhaben, und ihr Werth wird dadurch nicht erhöht, aber der andern Menschen wegen ists nöthig, daß Verdienste und Vorzüge des Geistes und Herzens gepriesen werden. Erhabne Muster reizen zur Nachahmung, und Bewunderung erhebt die Seele, dehnt sie gleichsam aus, und macht sie geschickter zu allen guten und ruhmwürdigen Unternehmungen. Wer nicht ganz stumpf oder verderbt ist, muß durch das Lob und die Kenntniß schöner, großer, vorzüglicher Eigenschaften, selbst edler und besser werden. — So betrachtete Plutarch die Vortreflichkeiten großer Männer in der Geschichte wie in einem Spiegel, und suchte sich ihnen gleich zu bilden. O welch Vergnügen, ruft er aus, könn-

te größer seyn! welches zur Verbesserung unsers Charakters wirksamer! *)

Griechenlands Weise verstanden den Vortheil, den sie daher zur Bildung der Jugend, zur Erzeugung großer Männer, zum Wetteifer in der Laufbahn der Verdienste ums Vaterland, ziehen konnten. Die Geschichte ihrer berühmten Männer wurde der Jugend von frühen Jahren an eingeprägt, und schon in den Schulen erzehlte man den Lehrlingen einzelne merkwürdige Reden, Thaten und Sentiments, die griechischen Sinn und Geist bilden konnten. Man hat, vor großem Eifer in der griechischen Gelehrsamkeit, nicht dran gedacht, diesen Gebrauch auch in unsern Schulen einzuführen, und ein so wirksames Mittel zur Bildung junger Gemüther anzuwenden, man hat vielmehr da am meisten die Geschichte vernachläßigt, wo sie am meisten Nutzen bringen konnte. Aber der Scharfsicht eines erhabnen Ministers entgieng diese Bemerkung nicht, er zeigte wie wichtig das Studium der Geschichte zur Erhebung des Geistes, zur Ermunterung der Ehrbegierde, zur Bildung der Tugend und des Patriotismus sey, **) und so werden un-

*) Im Anfange der Biogr. des Aemilius Paulus S. 75. dieses dritten Theils.

**) Sur le Patriotisme considéré comme Objet d'Education dans les Etats Monarchiques. Discours — par Ch. Abr. Baron de Zedlitz, Ministre d'Etat du Roi de Prusse. à Berlin, 1776. pag. 45. „Le devoir de l'instituteur c'est d'inspirer & d'entretenir le sentiment de l'honneur. Il montrera dans l'histoire à ses éleves les grands exploirs de leur ayeux & les animera à suivre leurs exemples; il les instruira de l'histoire de leur patrie & leur en rendra chers les interets.

ter seiner Regierung die ruhmwürdigen Männer der vorigen Zeiten ähnliche für die Zukunft erzeugen.

Man kann indessen nicht leugnen, daß die Geschichte der Griechen zu diesem Endzwecke viel geschickter war, als es die unsrige ist. Die Materialien der Geschichte sind nicht dran Schuld, sondern die Bearbeitung dieser Materialien. Es fehlt den neuern Zeiten nicht an großen ruhmvollen Beyspielen, es fehlt ihnen an Männern die diese Beyspiele zur Bewunderung und Nachahmung bekannter machen. Die griechischen und römischen Geschichtschreiber machten es sich zur besondern Pflicht, einzelne Thaten, Reden und Anekdoten ihrer berühmten Männer aufzuzeichnen, und sie der Vaterlandsgeschichte einzuverleiben. Wie voll ist Livius von solchen einzelnen Denkwürdigkeiten! Plutarch hat das Leben des Cato mit dergleichen Denksprüchen fast ganz angefüllt. Aber viele unsrer gelehrten Historiker würden glauben, daß sie sich herabwürdigten, wenn sie dergleichen in ihre Geschichten aufnehmen. Wie viele herrliche Denksprüche, wie viele einzelne große Thaten unsrer Zeiten gehn verloren, die in Griechenland und Rom der Erinnerung und Bewunderung der Nachkommenschaft wären geweiht worden!

Eben deswegen hat die alte Geschichte noch so viel Reitz, und findet immer noch eher Liebhaber als die neuere. Man hat die neuere Geschichte fast bloß zu einer Beschäftigung der Gelehrten gemacht, und wenig sich darum bekümmert, daß sie ganz eigentlich die Schule

der Politik und Moral seyn soll. Man hat nicht bedacht, daß Regeln und Lehren sich auf keine leichtere Art und nie fester einprägen lassen, als durch die Einbildungskraft, die durch gute Erzehlungen erweckt wird, und wobey die Empfindung Interesse nimmt. Man hat die neuere Geschichte unfruchtbar gemacht, — und ihr die Liebe der Nation entzogen.

Ich darf nicht fürchten, Sie, Gnädige Gräfin, mit fremden Dingen zu belästigen, indem ich diese Gedanken niederschreibe. Ihr schriftliches Urtheil über einige historische Gegenstände ist mir Bürge für Dero Herablassung auf meine Betrachtungen, und ich finde nur für nöthig, zu erklären, daß ich dabey eigentlich auf die teutsche Geschichte Rücksicht genommen. Die Französische ist ziemlich verschieden: — auch können viele in Teutschland die französische Geschichte fast auswendig, die von der teutschen so viel als nichts wissen — und ich mag nicht behaupten, daß es ihre eigne Schuld sey. —

Kritische, bis auf Kleinigkeiten hinabsteigende, gründliche Untersuchungen in den historischen Fächern, welche widerlegen, berichtigen, neue Data liefern, und ganze Geschichtsbücher von dieser Art sind schätzbar, und machen ihren Verfassern eben so viel Ehre, als sie der Wissenschaft Aufklärung geben: aber soll denn dies die einzige Geschichtsbearbeitung seyn? soll es keine andre geben? Glücklich, wer so wie Herr Schloezer, für den Gelehrten Nordische tiefe Untersuchungen, und für den bildenden Unterricht der Jugend kleine Weltgeschichten,

abfassen kann! Oder wie Herr Tozen für den Mann von Kritik und den Mann von Geschmack zugleich arbeitet! Aber wie viel ist in dem Felde der teutschen Geschichte für diejenigen noch Arbeit übrig, die sie zur praktischen Politik, und zur Schule der Moral anwenden wollen; und wie ausgebreitet nützlich würden diese Arbeiten seyn!

Die neuern Zeiten stehen in Absicht großer merkwürdiger Personen den alten griechischen und römischen Epochen so wenig nach, daß sie sie vielmehr in einigen Stücken übertreffen. Selbst die neuesten Jahrhunderte prangen mit mehrern und merkwürdigern Frauen, als die alte Geschichte aufweisen kann. Fast bey allen großen und wichtigen Begebenheiten hatten große weibliche Genien Einfluß, und oft regierten sie Kriege und Staaten.

Wie vielen Einfluß hatte nicht die Gemahlin des großen Iwan Wassiljewitsch, die griechische Prinzeßin Sophia, bey den wichtigen Unternehmungen dieses Wiederherstellers des Rußischen Ruhms! Durch ihre Ermunterungen, Bemühungen und Anschläge wurde es ihm leichter, der Stifter des neuern Rußischen Reichs zu werden.

Daß Portugall ein unabhängiges Königreich ist, hat es der Gemahlin eines Fürsten zu danken. Nur durch seine Gemahlin wurde der furchtsame muthlose Johannes IV. bewogen die königliche Krone zu ergreifen. Er war unschlüßig, wollte nicht; sie drang in ihn, und so wurde Portugall frey.

Die Gelegenheit zum dreyßigjährigen

Kriege gab die Churfürstin von der Pfalz. Alle Vorstellungen und Bemühungen hatten den Churfürsten nicht bewegen können, die angetragene böhmische Krone anzunehmen. Seine Gemahlin brachte ihn zum Entschlusse das Feuer eines langen dreyßigjährigen Krieges zu entzünden, und während dem Kriege war sie so thätig, daß der unglückliche Friedrich V. durch sie manchen Beystand, und unter andern Freunden die lebhafteste unüberwindlichste Freundschaft des Braunschweigischen Herzogs Christian erhielt. *)

Die Nachrichten des Grafen von Harrach zeigen deutlich, wie viel Einfluß die schmeichelnde Marquisin von Harcourt und die vielvermögende Gräfin von Perlepsch bey der Veranstaltung des weltberufnen Testaments Carls II. hatten, und wie viel diese Frauen mitwirkten die Ursache des Spanischen Succeßionskrieges zu Stande zu bringen.

Der Spanische Succeßionskrieg wurde, Oesterreich ausgenommen, fast ganz von Frauen regiert. Die Prinzeßin Ursini war am Hofe zu Madrit so mächtig, daß selbst der Herzog von Orleans, um ihrentwillen die wichtigsten Unternehmungen aufgeben mußte, Armee und Reich verließ, und selbst zu Versailles wegen Staatsverbrechen angeklagt wurde. Sie regierte den Hof, die Großen, die Anführer der Heere. Sie hinderte eine zeitlang den Utrechtischen Frieden, weil ihre besondere Foderun-

*) Mémoires sur la Mort de la Princesse Louise Juliane El. Palatine, (par Fred. Spanheim) à Leyden 1645.

gen nicht erfüllt werden konnten, und sie würde, gegen alle Gegner, gegen alle Cardinäle und Staatsmänner die Oberherrschaft behauptet haben, wenn nicht eine andre Prinzeßin, die bestimmte Gemahlin des Königs Philipp V. sie eigenmächtig entfernt hätte. Und eben diese Elisabeth von Parma war nachher die Ursache und Stifterin der Europäischen Unruhen, bis sie die Endzwecke, die sie sich für ihre Prinzen entworfen, erreicht hatte.

Die berühmte Maintenon war, obgleich auf eine andre Art, eben das zu Versailles, was Ursini zu Madrit war. Ihre Geschichte ist bekannt, aber weniger bekannt ist es, daß Ludwig, mit dem Beynamen des Großen, keine andre Maasregeln seiner Minister gelten ließ, als die, welche Maintenon billigte, und daß er meistens vorher sich von ihr sagen ließ, was geschehen sollte.

Sara Marlborough saß am Ruder der Gegenparthey in diesem Kriege. Diese begünstigte Freundin der Königin Anna war zu London um desto mächtiger, da sie durch ihren Gemahl, ihren Schwiegersohn, und den Schwiegervater einer ihrer Töchter, die Armee, das Cabinet, die Schatzkammer und das Parlament beherrschte. So lange sie herrschte war kein Friede zu erhalten; und diese mächtige Frau konnte auch von keinem Manne gestürzt werden. Die Frau von Masham war es, die bey einer sehr geringen Gelegenheit, der Macht der erhabnen Herzogin ein Ende setzte.

Welche häufige Beyspiele von großen männlichen und weiblichen Genien liefert uns

nicht die Geschichte, und verbirgt sie gleichsam unter dem Schwalle der mannichfaltigen Begebenheiten! Wie weit mehr sorgten Griechen und Römer dafür, daß solche Beyspiele Nachahmung erweckten! In großen Tugenden stecken electrische Funken, die sich mittheilen, und gutgeartete Seelen in Bewegung setzen.

Der berühmte Französische Redner Herr Thomas hat einen guten Beytrag zur Kenntniß vieler großen Frauen geliefert, *) aber der Redner hat dem Geschichtschreiber nur vorgearbeitet. Ein teutscher Gelehrter hat schätzbare Sammlungen über diesen Gegenstand, und mit großer Belesenheit eine Menge Materialien, herausgegeben, **) welche aber in der kritischen Gestalt, die er ihnen gegeben, nur den Gelehrten von Profeßion brauchbar sind.

Man hat eine Menge von Lobschriften auf das schöne Geschlecht. Das sechszehnte Jahrhundert war besonders daran fruchtbar. Man nahm, um Beweise zu haben, auch die Geschichte zu Hülfe. Cornellius Agrippa gab so gar 1509 eine Schrift heraus, in welcher er in dreyßig Kapiteln durch theologische, physische, historische, moralische und cabbalistische Beweise, darthat, daß das schöne Geschlecht in allem den Vorzug vor dem männlichen verdiene. — Unter allen den Lobschriften findet

*) Essai sur le caractereles moeurs & l'esprit des Femmes, dans les differens Siecles, par M. Thomas, de l'Académie Françoise, à Amsterdam 1772.

**) Gottfried Schütze, Doctors und Professors im Hamburg, Lobschrift auf die Weiber der alten deutschen und nordischen Völker. Neue Ausgabe. Hamburg 1776.

sich keine einzige, die den Endzweck der griechischen Geschichtschreiber, und des Plutarchs hat, zu bilden, und zu bessern. Die meisten Schriftsteller wollen immer zeigen, daß sie recht viel wissen; und wenige zeigen, daß sie wissen, was nützlich ist.

Ich bin durch große Beweise von der Theilnehmung überzeugt, die Sie, gnädige Gräfin, an der Bildung der Jugend, und an der Ausbreitung aller dazu dienlichen Mitteln, sich eigen machen. Ich bin überzeugt, daß die Anwendung der Geschichte, nach griechischer Art, zur Verschönerung der Gesinnungen, zur Bildung der Tugenden, und zur Cultur, besonders der feinern, der dem Dienste des Staats im vorzüglichsten Sinne gewidmeten Jünglinge, gewiß einer Ihrer patriotischen Wünsche ist. Mit vollem Vertrauen konnte ich daher in dieser Zuschrift an Sie meine Gedanken über diese Materie mittheilen.

Nehmen Sie, gnädige Gräfin, dieses öffentliche Opfer meiner unterthänigen Ehrfurcht mit der Ihnen gewöhnlichen großmüthigen Güte auf, und würdigen mich fernerhin, so wie bisher, der erhabnen Wohlthat Ihres gnädigen Wohlwollens.

Timoleon.

Der Zustand der Syrakusaner vor der Abfahrt des Timoleon nach Sicilien war dieser. Nachdem Dion, der den Tyrannen Dionysius vertrieben hatte, bald darauf meuchelmörderisch war umgebracht worden, so geriethen diejenigen, welche dem Dion in der Befreyung der Syrakusaner hatten beygestanden, mit einander in Uneinigkeit. Die Stadt Syrakus bekam hinter einander einen Tyrannen nach dem andern, und wurde durch die Menge der Unglücksfälle fast eine Einöde. Das übrige Sicilien war theils schon durch die Kriege seiner Bewohner und Städte völlig beraubt, theils waren die Städte in der Gewalt von mancherley vermischten fremden Soldaten, die in keinem Solde stunden, und die Revolutionen der Oberherrschaft gern sahen.

Dionysius brachte im zehnten Jahre nach seiner Vertreibung ein Heer von fremden Truppen zusammen, vertrieb das damalige Oberhaupt der Syrakusaner, den Nysäus, *) ergrif wiederum die Oberherrschaft, und machte sich aufs neue zum unumschränkten Herrscher. Es war sonderbar, daß ihm

*) Einige Mſct. lesen Νησαιον; einige Erklärer und Uebersetzer glauben, dieser Name habe nicht Nysäus, sondern Nypsius geheissen, und berufen sich auf den Diodor von Sicilien; aber ohne Grund. S. auch Corn. Nepot. Vit. Dion. cap. I.

ehedem eine geringe Macht ein Reich, das damals eines der größten war, entrissen hatte; jetzt wars noch sonderbarer, daß er aus einem armen Flüchtlinge der Beherrscher derer, die ihn vertrieben hatte, wurde.

Die Syrakusaner, die in der Stadt blieben, gehorchten den Befehlen ihres Herrschers, der sonst schon grausam gewesen war, aber durch seine Unglücksfälle seinen Charakter noch mehr verhärtet hatte. Die edelsten und vornehmsten hingegen wandten sich an den Iketes, den Fürsten der Leontiner, übergaben sich ihm, und erwählten ihm zu ihrem Feldherrn. Er war nichts besser als die offenbar so genannten Tyrannen, aber sie hatten keine andre Zuflucht, und sie vertrauten sich ihm, weil er ein Syrakusaner von Geburt, und dem Dionysius an Macht gewachsen war.

Indessen kam eine grosse Carthaginensische Flotte nach Sicilien, und suchte bey den damaligen Umständen sich des Landes zu bemächtigen. Die Sicilianer, voll Furcht darüber, beschlossen eine Gesandtschaft nach Griechenland zu schicken, und die Korinther um Hülfe zu bitten, auf welche sie nicht allein wegen der Verwandtschaft, sondern auch wegen schon mehrmals geleisteten Beystandes ihre Hoffnung setzten, zumal da man wußte, daß diese Stadt beständig eine Freundin der Freyheit und eine Hasserin der Tyrannen gewesen war, und viele schwere Kriege, nicht aus Herrschsucht oder Geiz, sondern bloß für die Freyheit Griechenlandes geführt hatte.

Iketes, welcher die Uebernehmung der Feldherrnstelle zum Grunde seiner eigenen Herrschaft über

die Syrakusaner und nicht zum Mittel ihrer Freyheit machen wollte, hatte schon mit den Carthaginensern geheime Unterhandlung gepflogen: öffentlich aber billigte er den Entschluß der Syrakusaner, und schickte selbst mit Gesandten nach Peloponnes. Sein Wunsch war nicht, daß von daher Hülfe kommen sollte, sondern, wenn, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Korinther, wegen der Unruhen und Beschäftigungen in Griechenland, ihre Hülfe versagten, desto leichter seine Unterhandlungen mit den Carthaginensern zu vollbringen, und sich ihrer als Hülfsgenossen und Mitkämpfer wider die Syrakusaner, oder den Dionysius, zu bedienen. Die Sache wurde bald darauf bekannt.

Aber die Korinther, welche immer gewohnt waren, sich ihrer Pflanzörter und besonders der Stadt Syrakus anzunehmen, und damals eben ohne Beunruhigung von Griechischen Angelegenheiten im Frieden lebten, beschlossen den Syrakusanern eiligst Hülfe zu senden. Indem man einen Feldherrn sucht, und die Archonten diejenigen vorschlagen, welche am meisten nach Ehre streben, so steht ein Mann aus der versammelten Menge auf, und nennt den Timoleon, des Timodemus Sohn. Dieser hatte sich schon längst von den Staatsgeschäften entfernt, und weder Hoffnung noch Lust mehr dazu gehabt: es schien ein Gott dem Manne den gethanen Vorschlag eingegeben zu haben; denn so sehr die Gunst des Glückes gleich bey der Wahl des Timoleons sich zeigte, so sehr begleitete auch der glücklichste Erfolg seine Unternehmungen, und verherrlichte die Tapferkeit dieses Helden.

Timoleon war der Sohn angesehner korinthischer Aeltern, des Timodemus und der Demariste, ein Freund des Vaterlandes und von sehr sanftem Charakter, aber ein heftiger Feind der Bösen und der Tyrannen. Er hatte in den Kriegen seinen Charakter zu einer so guten Mäßigung gebildet, daß er als Jüngling Klugheit, und als alter Mann lebhafte Tapferkeit zeigte. Er hatte einen ältern Bruder, Namens Timophanes, der ihm in nichts ähnlich, sondern frech war, und von niederträchtigen Freunden und fremden Kriegsmännern, die immer um ihn waren, zur Herrschsucht war verführt worden. Er schien in den Feldzügen lebhaften Muth, und Verachtung der Gefahren gezeigt zu haben: dieß brachte ihm die Gunst seiner Mitbürger zuwege, welche ihm als einem kriegrischen und thätigen Manne die ansehnlichsten Geschäfte auftrugen. Und Timoleon selbst trug dazu viel bey: er verbarg die Fehler seines Bruders entweder völlig, oder verringerte sie, er prieß die guten Eigenschaften desselben, und rühmte sie an.

In der Schlacht der Korinther wider die Argiver und Kleonäer, in welcher Timoleon unter dem Fußvolke Dienste that, und Timophanes die Reiterey befehligte, gerieth dieser in grosse Gefahr. Sein Pferd wurde verwundet, und warf ihn ab, und mitten unter die Feinde; seine Leute bey ihm zerstreuten sich sogleich voller Furcht, die wenigen, die zurück blieben, konnten der Menge der Feinde nicht Widerstand thun. Timoleon, sobald er diesen Zufall gewahr wurde, lief eilig zu Hülfe, hielt sein Schild über seinen danieder liegenden Bruder, und,

indem er die häufigen Wurfspiesse und Hiebe der Feinde mit seinem Körper und seinen Waffen aufhielt, trieb er mit genauer Noth die Feinde ab, und errettete seinen Bruder.

Einige Zeit darauf beschlossen die Korinther aus Furcht, daß ihre eigne Bundesgenossen nicht, wie schon ehedem geschehen war, sich der Stadt bemächtigen möchten, *) vierhundert ausländische Soldaten in Sold zu nehmen, und setzten den Timophanes zum Obersten darüber. Dieser aber vergaß bald Schuldigkeit und Rechtschaffenheit, und gebrauchte alle Mittel, sich die Stadt selbst unterwürfig zu machen; er ließ viele der vornehmsten Bürger unschuldiger weise hinrichten, und ward selbst unbeschränkter Oberherr. Timoleon sah dieses mit Verdruß; er hielt die Ungerechtigkeit des Bruders für ein Unglück für sich: er versuchte ihm darüber Vorstellungen zu thun, er ermahnte ihn seine rasende unglückliche Herrschsucht zu unterdrücken, und seine Fehltritte gegen seine Mitbürger auf irgend eine Art wieder gut zu machen. Timophanes verwarf und verachtete alle Vorstellungen.

Wenige Tage drauf gieng Timoleon wieder zu seinem Bruder, in Begleitung eines seiner Anverwandten, des Aeschylus, des Bruders der Gemahlin des Timophanes, und eines seiner Freunde, der ein Wahrsager war, welchen Theopompus Satyrus, Ephorus aber und Timäus Orthagoras nennen. Diese drey Männer traten um ihn herum, und flehten ihn an, daß er doch endlich nun einmal der Ver-

*) Diodor. Sicul. Libr. XIV. p. 307.

nunft Gehör geben, und sein Betragen ändern möchte. Da Timophanes aber anfänglich sie verlachte, und hernach in Zorn und Unwillen ausbrach, so trat Timoleon ein wenig zurück, verhüllte sein Gesicht, und blieb weinend so stehen: die zwey andern zogen ihre Degen, und brachten den Timophanes auf der Stelle um.

Sobald die That bekannt wurde, rühmten die vornehmsten Korinther den Haß des Timoleons gegen die Tyranney und seine große Seele, wodurch er als ein sonst sanfter und seine Anverwandten liebender Mann bewogen worden war, das Vaterland der Anverwandtschaft, und Tugend und Gerechtigkeit dem Nutzen vorzuziehen, seinen Bruder im Kampfe fürs Vaterland errettet, und in der Bedrängung und Unterdrückung desselben getödtet hatte. Aber es fanden sich doch einige, welche unter einer Demokratie nicht leben konnten, und die gewohnt waren, auf unumschränkte Herrscher ihre Augen zu richten. Diese stellten sich zwar, als wenn sie über die Ermordung des Tyrannen vergnügt wären, aber sie beschuldigten den Timoleon, daß er eine ungerechte und abscheuliche That begangen hätte, und setzten ihn dadurch in Bekümmerniß. Dazu kam, daß er erfuhr, daß seine Mutter höchst aufgebracht wäre, und ihm mit den härtesten und schrecklichsten Verwünschungen verfluchte. Er gieng selbst zu ihr, um sie zu besänftigen, aber sie erlaubte ihm nicht einmal, sie zu sehen, sondern verschloß ihre Wohnung. Darüber wurde er denn vollends so traurig und verwirrt, daß er sich durch Hunger umzubringen beschloß. Die heftigsten Bitten und Bemühun-

gen seiner Freunde, die sich seiner dabey annahmen, brachten ihn endlich zum Entschlusse, sein Leben in einer abgesonderten Einsamkeit zuzubringen. Er entsagte allen öffentlichen Geschäften, und kam die erste Zeit nicht einmal in die Stadt, sondern irrte schwermüthig in den einsamsten Gegenden herum.

So leicht werden die Urtheile von unsern eignen Handlungen, wenn sie nicht von der gesunden Vernunft und der Philosophie begründet und gesichert sind, durch zufälliges Lob oder Tadel wankend gemacht, und wir von unsern Vernunftschlüssen abgewandt! Unsere Handlungen müssen nicht allein gut und gerecht seyn, sondern es muß auch das Urtheil, weswegen wir sie thun, fest und unwandelbar seyn, damit wir aus Ueberzeugung handeln. Wir müssen nicht den gierigen Thieren gleich seyn, die mit heisser Begierde schnell auf die Menge von Speisen fallen, und wenn sie sich gesättigt haben, sogleich darüber sich übel befinden. Wir müssen nicht nach vollendeten Thaten aus Schwachheit unmuthig werden, wenn sich die schöne Idee, die wir davon hatten, vermindert. Reue macht auch eine löbliche That zu einer schändlichen: aber ein Vorsatz, der aus Kenntniß und Ueberlegung entspringt, bleibt unwandelbar, wenn auch die That mißlingt. Daher sagte Phocion, der Athenienser, nachdem er den Unternehmungen des Leosthenes entgegen gewesen war, und diese glücklich ausschlugen, und er die Athenienser über den erhaltnen Sieg Freudenfeste anstellen und vergnügt sahe: Ich wollte zwar, daß ich das selbst gethan hätte, aber ich bleibe doch noch immer bey meiner vorigen Meynung.

Noch stärker bewies dieses Aristides, der Lokrenser, einer von den Freunden des Plato. Als der ältere Dionysius eine von seinen Töchtern zur Gemahlin begehrte, so antwortete er: er wolle seine Tochter lieber todt, als mit einem Tyrannen vermählt sehen. Bald darauf ließ Dionysius die Kinder des Aristides umbringen, und fragte ihn spöttisch: Ob er noch der vorigen Meynung wegen der Verheirathung seiner Töchter wäre? Aristides antwortete: Das geschehene schmerzt mich, aber meine Meynung gereut mich nicht. Dieß zeigt eine noch größre und vollkommnere Tugend an.

Aber die Empfindung des Timoleons über seine That, sie mag nun Mitleid über den getödteten Bruder oder Ehrfurcht für die Mutter gewesen seyn, machte ihn so niedergeschlagen und unruhig, daß er fast zwanzig Jahre hindurch kein wichtiges noch öffentliches Geschäft übernahm, *) bis er zum Anführer der Truppen nach Syrakus vorgeschlagen wurde.

Das Volk nahm den Vorschlag willig an, und bestätigte ihn. Hierbey stand Teletlides auf, ein

*) Diodorus aus Sicilien geht im XVI. Buche seiner Geschichte cap. 66. von den hier erzehlten Umständen sehr ab, und erzehlt, daß noch die Criminelluntersuchung über den Brudermord des Timoleons nicht zu Ende gewesen wäre, als die Gesandten von Syrakus angekommen wären. Corn. in Vit. Timol. kommt mit dem Plutarch im ganzen mehr überein. Wer Lust hat, die verschiednen Nachrichten der Schriftsteller vom Timoleon zusammen zu lesen, der sehe Bayle's Dictionaire Art. Timoleon. Tom. IV. pag. 369. sq.

Mann, der damals durch Ansehn und Macht einer der Vornehmsten zu Korinth war, und ermahnte den Timoleon, sich in dieser Unternehmung als einen edelmüthigen und braven Mann zu zeigen. — „Wenn du, setzte er hinzu, dich gut verhalten wirst, so werden wir dich für einen Tyrannenmörder, im Gegentheile für einen Brudermörder halten.

Indem Timoleon sich zur Abfahrt rüstete, und die Truppen versammelte, kamen Briefe vom Iketes an die Korinther, welche seine veränderte Gesinnung, und dadurch seine Verrätherey anzeigten. Er hatte sich, sobald die Gesandten abgegangen waren, offenbar auf die Seite der Carthaginenser gewandt, und mit ihnen Rathschläge gefaßt, nach Vertreibung des Dionysius aus Syrakus selbst die Oberherrschaft zu behaupten. Aus Furcht, daß ihm der Korinthische Feldherr mit seinen Truppen zuvorkommen, und seine Anschläge vereiteln möchte, schrieb er nun den Korinthern, es wäre nicht nöthig, daß sie sich so viele Mühe und Kosten verursachten, um sich den Gefahren in Sicilien auszusetzen, weil besonders die Carthaginenser dieses nicht zugeben, sondern mit vielen Schifen der Korinthischen Flotte aufpassen würden; er habe aus Noth, bey der Verzögerung der Hülfe aus Korinth, mit den Carthaginensern ein Bündniß wider den Tyrannen geschlossen. Nach Verlesung dieser Briefe wurden alle, wenn sonst auch noch jemand bey dem vorhabenden Feldzuge gleichgültig gewesen wäre, gegen den Iketes einmüthig aufgebracht. Man schafte dem Timoleon alles benöthigte bereitwillig an, man beschleunigte die Rüstung zu seiner Abfahrt.

Als schon die Schife segelfertig, und die Soldaten mit allem Nöthigen versehen waren, so träumte den Priesterinen der Proserpina, sie sähen die Göttinen Ceres und Proserpina sich zu einer Reise bereiten, und hörten sie sagen, sie wollten mit dem Timoleon nach Sicilien segeln. Dieser Ursache wegen rüsteten die Korinther auch ein heiliges Schif aus, und nannten es nach dem Namen der beyden Göttinen. Timoleon begab sich selbst nach Delphos, um dem Gotte zu opfern. Indem er in den Tempel herabstieg, ereignete sich ein Wunder. Es fiel nämlich von den in dem Tempel aufgehangenen Geschenken eine Kopfbinde, in welche Kränze und Siegeszeichen gewirkt waren, auf den Kopf des Timoleons herab, so, daß es schien, als wenn er vom Gott Apollo selbst bekränzt zu seinem Feldzuge gesandt würde.

Timoleon gieng mit sieben Korinthischen und zwey Korcyräischen Schifen ab, zu denen noch ein zehntes Schif aus Leukadien stieß. Er trat bey Nacht und bey gutem Winde seine Fahrt an; es schien als wenn sich der Himmel schnell zertheilte, und über dem Schife ein grosses helles Feuer ausgösse, aus welchem eine Fackel, gleich derjenigen, die bey den Mysterien der Ceres der Procession vorgetragen werden, sich erhob, einerley Lauf mit dem Schife nahm, und an dem Orte in Italien, wo die Steuerleute ihre Landung bestimmt hatten, sich niederließ. Die Wahrsager zeigten an, daß diese Erscheinung die Träume der Priesterinen bestätigte, und daß die Göttinen, welche den Feldzug begleiteten, diesen Schein vom Himmel gezeigt hätten;

Sicilien sey der Proserpina geheiligt, denn als sie, wie die Mythologie erzehlt, dort vom Pluto geraubt worden, sey ihr diese Insel zum Hochzeitsgeschenke gegeben.

Diese göttliche Gunstbezeugungen machten der Flotte Muth, sie eilte über das Meer zu kommen, und gelangte bald in Italien an. Aber die Nachrichten, welche man von Sicilien erhielt, erweckten bey dem Timoleon viel Unruhe, und bey den Soldaten Zaghaftigkeit. Iketes hatte den Dionysius in einem Treffen geschlagen, den größten Theil von Syrakus eingenommen, und den Dionysius selbst auf das Schloß, und denjenigen Theil der Stadt, welcher die Insel hieß, getrieben, wo er ihn belagerte. Den Carthaginensern hatte er Order gegeben zu verhindern, daß Timoleon nicht in Sicilien landete, damit er nach Zurücktreibung der Korinther die Insel ruhig mit ihnen theilen könnte. Sie schickten zwanzig Schife nach Rhegium, auf welchen sich auch Gesandten des Iketes an den Timoleon befanden, deren Anträge den Thaten des Iketes gleich waren, denn sie enthielten höfliche Beschönigungen boshafter Absichten. Sie trugen dem Timoleon vor, daß er selbst, wenn er wollte, zum Iketes kommen, und an dessen glücklichen Thaten Theil nehmen möchte, die Schife und Soldaten aber möchte er nach Korinth zurück schicken, da der Krieg nun beynahe geendigt wäre, die Carthaginenser auch die Landung verwehren, und Gewalt gegen Gewalt gebrauchen würden.

Als die Korinther zu Rhegium landeten, trafen sie diese Gesandten schon an, und sie sahen die

Carthaginenſiſchen Schife nicht weit davon vor Anker liegen. Dieſe ſtolze Begegnung erbitterte alle wider den Iketes, und vermehrte die Beſorgniß für die Sicilianer, die man nun offenbar verlaſſen, und als eine Beute der Verrätherey für den Iketes und der Ungerechtigkeit für die Carthaginenſer betrachtete. Denn man hielt es für unmöglich, die vor Anker liegende Flotte der Barbaren, die noch einmal ſo ſtark als die Korinthiſche war, und die Armee derſelben in Sicilien, die ſich mit dem Iketes verbunden hatte, welchem man nur zu Hülfe kommen wollte, zu überwinden.

Timoleon hielt mit den Geſandten des Iketes und den Häuptern der Carthaginenſer eine Unterredung. Er ſagte: „Er wolle ihren Vorſtellungen Gehör geben, denn was könnte er ausrichten, wenn er ſich weigere? aber er wolle ihren Vortrag in Gegenwart der Einwohner von Rhegium, welches eine griechiſche und beyden Theilen freundlich geſinnte Stadt ſey, hören, und nach darauf ertheilter Antwort zurückſegeln. Dieſes ſey ihm zu ſeiner Sicherheit erforderlich, und ſie würden auch einen deſto feſtern Vergleich wegen der Syrakuſaner ſchlieſſen können, wenn das Volk zu Rhegium Zeuge des Vertrags wäre.“ — Er that aber dieſen Verſchlag, um die Feinde durch eine ſchnelle heimliche Landung zu hintergehen. Die Vorſteher des Volks zu Rhegium halfen ihm ſeine Liſt ausführen, denn ſie wünſchten, daß Sicilien in Korinthiſche Herrſchaft käme, und fürchteten ſich vor der Nachbarſchaft der Barbaren. Sie hielten alſo eine Verſammlung des Volks, und ſchloſſen die Thore zu, unter der vor-

gegebenen Absicht, daß die Bürger beysammen blei-
ben, und nicht auswärtige Geschäfte vornehmen
möchten. Als sie in die Versammlung kamen, hiel-
ten sie weitläuftige Reden, und einer gab immer
dem andern Gelegenheit, die Materie fortzusetzen,
aus keinem andern Grunde, als die Zeit hinzubrin-
gen, und die Carthaginenser ohne Verdacht in dieser
Versammlung aufzuhalten, bis die Korinthischen
Schife abgesegelt wären. Und Timoleon zeigte sich
selbst gegenwärtig, und ließ vermuthen, daß er
auch bald auftreten und eine Rede halten würde.

Sobald er aber insgeheim Nachricht bekam,
daß die andern Schife abgesegelt wären, und nur
noch das Schif, in welchem er abgehen sollte, auf
ihn wartete, schlich er sich unter dem Volke weg,
indem die Rhegier, die um den Rednerstuhl herum-
standen, ihn verbargen. Er eilte ans Meer, und
schifte schnell ab. Er landete in Sicilien bey der
Stadt Tauromenium, wo ihn Andromachus, der
damals die Stadt als Oberherr beherrschte, und die
Korinther längst zu Hülfe eingeladen hatte, bereit-
willig aufnahm. Dieser Andromachus war der Va-
ter des Geschichtschreibers Timäus, und einer der
mächtigsten Herren in Sicilien, er regierte auch sei-
ne Stadt nach den Gesetzen und gerecht, und zeigte
sich als einen offenbaren Feind der Tyrannen. Er
gab daher zu, daß Timoleon seine Stadt zum Waf-
fenplatze machte, und ermunterte selbst seine Bür-
ger, den Korinthern beyzustehn, und in Verbindung
mit ihnen Sicilien in Freyheit zu setzen.

Aber die Carthaginenser zu Rhegium wurden,
als Timoleon abgeschift war, und die Versammlung

aus einander gieng, über diesen Betrug sehr aufgebracht. Sie gaben aber nur den Rhegiern Gelegenheit zum Spotte über sie. Man fragte sie, ob ihnen, da sie Phönizier wären, nicht eine listige That gefiele? Sie schickten einen Gesandten mit einem Schife nach Tauromenium ab, welcher dem Andromachus weitläuftige Vorstellungen that. Er drohte ihm auch auf eine barbarische Art, wenn er die Korinther nicht sogleich aus seiner Stadt wegschaffen würde. Zuletzt streckte er seine Hand in die Höhe, und ließ sie umgekehrt wieder nieder sinken, und drohte, daß es seiner Stadt so ergehen würde. Andromachus aber lachte darüber, und statt aller Antwort hielt er ebenfalls seine Hand in die Höhe, und drohte ihm, indem er die Hand wieder herabfallen ließ, wenn er nicht wollte, daß es seinem Schife so ergehen sollte, so möchte er gleich absegeln.

Iketes hingegen gerieth über die Nachricht von der Landung des Timoleons in solche Furcht, daß er viele Carthaginensische Schife an sich zog. Jetzt gaben die Syrakusaner alle Hoffnung zu ihrer Errettung auf, da sie sahen, daß die Carthaginenser ihren Hafen, Iketes die Stadt, und Dionysius das Schloß inne hatten, Timoleon aber nur gleichsam einen kleinen Zipfel an den Grenzen von Sicilien, die kleine Stadt Tauromenium in seiner Gewalt hatte, und mit einer geringen Hoffnung und schwachem Heere, welches nur aus tausend Mann bestand, kaum so viel Unterhalt, als er nöthig hatte, sich zu verschaffen fähig war. Und noch dazu trauten die Sicilischen Städte dem Timoleon nicht, denn sie waren durch ihre Unglücksfälle, und beson-

ders durch die Untreue des Kallippus und Pharax, gegen alle Anführer von Kriegsheeren erbittert worden. Kallippus, ein Athenienser, und Pharax, ein Lacedämonier, hatten beyde vorgegeben, daß sie zu Hülfe kämen, die Städte in Freyheit zu setzen, und die Tyrannen zu vertreiben, und hatten sich doch so bezeigt, daß die Sicilianer die Uebel der Tyranney noch für gülden, und diejenigen für glücklicher hielten, die der Knechtschaft unterworfen worden waren, als die durch sie ihre Freyheit erhalten hatten.

Sie glaubten daher, daß der Korinthische Feldherr nicht besser als jene seyn würde, und daß er ebenfalls mit betrügerischen Versprechungen und guten Hoffnungen sie anreitzen wollte, unter menschenfreundlichen Versicherungen sich einem neuen Beherrscher zu unterwerfen. Sie liessen sich also aus Mißtrauen durch die Korinthischen Ermunterungen zu nichts bewegen. Bloß die Einwohner von Adranum, einer kleinen Stadt, die dem in ganz Sicilien vorzüglich verehrtem Gott, Adranus gewidmet war, wurden unter einander uneins, indem ein Theil den Iketes und die Carthaginenser, der andre den Timoleon zu Hülfe rief.

Es geschah von ohngefähr, daß beyde, indem sie herbey eilten, zu gleicher Zeit ankamen. Iketes hatte fünftausend Mann bey sich, das ganze Heer des Timoleons aber bestand aus nicht mehr als zwölfhundert Mann, mit welchen er aus Tauromenium auf Adranum, das dreyhundert und vierzig Stadien entfernt war, los gieng. Am ersten Tage lagerte sich Timoleon nach einem kurzen Marsche. Am zweyten setzte er seinen Zug eifrig durch be-

schwerliche Gegenden fort, und erfuhr, als es schon gegen Abend war, daß Iketes an die Stadt angerückt sey, und sein Lager nahe an derselben aufgeschlagen habe. Die Anführer der Vortruppen liessen sie hier Halte machen, damit sie essen und ausruhen, und hernach desto tapfrer sich bezeigen möchten. Aber Timoleon kam herbey, und bat sie, das nicht zu thun, sondern eilends fort zu marschiren, und die Feinde unvermuthet zu überfallen, da sie wahrscheinlich jetzt vom Marsche ausruhen, und mit Zelter aufschlagen und Essen beschäftigt seyn würden. Er ergrif, indem er dieß sagte, seinen Schild, und stellte sich an die Spitze des Haufens, mit einem Muthe, als wenn er sie zu einem gewissen Siege führte. Die Mannschaft folgte ihm muthig nach. Der Feind war weniger als dreyßig Stadien entfernt; dieser Weg wurde bald zurückgelegt, und der Feind überfallen; er floh, in voller Verwirrung, sobald der Angrif geschah. Es wurden daher auch nicht vielmehr als dreyhundert getödtet, aber zweymal so viel gefangen, und das Lager erbeutet.

Die Einwohner zu Adranum öfneten dem Timoleon die Thore, ergaben sich seinen Befehlen, und erzehlten mit Schaudern und Verwundrung, es hätten sich eben beym Anfange des Gefechts die Thüren des Tempels von freyen Stücken eröfnet, die Lanze an der Statüe ihres Gottes Adranus hätte sich bewegt, und sein Gesicht stark geschwitzt.

Diese Zeichen haben wahrscheinlicher weise nicht bloß den damaligen Sieg des Timoleons angezeigt, sondern auch die nachherigen glücklichen Begebenheiten, von denen dieses Gefecht nur ein guter An-

fang war. Denn gleich darauf ergriffen verschiedene Städte die Parthey des Timoleons, und schickten Abgeordnete an ihn; und der Beherrscher der Stadt Catana, Mamercus, ein kriegrischer und reicher Herr, machte mit ihm Bündniß. Das wichtigste aber war, daß Dionysius selbst, der nun schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, und sich nicht lange mehr halten konnte, aus Verachtung des Iketes, der sich so schändlich hatte besiegen lassen, und aus Hochachtung gegen Timoleon, zu ihm schickte, und sich und sein Schloß ihm übergab.

Dieses unvermuthete Glück nahm Timoleon mit Freuden an, und schickte zwey Korinther, Euklides und Telemachus, in das Schloß, denen vierhundert Soldaten, nicht öffentlich und auf einmal, welches wegen der Feinde im Hafen nicht möglich war, sondern nach und nach in der Stille in das Schloß nachfolgten. Diese Mannschaft besetzte das Schloß, und bekam alle Kriegsbedürfnisse und allen Vorrath des Tyrannen im Schlosse in ihre Gewalt. Man fand darinnen eine Menge Pferde, Pfeile, und allerhand Kriegsgeräthschaften, siebzigtausend Rüstungen, die von alten Zeiten her aufbewahrt waren, welches alles Dionysius nebst den zweytausend Soldaten, die er bey sich hatte, dem Timoleon übergab. Dionysius selbst entwich mit seinem Gelde und einigen wenigen Freunden, ohne daß es Iketes gewahr wurde, in das Lager des Timoleons.

Hier erschien er zum erstenmale als ein Privatmann in einer schlechten Gestalt. Er wurde mit einem einzigen Schife und wenigem Gelde nach Korinth gesandt. Er war in einem glänzenden Für-

stenstande geboren und erzogen, und hatte sein schö=nes Reich zehn Jahre lang, ehe er vom Dion ver=trieben wurde, und hernach wieder zwölf Jahr, ob=gleich unter kriegrischen Unruhen, beherrscht. Die Grausamkeiten, die er begangen hatte, wurden von denen übertroffen, die er leiden mußte. Er mußte sehen, daß seine erwachsenen Söhne umge=bracht, seine Töchter geschändet, seine Schwester, die zugleich seine Frau war, nach den abscheulich=sten erlittenen Beschimpfungen, nebst ihren Kindern getödtet, und ins Meer geworfen wurde, welches alles im Leben des Dions umständlicher erzehlt wird.

Als Dionysius nach Korinth gekommen war, so trieb die Neugierde alle Menschen ihn zu sehen und zu sprechen. Einige freueten sich über sein Schicksal, und kamen in der gehäßigen Gesinnung zu ihm, einen vom Schicksale gestürzten Mann noch mehr zu demüthigen: andre hatten Mitleiden mit ihm, und betrachteten in seinem Glückswechsel die grosse Macht der höhern und unbekannten Ursachen, die die Schicksale der schwachen Sterblichen auf eine offenbare Art bewirken. Und gewiß zeigte damals weder die Natur noch die Kunst eine solche Wirkung ihrer Macht, als das Glück an diesem Manne, der kurz zuvor Fürst von Sicilien gewesen war, und jetzt zu Korinth sich in den Garküchen sehen ließ, oder bey einem Salbenkrämer saß, oder bey den Weinschenken die Neigen austrank, oder sich mit Frauenzimmern abgab, die ihre Gestalt feil boten, oder Sängerinen und Komödiantinen im Singen un=terrichtete, und mit ihnen über den Wohlklang in theatralischen Gesängen stritt. Viele glaubten, Dio=

nysius thäte dergleichen aus angeborner Dummheit und niederträchtiger Unverschämtheit: andere vermutheten, er verstellte sich, und nähme bey seiner Langenweile eine solche Abgeschmacktheit an, um mehr die Verachtung als das Mißtrauen der Korinther auf sich zu ziehen, damit er nicht in den Verdacht geriethe, als wenn er den Wechsel seines Schicksals nicht ertragen könnte, und nach höhern Absichten strebte.

Einige von ihm noch jetzt bekannte witzige Reden scheinen anzuzeigen, daß er sein Schicksal auf eine nicht unedle Art ertrug. Als er sich z. E. in Leukas aufhielt, einer Stadt, die ebenfalls, wie Syrakus, eine Korinthische Colonie war, so sagte er: Es gienge ihm wie den Kindern, die ein Versehen begangen hätten: denn so wie diese bey ihren Geschwistern lustig wären, die Aeltern aber scheuten und fliehten, so scheute er sich vor der Mutterstadt, und wäre bey den Einwohnern in Leukas lustig.

Ein andermal spottete ein Fremder auf eine grobe Art über den Umgang, den er, noch als Fürst, mit den Philosophen gehabt hatte, und fragte ihn endlich: Was ihm denn nun des Plato Weisheit geholfen hätte? — Glaubst du denn, antwortete er, daß mir des Plato Weisheit nichts geholfen hat, da ich mein Schicksal so ertragen kann? Zu den Musikus Aristoxenus und einigen andern, welche ihn fragten, was denn die Ursache seiner Ungnade gegen den Plato gewesen wäre? sagte er: Unter allen den Uebeln, welche einen Tyranen umgeben, ist keines so groß, als daß niemand der sogenannten Freun-

de mit ihm freymüthig spricht; und durch solche Leute kam ich um das Wohlwollen des Plato.

Einer von denen, die sich für witzige Köpfe ausgaben, schüttelte, als er zum Dionysius kam, um über ihn zu spotten, sein Kleid aus, nach der Art, wie es gewöhnlich war, wenn man vor einen Tyrannen gelassen werden wollte *). Aber Dionysius vergalt ihn seinen Spott, und sagte: Er solle sein Kleid lieber alsdenn ausschütteln, wenn er weggienge, damit man sähe, daß er nichts mitgenommen hätte.

Philippus, der Macedonische König, brachte einmal beym Trunke das Gespräch mit einer spöttischen Art auf die Lieder und Tragödien, welche der ältere Dionysius hinterlassen hatte, und stellte sich, als wenn er gar nicht begreifen könnte, wenn dieser Fürst zu dergleichen Geschäften Zeit gehabt hätte. Dionysius antwortete ihm sehr artig: Es geschah immer in derjenigen Zeit, welche du, und ich, und alle, die wir uns für glücklich halten, beym Trinken zubringen.

Den Plato sahe Dionysius zu Korinth nicht mehr, denn er war schon gestorben; aber den Diogenes aus Sinope öfters. Als dieser Philosoph ihm zum erstenmale begegnete, sagte er zu ihm: Dionysius, du hast ein Schicksal, das deiner unwürdig ist. Dionysius blieb stehen, und sagte:

*) Alle, die vor einen Despoten gelassen werden wollten, mußten deswegen vorher ihre Kleider ausschütteln, damit man sahe, daß sie keinen Dolch oder ander Gewehr darunter verborgen hatten.

Du thust wohl, Diogenes, daß du über mein Mißgeschick Mitleiden hast. — Wie? antwortete Diogenes, glaubst du, daß ich dich bedaure? ich bin darüber unwillig, daß du hier mit uns in Lust und Freude lebst, da du, als ein Sklave, so wie dein Vater, hättest sollen in dem Fürstenstande alt werden und darinnen sterben. — Wenn ich diese Rede des Diogenes mit den Klagen vergleiche, womit Philistus die Töchter des Leptines bedauert, daß sie aus dem herrlichen Glückstande der Königlichen Würde in einen so niedrigen Stand wären versetzt worden; so scheinen es mir Klagen eines Weibes über den Verlust ihres Schmucks und ihrer Kleider zu seyn. — Diese hier vom Dionysius erzehlten Umstände schienen mir in dieser Lebensbeschreibung keinen unschicklichen Platz zu haben, da sie den Lesern, die nicht eilfertig sind, und Musse haben, eine angenehme Unterhaltung geben.

So seltsam als das Mißgeschick des Dionysius war, so wunderbar war das Glück des Timoleons. Er hatte funfzig Tage nach seiner Ankunft in Sicilien das Schloß zu Syrakus in seine Gewalt bekommen, und den Dionysius nach Peloponnes geschickt. Die Korinther, dadurch aufgemuntert, sandten ihm noch zweytausend Mann Fußvolk und zweyhundert Reuter nach. Wie aber diese Truppen bis nach Thurii gekommen waren, so mußten sie Stillstand machen, weil die Carthaginenser mit ihren vielen Schifen das Meer beherrschten, und den Uebergang nach Sicilien verwehrten. Sie nutzten aber ihre Musse da zu einer vortrefflichen Sache. Die Thurier, welche mit den Brutiern eben Krieg

führten, übergaben diesen Korinthischen Truppen ihre Stadt indessen zur Bewahrung, und diese bewahrten auch die Stadt so treu und rechtschaffen, als wenn es ihr Vaterland gewesen wäre.

Iketes belagerte indessen das Schloß zu Syrakus, und schnitt den Korinthern, die darinnen lagen, die Zufuhr ab. Er schickte auch zwey fremde Soldaten nach Adranum, welche den Timoleon umbringen sollten. Dieser tapfre Mann hatte ohnehin niemals eine Leibwache bey sich, und damals lebte er unter den Einwohnern zu Adranum voll Zuversicht auf den Gott dieser Stadt ganz sicher und ohne Furcht. Die abgeschickten Meuchelmörder erfuhren von ungefähr, daß Timoleon opfern würde. Sie giengen in den Tempel mit Dolchen unter den Kleidern, mischten sich unter das Volk, welches um den Altar herum stand, und drangen immer näher heran. Indem sie sich eben das Zeichen zum Morde unter einander geben, haut einer der Umstehenden den einen dieser Mörder mit dem Schwerdte über den Kopf, daß er danieder sinkt. Und zugleich entflieht derjenige, der diese That begangen hatte, und der Hülfsgenosse des erschlagnen Mörders. Jener flieht mit dem Schwerdte in der Hand auf einen hohen Felsen herauf. Der andre umfaßt den Altar, bittet den Timoleon um Sicherheit, und verspricht alles zu entdecken. Timoleon verspricht ihm Sicherheit, und er bekennt, daß er mit dem getödteten abgeschickt worden sey, ihn zu ermorden.

Indessen bringen einige jenen auf den Felsen geflüchteten wieder herbey, welcher immerfort schreyt,

daß er nichts Böses begangen, sondern mit Recht den Menschen im Tempel getödtet hätte, weil er ehemals seinen Vater in Leontium umgebracht habe: verschiedne von den Anwesenden bezeugen, daß er die Wahrheit sage. Man bewunderte die sonderbare Fügung des Glücks, welches eines durch das andre bewirkt, und die weit von einander entfernten und verschiedensten Dinge, die nichts mit einander gemein haben, zusammen verbindet, und sie immer unter einander zu Endzwecken und Ursachen macht.

Der Mann, der den Meuchelmörder getödtet hatte, erhielt von den Korinthern eine Belohnung von zehn Minen *), weil er gleichsam dem Schutzgotte des Timoleons seine Rache geliehen, und seiner schon so lange dauerden Empfindung nicht eher einen Ausbruch gegeben, bis er, durchs gute Glück, seine Privatrache mit der Erretung des Timoleons verband. Der Glücksfall, welcher diesen General erhalten hatte, erweckte bey den Korinthern neue Zuversicht auf ihn für die Zukunft, sie betrachteten ihn als einen heiligen Mann, der unter besonderm Schutze Gottes als ein Rächer Siciliens gekommen sey, sie ehrten ihn und bewachten ihn sorgfältig.

Als Iketes sahe, daß ihm sein Anschlag mißlungen war, und daß viele Sicilianer zu der Parthey des Timoleons übergiengen, so tadelte er sich selbst, daß er die so grosse Kriegsmacht der Carthaginenser, die zu seinem Dienste bereit stand, gleich-

*) Wenn man die Mine, nach gewöhnlicher Art, zu 12 Thalern 12 Groschen rechnet, so beträgt das Geschenk 125 Thaler. Eine für die damaligen Zeiten grosse Summe!

sam aus Scheu nur einzeln gebraucht, und wie verstohlner weise Hülfstruppen davon genommen hatte. Er rief nun den Carthaginensischen Feldherrn Magon mit seiner ganzen Flotte zu Hülfe. Dieser segelte mit seiner fürchterlichen Macht von hundert und funfzig Schifen in den Hafen ein, setzte eine Armee von sechzigtausend Mann ans Land, und schlug sein Lager selbst in der Stadt Syrakus auf. Jetzt glaubte schon jedermann, daß die alte Prophezeyung von der Einnahme Sicilens durch Barbaren in Erfüllung gienge. Bisher war es noch niemals den Charthaginensern geglückt, so viele Kriege sie auch in Sicilien geführt hatten, Syrakus einzunehmen. Jetzt, da Iketes sie aufnahm, und ihnen die Stadt übergab, war sie offenbar das Lager der Barbaren geworden.

Die Korinther, welche das Schloß inne hatten, befanden sich in bedrängten und gefährlichen Umständen. Sie litten schon Mangel am Proviante, weil die Feinde den Hafen besetzt hielten: sie mußten beständig auf den Mauern mit den Feinden kämpfen, und unter sich die Vertheidigung des Schlosses gegen alle so mannichfaltige Angriffe und alle Belagerungskünste der Feinde theilen. Indessen schickte ihnen Timoleon einige Hülfe und Proviant aus Catana auf kleinen Fischerkähnen und Booten, die sich bey entstandnem Sturme, indem die feindlichen Schife wegen des Ungestüm des Meers weit von einander standen, durchschleichen mußten. Wie Magon und Iketes dieses gewahr wurden, so beschlossen sie, Catana einzunehmen, welches den Belagerten Lebensmittel zugeführt hatte. Sie giengen

mit ihrer besten Mannschaft von Syrakus dahin ab. Aber der Korinthische Befehlshaber in dem Schlosse, Neon, wurde kaum gewahr, daß die zurückgebliebenen Feinde sicher und nicht auf ihrer Hut waren, so überfiel er sie plötzlich in ihrer Zerstreuung. Er tödtete eine Menge, die andre verjagte er, und machte sich von demjenigen Theile der Stadt Syrakus Meister, welcher Achradine hieß, und die festeste und unüberwindlichste unter den verschiednen Städten war, aus welchen Syrakus bestand. Er fand hier eine Menge Proviant und Geld, und zog sich daher nicht wieder aufs Schloß zurücke, sondern behauptete die eingenommene Stadt Achradine, befestigte sie noch mehr, und verband diese Festungswerke mit dem Schlosse.

Magon und Iketes waren schon nahe bey der Stadt Catana, als ein Reuter von Syrakus ihnen die Einnahme von Achradine berichtete. Sie giengen voll Bestürzung eilfertig wieder zurück: sie hatten nun weder die Stadt eingenommen, die sie einnehmen wollten, noch die behalten, die sie inne gehabt hatten.

Bey den bisherigen Begebenheiten ist es ungewiß, ob Klugheit und Tapferkeit, oder das Glück mehr Antheil daran haben: aber die nachfolgenden Vortheile scheinen gänzlich durch das Glück bewirkt zu seyn. Die Korinthischen Truppen, welche zur Verstärkung des Timoleons abgeschickt waren, und zu Thurii hatten müssen stehen bleiben, weil die Carthaginensische Flotte unter dem Annon ihnen aufpaßte, und auch das Meer lange Zeit hindurch stürmisch gewesen war, diese entschlossen sich endlich, ihren

Weg zu Lande durch das Gebiet der Brutier fortzusetzen. Sie kamen theils mit Güte theils mit Gewalt, durch das Land der Barbaren und in Rhegium an, indem das Meer noch immer stürmisch war.

Aber der Admiral der Carthaginensischen Flotte glaubte, daß er die Korinther vergeblich erwarte, und sie sich nicht in die See wagen würden. Er bildete sich also ein, er könnte einen andern recht klugen und listigen Streich ausführen. Seine Matrosen mußten sich bekränzen, und die Schife mit Griechischen und Phönicischen Schildern ausschmücken, und so segelte er nach Syrakus. Hier ließ er, als er bey dem Schlosse vorbeyfuhr, unter grossem Jubelgeschrey und Frohlocken ausrufen, daß er die Korinther auf der See angetoffen, angegriffen und gänzlich geschlagen hätte. Dadurch glaubte er nun die Belagerten im Schlosse muthlos zu machen.

Indem Annon diese seltsame possenhafte Betrügerey spielte, waren die Korinther durch das Gebiet der Brutier zu Rhegium angekommen, und wurden gewahr, daß keine feindliche Flotte mehr auf sie lauerte, und der Sturm sich unvermuthet gelegt hatte. Sie ergriffen also die Gelegenheit dieser sichern und leichten Ueberfahrt, setzten sich in alle die Fischerkähne und Boote, die da waren, und schiften so sicher und bey einer so grossen Meersstille nach Sicilien über, daß sogar ihre Pferde neben den Booten beyher schwommen, und mit den Zügeln nachgezogen wurden.

Sie vereinigten sich sogleich nach ihrer Landung mit dem Heere des Timoleons, welcher sich nun der Stadt Meßina bemächtigte, und darauf in

Schlachtordnung auf Syrakus losgieng, wobey er sich mehr auf sein gut Glück als auf seine Macht verließ, denn sein Heer bestand nur aus viertausend Mann.

Die Nachricht von seiner Ankunft machte den Magon bestürzt und furchtsam, und dazu kam der Argwohn einer Verrätherey, wozu folgendes Gelegenheit gab. Es giebt um Syrakus viele Sümpfe, welche von den Quellen und Seen, und von den ins Meer fliessenden Strömen viel trinkbares Wasser bekommen, und worinnen sich eine Menge Aale aufhalten, die von jedem, der Lust hatte, häufig gefangen wurden. Hier kamen die Miethsoldaten von beyden Heeren, wenn die Waffen ruhten, und sie Musse hatten, beym Aalfange zusammen. Es waren lauter Griechen, die keine Ursache zur Privatfeindschaft wider einander trieb, und wenn sie in den Gefechten tapfer gestritten hatten, in den Zwischenzeiten des Stillstandes mit einander sich freundlich unterredeten, und bey dem gemeinschaftlichen Fischfange die guten Eigenschaften des Meers und die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegenden bewunderten. Bey solcher Gelegenheit sagte einmal ein Korinthischer Soldat zu den Griechischen Soldaten, die bey den Carthaginensern dienten: „Wie könnt ihr doch, da ihr geborne Griechen seyd, den Barbaren behülflich seyn, eine so grosse und so prächtige Stadt sich unterwürfig zu machen, und die grausamen und blutdurstigen Carthaginenser zu euren Nachbarn haben wollen, da ihr vielmehr wünschen solltet, daß noch mehrere Sicilien eine Vormauer von Griechenland seyn könnten? Oder glaubt ihr, daß sie von

den Säulen des Herkules und von dem Atlantischen Meere her mit einer so grossen Armee hieher gekommen seyn, um die Herrschaft des Iketes zu vertheidigen? Und wenn dieser Mann eine fürstliche Klugheit besässe, und nicht seine eigne Landesleute vertrieben, und die Feinde in sein Vaterland eingeführt hätte, so würde er selbst von den Korinthern und dem Timoleon die ihm gebührende Ehre und Herrschaft erlangt haben."

Diese Reden wurden von den Miethsoldaten im ganzen Carthaginensischen Lager ausgestreut, und erregten bey dem Magon einen Argwohn von Verrätherey. Er hatte auch schon lange einen Vorwand, den Iketes zu verlassen, gewünscht. Daher waren alle Bitten des Iketes, daß er bey ihm bleiben möchte, und alle Vorstellungen, daß ihre Macht der Korinthischen so sehr überlegen wäre, vergeblich: Magon wollte lieber der Tapferkeit und dem Glücke Timoleons weichen, als ihn durch seine Kriegsmacht überwältigen: er segelte ohne Verzug nach Afrika zurück, und ließ sich, wider alle menschliche Vermuthung, Sicilien aus den Händen entgehen.

Den Tag drauf erschien Timoleon mit seinen Truppen, und wollte die Feinde angreifen. Er fand die Hafen leer, und erfuhr die Entweichung des Magon; über dessen Feigherzigkeit die Korinthischen Soldaten so spotteten, daß sie in der Stadt herumliefen, und schrien, sie wollten demjenigen eine Belohnung geben, der ihnen anzeigen würde, warum die Carthaginensische Flotte vor ihnen geflohen wäre.

Aber Iketes hatte noch Lust zu fechten, und wollte die Stadt nicht verlieren, er behauptete diejenigen festen und schwer einzunehmenden Plätze, die er inne hatte. Timoleon theilte seine Armee zum Angriffe: er selbst wollte die festeste Seite beym Flusse Anapus bestürmen: indessen sollte Isias, ein Korinther, mit einem andern Haufen von Achradine her die Feinde angreifen, und der dritte Haufe sollte unter den Befehlen des Dinarchus und Demaretus, welche beyde die neuen Hülfstruppen von Korinth zugeführt hatten, auf Epipolä einbrechen. Da der Angrif auf diese Art von allen Seiten geschah, so wurden die Truppen des Iketes bald in die Flucht geschlagen.

Daß die Stadt im Sturme *) sobald, bey der Flucht der Feinde, erobert wurde, muß man allerdings der Tapferkeit der Korinthischen Soldaten, und der Klugheit des Feldherrn zuschreiben; daß aber dabey kein Korinthischer Soldat getödtet, und nicht einmal verwundet worden, kann nur allein dem besondern Glücke des Timoleons zugeschrieben werden. Dieses scheint selbst die Tapferkeit dieses Helden übertroffen zu haben, damit die Nachwelt mehr das Glück des Timoleons als seine grossen Eigenschaften bewundern möchte. Der Ruf dieser Be-

*) Die Worte des Textes κατ' ἄκρας geben keinen Sinn, und haben die Uebersetzer zu falschen Verdolmetschungen verleitet. Ich lese κατὰ κράτος, ein Ausdruck, der dem Plutarch sehr gewöhnlich ist, und wie leicht daraus von den Abschreibern κατ' ἄκρας konnte gemacht werden, brauche ich den Kritikverständigen nicht zu beweisen.

gebenheiten breitete sich nicht allein sogleich durch ganz Sicilien und Italien aus, sondern ganz Griechenland sprach auch in wenigen Tagen drauf von diesem grossen Glückszufalle. Und zu Korinth, wo man noch zweifelhaft war, ob die neue abgeschickte Verstärkung in Sicilien angekommen wäre, erfuhr man zu gleicher Zeit die Nachricht von der Ankunft und dem Siege der Truppen. So sehr gieng alles nach Wunsche, und so sehr hatte das Glück diese schönen Thaten durch die Geschwindigkeit verherrlicht.

Als Timoleon die Stadt und das Schloß im Besitze hatte, so machte ers nicht wie Dion, welcher das Schloß wegen der schönen und herrlichen Bauart verschonte, und sich dadurch erst Verläumdung, und hernach seinen Untergang zuzog. Er ließ vielmehr öffentlich ausrufen, es möchten sich die Syrakusaner mit Eisen und andern Werkzeugen versehen einfinden, und das Schloß des Tyrannen zerstören helfen. Es lief von allen Orten her Volk zusammen. Man betrachtete dieses Aufgeboth des Timoleons und den Tag der Zerstörung des Schlosses als den sichersten Anfang der Freyheit. Nicht allein das Schloß, sondern alle Palläste und Denkmäler der Tyrannen wurden eingerissen und zerstört. Timoleon, um sich den Syrakusanern noch gefälliger zu machen, ließ an eben diesen Plätzen Gerichtshäuser erbauen, und erhob dadurch die Urtheile des Volks über die Alleinherrschaft.

Aber es fehlte der Stadt Syrakus an Einwohnern: viele waren in den innerlichen Kriegen und Unruhen umgekommen, viele auch wegen der

Tyrannen weggeflüchtet: der Marktplatz zu Syrakus war, da ihn fast niemand mehr betreten hatte mit so vielen und hohen Grase bewachsen, daß die Pferde darauf weiden, und die Pferdeknechte sich im Grase verstecken konnten. Die andern Städte in Sicilien, sehr wenige ausgenommen, waren mit Hirschen und wilden Schweinen angefüllt, so daß man öfters in den Vorstädten und bey den Mauern Jagden anstellte. Diejenigen, welche sich bisher in festen Oertern und Schlössern aufgehalten hatten, weigerten sich nach Syrakus zurückzukommen, weil sie den Marktplatz, Rathhaus und Gerichtsstühle, wo sich die meisten zu Tyrannen aufgeworfen hatten, mit Haß und Abscheu betrachteten. Timoleon und die Syrakusaner beschlossen daher, die Korinther schriftlich zu ersuchen, daß sie ihnen aus Griechenland neue Colonisten schicken möchten, denn das Land hätte sonst müssen wüste liegen, und man vermuthete auch einen starken Krieg aus Afrika, nachdem man erfahren, daß die Carthaginenser, voll Unwillen über das Betragen des Magon, ihn, da er sich selbst umgebracht hatte, noch ans Kreuz hatten schlagen lassen, und eine grosse Kriegsmacht versammelten, um künftigen Sommer wieder nach Sicilien zu kommen.

Mit diesen Briefen des Timoleons giengen zugleich Gesandte von Syrakus nach Korinth ab, und baten, daß sich die Korinther ihrer Stadt annehmen, und durch Uebersendung neuer Colonisten zum zweytenmale die Stifter von Syrakus werden möchten. Die Korinther ergriffen nicht, wie sie wohl konnten, diese Gelegenheit, ihre Herrschaft zu er-

weitern, und sich die Stadt unterwürfig zu machen. Sie schickten Abgeordnete zu den feyerlichen Spielen in Griechenland, und in andre grosse und volkreiche Zusammenkünfte der Griechen, und liessen öffentlich ausrufen, daß die Korinther, nach Vertilgung der Tyranney zu Syrakus, und Vertreibung des Tyrannen, alle Syrakusaner und Einwohner von Sicilien, die Lust hätten nach Syrakus zurückzukehren, einladen liessen, das Land wieder unter sich zu theilen, und daselbst in vollkommner Freyheit, nach ihren eignen Gesetzen, zu leben. Darauf schickten sie auch nach Asien und in die Inseln Abgeordnete, wohin sich, dem Gerüchte nach, die meisten Flüchtlinge zerstreut hatten, und liessen ihnen befehlen, nach Korinth zu kommen, um unter Anführung von Korinthischen Officiern und mit Korinthischen Schifen nach Syrakus zurückzukehren. Dieses großmüthige Betragen erwarb der Stadt Korinth den herrlichsten und würdigsten Ruhm; sie hatte Sicilien von der Tyranney befreyt, sie hatte es aus der Gewalt der Carthaginenser errettet, und nun gab sie das Land seinen Besitzern wieder.

Aber die Anzahl derer, die sich zu Korinth einfanden, um nach Sicilien zurückzukehren, war nicht groß, sie baten daher, daß sie aus Korinth und den andern griechischen Staaten noch mehr Colonisten mitnehmen dürften, und wie ihrer über zehntausend beysammen waren, so schiften sie nach Syrakus ab. Hier hatten sich schon aus Sicilien und aus Italien viele Schaaren beym Timoleon eingefunden, so, daß alle zusammen, wie Athanis erzehlt, sechzigtausend Mann ausmachten. Timoleon theil-

te das Land unter ihnen aus, und die Häuser verkaufte er für tausend Talente. *) Den vorigen Bürgern von Syrakus gab er die Freyheit, ihre Häuser wieder an sich zu kaufen, zugleich bemühte er sich durch allerhand Mittel dem ganz armen Volke Geld zu verschaffen, welches so dürftig war, daß es weder sich Lebensmittel zu verschaffen, noch einen Krieg auszuhalten fähig war. Es wurden daher auch sogar die Statüen verkauft: man hielt über jede eine Art von Gericht, zog sie, wie lebendige Menschen, zur Rechenschaft, verklagte und verurtheilte sie. Es sollen dabey alle Statüen seyn verdammt worden, die einzige, die dem Gelon zu Ehren errichtet war, ausgenommen, welche die Syrakusaner aus Hochachtung für ihn wegen des Sieges, den dieser König bey Himera über die Carthaginenser erfochten hatte, erhalten haben.

Nachdem die Stadt Syrakus auf diese Art wieder von neuen hergestellt, und durch die von allen Orten herbeykommenden neuen Bürger wieder bevölkert worden war, so nahm sich Timoleon vor, auch die übrigen Städte in Freyheit zu setzen, und alle despotische Herrschaften gänzlich aus Sicilien zu vertilgen. Er zog daher mit seinen Truppen in die verschiednen Gebiete der Insel: er zwang den Iketes, dem Bündnisse mit den Carthaginensern zu entsagen, und zu versprechen, daß er seine Schlösser niederreissen und als ein Privatmann in Leontium leben wollte. Den Leptines, welcher Apollonien und viele kleine Städte beherrschte, brachte er

*) Ohngefähr eine Million Thaler.

so ins Gedränge, daß er sich freywillig ergab, er schenkte ihm das Leben, und schickte ihn nach Korinth, denn er hielt es für einen ruhmvollen Glanz für die Hauptstadt, daß daselbst die aus Sicilien vertriebnen Tyrannen in ihrem erniedrigten Stande vor den Augen von ganz Griechenland lebten.

Hierauf gieng er selbst nach Syrakus zurück, um die Regierungsverfassung der Republik zu Syrakus anordnen zu helfen, und mit dem Kephalus und Dionysius, die von Korinth zur Einrichtung der Gesetze dahin gekommen waren, Berathschlagungen zum Besten des neu errichteten Staats zu halten. Damit aber seine Miethvölker zu thun hätten, und auch in dem Kriege etwas gewinnen möchten, ließ er sie unter Anführung des Dinarchus und Demaretus in die Provinz von Sicilien einfallen, welche den Carthaginensern gehörte. Sie nahmen den Barbaren viele Städte weg, und bereicherten sich nicht nur selbst, sondern schaften auch so viel Geld herbey, daß man Vorrath zu einem Kriege mit den Carthaginensern hatte.

Indessen landeten die Carthaginenser auf dem Vorgebürge Lilybäum mit einer Kriegsmacht von siebenzigtausend Mann. Sie hatten zweyhundert Kriegsschife, tausend andere Schife, eine solche Menge von Kriegsgeräthschaften, Streitwagen, Proviant und allen Kriegsbedürfnissen bey sich, daß es schien, als wenn sie nun nicht mehr mit einzelnen Partheyen Krieg führen, sondern alle Griechen auf einmal aus ganz Sicilien jagen wollten. Denn diese Kriegsmacht wäre hinlänglich gewesen, die Sicilianer sich unterwürfig zu machen, wenn sie auch nicht

durch die innerlichen Unruhen so geschwächt, und in so üble Umstände wären versetzt worden. Die Nachricht von der Verwüstung ihres Gebiets brachte diese Feinde so sehr auf, daß sie ihre beyden Feldherren Asdrubal und Amilcar sogleich wider die Korinther führten.

Sobald die Syrakusaner von diesem Einbruche der Carthaginenser benachrichtigt wurden, geriethen sie wegen der Stärke dieser Kriegsmacht in solche Bestürzung, daß von den vielen Tausenden, die sich da befanden, kaum dreytausend die Waffen ergriffen, und mit dem Timoleon dem Feinde entgegen giengen. Die Miethsvölker beliefen sich auch nur auf viertausend Mann, und von diesen liefen noch unterwegens auf tausend aus Furcht davon, und glaubten, Timoleon müsse vor Alter unsinnig geworden seyn, daß er einer Armee von siebzigtausend Mann mit fünftausend Mann Fußvölkern und tausend Reutern entgegen gienge, und acht Tagereisen von Syrakus sich entfernte, wodurch er ausser Stand gesetzt würde, seine Erschlagnen zu begraben, und seine Flüchtlinge in einen sichern Ort hin zu retten. Aber Timoleon war noch froh, daß diese feigherzigen Soldaten vor der Schlacht ihre Verrätherey zu erkennen gegeben, und sich davon gemacht hatten: er sprach den andern Truppen Muth ein, und beschleunigte seinen Marsch nach dem Flusse Krimesus, wo er gehört hatte, daß die Armee der Carthaginenser stände.

Indem er mit seinem Heere einen Hügel heraufzog, von dem man die feindliche Armee übersehen konnte, kamen ihm Maulesel entgegen, die mit

Epheu beladen waren. Den Soldaten fiel dabey ein, daß dieses ein böses Zeichen wäre, weil man die Gräber der Todten mit Epheu zierte, und es daher zum Sprüchworte geworden war, von einem ohne Hoffnung liegenden Kranken zu sagen: Er braucht nichts mehr als Epheu. Aber Timoleon, der seine Truppen von diesem Aberglauben und Muthlosigkeit abbringen wollte, ließ sie Halte machen, machte ihnen Vorstellungen, wie sie sich zu den Umständen schickten, und erweckte von neuen ihren Muth, da er ihnen sagte, daß ihnen die Kränze noch vor dem Siege gebracht würden, und von freyen Stücken in ihre Hände kämen. Er bezog sich auf die Gewohnheit, die damals die Korinther hatten, derjenigen, die in den Isthmischen Spielen den Preis erhielten, mit Epheu zu bekränzen, welcher von ältesten Zeiten her von ihnen für heilig gehalten wurde. Denn damals war noch nicht, wie anjetzt, der Fichtenkranz bey den Isthmischen, und nur bey den Nemeischen Spielen der Epheukranz eingeführt. Nach der Anrede an seine Truppen nahm Timoleon selbst zuerst Epheu, und bekränzte sich damit, welchem Beyspiele die Officiers und alle Soldaten folgten. Zugleich zeigten die Wahrsager den Truppen zwey Adler in der Luft, davon der eine eine zerrissene Schlange in seinen Klauen hielt, der andre mit starkem und munterm Geschreye vorbeyflog, worauf das ganze Heer die Götter um Hülfe und Beystand anflehte.

Es war die Zeit im Monate Junius gegen den längsten Tag. Es erhob sich über den Fluß ein so starker Nebel, daß die ganze Ebene mit Dunkel-

heit bedeckt wurde, und man von den Feinden nichts sehen konnte: man hörte nur ein undeutliches vermischtes Geräusch den Hügel heran tönen, welches die grosse feindliche Armee anzeigte. Als das Korinthische Heer aber den Hügel erstiegen, und sich gelagert hatte, um auszuruhen, und die höher steigende Sonne die Dünste an sich zog, so sammelte sich der Nebel in der Höhe, und verdunkelte die Spitzen des Berges, die untere Gegend wurde aber wieder helle. Da sahe man den Fluß Krimesus und das Heer der Feinde, welches den Uebergang über den Fluß anfieng. Voran waren die fürchterlich gerüsteten Streitwagen, hierauf folgten zehntausend Mann Fußvolk, welche weisse Schilde trugen, und wegen ihrer glänzenden Rüstungen, und der geschlossenen Ordnung ihres Zuges, von den Korinthern für lauter geborne Carthaginenser gehalten wurden. Zuletzt folgten eine Menge ausländische Truppen, welche unordentlich und mit Ungestüm zogen.

Timoleon bemerkte, daß der Fluß ihm die Feinde so überlieferte, daß er mit so vielen, als er wollte, sich auf einmal einlassen könnte: er zeigte seinen Soldaten, wie der Strom das feindliche Heer trennte, und der eine Theil schon über den Fluß gegangen wäre, der andre es noch erst thun wollte. Er befahl daher dem Demaretus, daß er mit der Reuterey die Carthaginenser angreifen, und sie in Unordnung bringen sollte, ehe sie sich noch gestellt hätten. Er selbst gieng in die Ebene herab, und stellte die beyden Flügel so, daß er unter die gebornen Sicilianer die ausländischen Miethsoldaten vermischte: in die Mitte, wo er selbst commandirte, nahm

er die Syrakusaner, und die tapfersten Miethvölker. Nach gestellter Schlachtordnung blieb er noch eine Weile stille stehen, um zu sehen, was seine Reuterey ausrichten würde.

Er bemerkte, daß diese wegen der Streitwagen, die vor der feindlichen Armee herfuhren, mit den Carthaginensern nicht handgemein werden konnte, sondern, um nicht in Unordnung zu gerathen, öftere Wendungen machen mußte, und nur im Umwenden Angriffe thun konnte. Er ergrif daher sein Schild, stellte sich an die Spitze der Fußvölker, und rief ihnen zu, daß sie getrost und muthig folgen sollten. Seine Stimme schien dabey ganz ungewöhnlich stark und übermenschlich zu seyn, entweder weil er sie aus Eifer zum Gefechte so sehr anstrengte, oder weil eine Gottheit, wie damals die meisten glaubten, seine Stimme stärkte. Seine Truppen antworteten ihm mit einem Feldgeschrey, und verlangten sogleich wider den Feind angeführt zu werden. Er gab hierauf der Reuterey ein Zeichen, daß sie sich von den Streitwagen seitwärts abwenden und dem Feinde in die Flanke fallen sollte; die Trompeter bliesen zum Angrif, und das Gefecht gieng an.

Den ersten Anfall hielten die Carthaginenser tapfer aus: ihre eisernen Panzer und ehernen Helme schwächten die Wirkung der Lanzen. Man grif darauf zu den Schwerdtern, wobey die Geschicklichkeit eben so viel als die Stärke ausrichten konnte. In dem Augenblicke fieng es an erschrecklich von den Bergen herab zu donnern und zu blitzen, und der Nebel, der sich an die Spitzen der Berge gezogen hatte, kam in einem Sturme und Hagelwetter auf

das Schlachtfeld herab. Zum Glücke kam das Wetter den Griechen in den Rücken, und den Carthaginensern ins Gesicht, welche vor den Hagelschlägen und den heftigen Blitzen nicht die Augen aufthun konnten. Die Unordnung riß um so mehr, besonders bey den neuen Soldaten, ein, da man wegen der schrecklichen Donnerschläge und wegen des Getöses der von den Schlossen getroffnen Schilder und Waffen die Befehle der Feldherrn gar nicht vernehmen konnte. Zudem waren die Carthaginenser so schwer bewafnet, daß sie mit ihren Rüstungen im Kothe nicht fortkommen konnten, und in ihren langen Röcken sammelte sich so viel Wasser, daß sie dadurch im Gefechte verhindert, und von den Griechen leicht niedergeworfen wurden, aber mit ihren schweren Waffen sich nicht wieder aus dem Kothe heraushelfen konnten. Und der Fluß Krimesus schwoll von den Regengüssen an, und trat, währenden Uebergange der Feinde aus. Das umliegende Feld, in welchem Vertiefungen und Gruben waren, wurde ganz überschwemmt, und die Carthaginenser geriethen darinnen in die größte Gefahr.

Noch währenden Wetter schlugen die Griechen die Vortruppen der Feinde, welche aus vierhundert Mann bestanden, worauf das ganze Heer die Flucht ergrif. Viele wurden auf dem Felde niedergemacht, viele ersoffen, indem sie auf die losdrängten, die noch eben über den Fluß setzten, und viele, die sich auf die Hügel retten wollten, wurden von den leichten Truppen niedergehauen. Unter den zehntausend in dieser Schlacht gebliebenen Feinden sollen dreytausend Carthaginenser gewesen seyn. Die Stadt

Carthago gerieth dadurch in grosse Trauer, denn die umgekommenen gehörten zu den edelsten, reichsten und angesehnsten Männern dieser Stadt, und vorher waren noch niemals in einer Schlacht so viele gebohrne Carthaginenser umgekommen, weil man meistentheils andre Afrikaner, Spanier und Numidier zum Kriege gebraucht, und die Niederlagen mit fremden Truppen erlitten hatte.

Die Griechen ersahen aus der Beute den vornehmen Stand der Erschlagnen, denn sie gewannen eine solche Menge Gold und Silber, daß sie das Erzt und Eisen gar nicht achteten. Sie setzten über den Fluß, und eroberten das ganze feindliche Lager, worinnen sie eine grosse Menge Vieh und zweyhundert Wagen erbeuteten, auch noch viele Gefangene machten, deren ganze Anzahl, obgleich sehr viele von ihnen von den Soldaten waren niedergemacht worden, sich auf fünftausend belief. Das Zelt des Timoleons zeigte den schönsten und prächtigsten Anblick, es war mit der treflichsten Beute von allerhand Art ausgeschmückt, und mit tausend schön und künstlich gearbeiteten Harnischen umgeben. Wegen der geringen Anzahl der Sieger, die eine so grosse Beute zu machen hatten, konnte auch erst am dritten Tage nach der Schlacht das Siegeszeichen errichtet werden.

Timoleon schickte mit der Nachricht von dem Siege zugleich die schönsten von den eroberten Waffen nach Korinth, um auf sein Vaterland die Bewundrung aller Menschen zu ziehen, in dessen Hauptstadt allein unter allen übrigen griechischen Städten die vornehmsten Tempel nicht mit griechischer Beu-

te und geheiligten traurigen Denkmälern von getödteten Anverwandten und Landsleuten, sondern mit der Beute der Barbaren geschmückt waren, und durch die dabey befindlichen rühmlichen Inschriften nicht allein die Tapferkeit sondern auch die Gerechtigkeit der Sieger anzeigten, und ein dauernder Beweis waren, daß die Korinther und ihr Feldherr Timoleon die griechischen Colonien in Sicilien von der Knechtschaft der Carthaginenser befreyt, und den Göttern dafür diese Merkmale ihrer Dankbarkeit gewidmet hatten.

Bald nach dem erhaltnen Siege ließ Timoleon nur die Miethvölker in dem Gebiete der Carthaginenser stehen, und dieses verwüsten, er selbst aber gieng nach Syrakus zurück. Hier verwies er die tausend Mann Miethsoldaten, welche ihn vor der Schlacht verlassen hatten, aus Sicilien, sie mußten noch vor Untergang der Sonne aus Syrakus weichen. Sie schiften nach Italien über, und wurden da von den Brutiern, wider die gegebenen Versprechungen, ermordet, wodurch sie von Gott, wegen ihrer an Timoleon begangenen Verrätherey, gestraft wurden.

Mamercus, der Tyrann von Catana, und Ikétes, schlossen indessen, entweder aus Eifersucht über das Glück des Timoleons, oder aus Furcht vor ihm, weil sie ihm keine Freundschaft gegen die Tyrannen zutrauten, mit den Carthaginensern ein Bündniß, und stellten ihnen vor, daß sie eine neue Armee und einen Feldherrn nach Sicilien schicken müßten, wenn sie nicht gänzlich daraus vertrieben seyn wollten. Diese liessen den Giskon von Carthago mit siebzig

Schifen absegeln, worauf auch griechische Miethvölker waren, dergleichen die Carthaginenser jetzt zum erstenmale gebrauchten, weil sie nunmehr die griechischen Soldaten für die tapfersten und unüberwindlichsten hielten.

Die Carthaginensische Armee grif Meßina mit vereinten Kräften an, und erschlug die vierhundert Mann Miethvölker, die Timoleon dahin gesandt hatte. Sie rückte darauf ins Carthaginensische Gebiet, und überfiel und tödtete bey Hietä *) das Corps Truppen, welches dort unter dem Commando des Euthymus aus Leukadien stand. Und auch bey diesem Verluste bewunderte man das Glück des Timoleons. Denn die erschlagnen Soldaten waren eben diejenigen, welche unter dem Philodemus aus Phocis und dem Onomarchus die Stadt Delphos eingenommen, und den Tempel daselbst geplündert hatten. Sie waren, von jedermann gehaßt, und als eine verfluchte Rotte verabscheut, in Peloponnes herumgeirrt, und vom Timoleon, aus Mangel anderer Soldaten, in Sold genommen worden. In Sicilien hatten sie immer gesiegt, wenn sie unter der Anführung des Timoleons gefochten hatten. Als

*) Lübin und Dacier haben an statt der gewöhnlichen Lesart περὶ ἱερας vorgeschlagen zu lesen περὶ ἱετὰς, weil kein Ort in Sicilien Hiera hieß, wohl aber ein Schloß Hietä, wie Stephan. Byzant. angiebt, welcher Muthmassung ich um so viel lieber folge, da es ganz wider den Zusammenhang in der Erzehlung ist, hieher die Insel Hiera, mit Herrn Kind, zu setzen. Reiske hat bey dieser Stelle, wie fast bey allen wichtigen Kritikstellen, nichts gesagt.

sie nach den größten und wichtigsten Schlachten vom Timoleon andern Städten zu Hülfe geschickt wurden, kamen sie alle, zwar nicht auf einmal, aber nach und nach um, und es schien, als wenn die Strafgerechtigkeit ihre Rache an ihnen mit Absicht bis nach dem Glücke des Timoleons aufgehoben hätte, damit nicht die unschuldigen mit den schuldigen zugleich gestraft würden. So ungemein fügte es sich, daß man die Gunst der Götter gegen den Timoleon eben sowohl, wenn er Verlust litte, als wenn er Siege erfochte, bewunderte.

Inzwischen waren doch die Syrakusaner über den Schimpf, den ihnen die Tyrannen zufügten, sehr mißvergnügt. Denn der Tyrann Mamercus, der sich viel darauf einbildete, daß er Verse und Tragödien machte, prahlte mit seinem über die Miethsvölker erhaltenen Siege so sehr, daß er die eroberten Schilde in den Tempeln mit folgender Aufschrift aufhängen ließ: Diese von Purpurfarbe, Gold und Elfenbein glänzenden Schilde haben wir mit schlechten Schilden erobert.

Timoleon lag während dieser Umstände vor Kalauria, welches den Iketes auch so kühn machte, daß er einen Einfall ins Syrakusanische Gebiet that, viele Beute machte, und auf dem Rückwege sogar bey Kalauria vorbey zog, weil er das geringe Heer des Timoleons nicht achtete. Timoleon ließ ihn vorbeyziehen, gieng ihm aber mit seiner Reuterey und den leichten Truppen sogleich nach. Iketes, wie er dieß gewahr wurde, gieng über den Fluß Damyrias, um da dem Timoleon den Uebergang streitig zu machen, welches er desto eher hofte, da das ho-

he Ufer an beyden Seiten des Flusses den Uebergang sehr erschwerte. Und eine neue Verhinderung des Gefechts entstand durch den wunderbaren Wetteifer der Hauptleute des Timoleons, von denen keiner der letzte im Angriffe seyn wollte, aber jeder der erste. Sie drängten sich einander zum Uebergange in solcher Unordnung zuvor, daß Timoleon beschloß, ihren Rangstreit durchs Loos zu entscheiden. Er nahm dazu von jedem seinen Ring, und nachdem er sie in seinem Rocke unter einander geschüttelt hatte, so traf sichs, daß in dem ersten Ringe, der herausgezogen wurde, ein Siegeszeichen gestochen war. Wie das die jungen muthigen Krieger gewahr wurden, erhuben sie ein Freudengeschrey, warteten ihre Loose nicht ab, stürmten in schleuniger Hitze, so wie jeder zuvorkommen konnte, über den Fluß, und griffen den Feind an. Dieser aber erwartete den stürmischen Angrif nicht, und entfloh mit weggeworfnen Waffen, mit einem Verluste von tausend Mann.

Bald darauf belagerte Timoleon die Stadt Leontium selbst, und bekam den Iketes nebst seinem Sohne, Eupolemus, und seinem Generale über die Reuterey, Euthymus, gefangen: welche alle von ihren eignen Soldaten gebunden überliefert wurden. Iketes und sein Sohn wurden als Tyrannen mit der Todesstrafe belegt. Euthymus, ein sonst tapfrer und kühner General, wurde deswegen nicht am Leben geschont, weil er kurze Zeit vorher sich einer Beschimpfung der Korinther schuldig gemacht hatte. Er soll nämlich in einer bey Gelegenheit des Anmarsches der Korinther zu Leontium gehaltenen Rede sich so ausgedrückt haben: Es sey

nichts schreckliches oder fürchterliches, daß die Korinthischen Weiber aus ihren Wohnungen hervorgekommen wären. *) So leicht können oft böse Reden mehr als feindselige Thaten Haß erwecken, und es ist oft schwerer, den Schimpf als den Schaden zu ertragen. Thätliche Angriffe sind im Kriege den Feinden durch die Nothwendigkeit erlaubt, aber wörtliche Beleidigungen sind das Uebermaaß des Hasses oder der Bosheit.

Nach der Rückkunft des Timoleons zu Syrakus verdammten die Syrakusaner in einer öffentlichen Versammlung die Weiber und Töchter des Iketes zum Tode, und liessen sie hinrichten. Dieses scheint das grausamste Verfahren des Timoleons gewesen zu seyn, denn, wenn er es nicht zugegeben hätte, so wären diese Weiber wohl nicht umgebracht worden. Vielleicht aber nahm er sich ihrer deswegen nicht an, um sie der Rache der Syrakusaner, wegen der an dem Dion, der den Dionysius vertrieben hatte, begangnen Grausamkeit Preis zu geben. Denn Iketes hatte, wie in dem Leben des Dions erzehlt wird, dessen Gemahlin, Arete, seine Schwester, Aristomache, und seinen noch unerwachsenen Sohn lebendig ersäufen lassen.

Nach Ueberwindung des Iketes zog Timoleon auch gegen den Mamercus in Catana. Er traf ihn bey dem Flusse Alabus in Schlachtordnung an, jagte ihn in die Flucht, und tödtete über zweytausend Feinde, unter welchen eine grosse Menge Cartha-

*) Eine Anspielung auf einen Vers der Medea beym Euripides, Med. vers. 214.

ginensischer Hülfstruppen war, die Giskon dem Mamerkus zugeschickt hatte.

Hierauf trugen die Carthaginenser Friedensvorschläge an, und Timoleon machte auf folgende Bedingungen Friede, daß die Carthaginenser das Land innerhalb des Flusses Lycus behalten, allen denjenigen, welche aus ihrem Gebiete nach Syrakus ziehen wollten, freyen Abzug mit ihrem Vermögen und ihren Familien verstatten, und allen Bündnissen mit den Tyrannen in Sicilien entsagen sollten. Mamercus gerieth darüber in Verzweiflung, und schifte nach Italien, um die Lukaner zum Kriege wider den Timoleon und die Syrakusaner zu bewegen. Aber sobald seine Begleiter aus Italien nach Sicilien zurückgekommen waren, überlieferten sie dem Timoleon die Stadt Catana. Mamercus sah sich nun genöthigt, nach Meßina, zum Hippo, dem Tyrannen dieser Stadt, zu flüchten.

Timoleon belagerte Meßina zu Wasser und zu Lande, und Hippo, der auf einem Schife zu entfliehen suchte, wurde gefangen genommen. Die Meßiner, welche ihn in ihre Gewalt bekamen, geisselten ihn auf dem öffentlichen Theater zu Tode, und liessen ihre Kinder aus der Schule kommen, um der Bestrafung des Tyrannen, als einem lehrreichen Beyspiele, zuzusehen.

Mamercus ergab sich dem Timoleon mit der Bedingung, daß er sich vor einem öffentlichen Gerichte zu Syrakus vertheidigen dürfte, und Timoleon nicht sein Ankläger wäre. Er wurde nach Syrakus geführt, wo er vor einer Versammlung des Volks eine Vertheidigungsrede zu halten versuchte,

die er schon vor langer Zeit verfertigt hatte. Wie er aber sahe, daß sich ein Tumult erhob, und das Volk unversöhnlich war, warf er seinen Mantel ab, lief mitten durch die Versammlung, und rannte mit seinem Kopfe an eine Bank, um sich den Kopf zu zerstossen; aber er erlangte diese Todesart nicht, sondern wurde lebendig weggeführt, und wie die Strassenräuber hingerichtet.

So vertilgte Timoleon die Tyrannen, und endigte die innerlichen Kriege Siciliens. Und diese ganze bey seiner Ankunft durch ihre Unglücksfälle verwilderte, und von ihren eignen Einwohnern gehaßte Insel machte er zu einem so cultivirten und angenehmen Wohnplatze, daß Fremde hinschiften, um sich da niederzulassen, da vorher ihre eigne Einwohner ihr entflohen waren. So wurden Agrigent und Gela, zwey grosse Städte, welche die Carthaginenser, nach dem Attischen Kriege, *) gänzlich zerstört hatten, wieder von neuen bevölkert und angebaut. Nach Agrigent führten Megellus und Pheristus aus Elea, nach Gela aber Gorgos aus Keos die alten Bürger, die sich auf ihren Schifen versammelt hatten, wieder zurück. Die Sorgfalt, mit welcher Timoleon ihnen nach einem so grossen Kriege Sicherheit und Ruhe, und alles, was sie nöthig hatten, zu verschaffen suchte, machte, daß er als der Stifter der Städte geliebt wurde. Und die Hochachtung aller Einwohner der Insel war so groß ge-

*) Nämlich der Expedition des Alcibiades auf Sicilien, währendem Peloponnesischen Kriege, wovon im Leben des Alcibiades mehrere Nachricht gegeben ist.

gen ihn, daß man keine Friedensbedingungen, keine Gesetzgebung, keine Eintheilung der Ländereyen, und keine Einrichtung einer Staatsverfassung für gut genug hielt, wenn nicht sein Beyfall, wie die glückliche Hand eines Baumeisters bey einem grossen Werke, daran Antheil nahm, welches man als eine den Göttern selbst angenehme Zierde betrachtete.

Griechenland hatte damals viele grosse Männer, welche die herrlichsten Thaten verrichteten, einen Timotheus, Agesilaus, Pelopidas, und den vom Timoleon am meisten nachgeahmten Epaminondas; aber aller dieser Helden Ruhm war mit Gewaltthätigkeit und Mühe vermischt, und einige ihrer Thaten wurden vom Tadel und von der Reue begleitet; hingegen von den Thaten des Timoleons giebts keine einzige, wenn man die gegen seinen Bruder ausnimmt, bey welcher man nicht, wie Timäus sagt, mit dem Sophokles ausrufen könnte: Ihr Götter! welche Venus, oder welcher Liebesgott hat dieses Werk vollenden helfen! Denn so wie die Gedichte des Antimachus, und die Gemählde des Dionysius, (welches beyde Kolophonier waren) zwar viel Geist und Kraft haben, aber Kunst und Mühe verrathen, hingegen die Gemählde des Nikomachus, und die Gedichte des Homers bey aller ihrer Kraft und Grazie leicht und ohne Mühe verfertigt zu seyn scheinen: so scheinen, bey einer unpartheyischen Vergleichung, die Thaten des Timoleons gegen die so beschwerlichen und gefahrvollen Feldzüge des Epaminondas und Agesilaus zwar nicht das Werk des blossen Glückes, aber der glücklichsten Tapferkeit zu seyn.

Und

Und Timoleon schrieb auch selbst alle seine Siege dem Glücke zu. Wenn er an seine Freunde nach Hause schrieb, oder zu Syrakus eine Rede hielt, pflegte er öfters zu sagen: Er danke der Gottheit, welche Sicilien hätte erretten, und seinen Namen bey diesem Werke mit hätte wollen nennen lassen. Er errichtete auch der Glücksgöttin unter dem Namen Avtomatia, einen Tempel in seinem Hause, opferte ihr, und widmete dem heiligen Schutzgeiste sein ganzes Haus. Er bewohnte ein Haus, welches ihm die Syrakusaner nebst einem sehr schönen und vortreflichen Landgute zur Belohnung seiner Verdienste geschenkt hatten, in welchem er die mehrste Zeit mit seiner Frau und seinen Kindern, die er zu sich hatte kommen lassen, zubrachte. Denn er gieng nicht wieder nach Korinth zurück, mischte sich in keine der damaligen griechischen Unruhen, und wollte sich nicht dem Neide seiner Landsleute aussetzen, in welchen die meisten Feldherrn durch ihre unersättliche Ehrbegierde und Herrschsucht gerathen. Er genoß die Früchte seiner Thaten zu Syrakus ruhig, unter denen das vornehmste Vergnügen war, daß er so viele Städte, und so viele tausend Menschen durch sich glücklich gemacht sah.

Weil aber, wie Simonides sagte, jede Lerche ihren Federbusch, und jeder Freystaat seinen Aufwiegler haben muß, so griffen auch zwey öffentliche Redner zu Syrakus, Laphystius und Demänetus, den Timoleon an. Jener verklagte ihn wegen einer gewissen Sache, und verlangte, daß er einen Bürgen stellen sollte. Die Bürger wurden darüber so unwillig, daß sie einen Tumult erregten, dessen

fernere Folgen selbst Timoleon verhinderte, indem er auftrat, und sagte: ich habe so manche Beschwerlichkeit und Gefahr freywillig ausgestanden, damit jedermann zu Syrakus Gesetze und Freyheit gebrauchen könnte. Demänetus klagte den Timolon in einer öffentlichen Versammlung wegen vieler Dinge bey seinen Feldzügen an. Dieser aber antwortete darauf nichts weiter, als daß er sagte: Ich danke den Göttern, daß sie meine Bitte erfüllt haben, und mich die Syrakusaner in Freyheit gesetzt sehen lassen.

Timoleon hatte, ohne Widerspruch, die größten und schönsten Thaten, unter allen Griechen seiner Zeit, ausgeführt, und er war der einzige, der in denjenigen Dingen sich Ruhm erwarb, worzu die Redner in den feyerlichsten Zusammenkünften der Griechen ihre Nation beständig aufmuntern. Und von den Uebeln, welche Alt-Griechenland damals betrafen, erhielt ihn sein Glück, das ihn nach Sicilien gebracht hatte, unbefleckt und frey. Er hatte den Barbaren und Tyrannen seine Klugheit und Tapferkeit, und den Griechen und Freunden seine Gerechtigkeit und Großmuth gezeigt: er hatte seine meisten Trophäen ohne die Trauer und die Thränen seiner Mitbürger errichtet: er hatte, in noch nicht völlig acht Jahren, Sicilien von allen innerlichen Unruhen und Uebeln befreyt, und dieses Land seinen Einwohnern wieder übergeben.

In seinem Alter schwächte sich sein Gesicht, und er wurde endlich ganz blind, woran weder er selbst noch das Glück Schuld war, sondern es war dieser Zufall vielmehr eine Art von Erbkrankheit, welche sich auch bey ihm mit dem Alter einfand,

denn es sollen verschiedne von seinen Anverwandten in ihrem Alter das Gesicht verloren haben. Athanis erzehlt, daß er schon währendem Feldzuge wider den Hippo und Mamercus in dem Lager vor Myllä ein so schwaches Gesicht gehabt habe, daß man bemerkte, er würde blind werden, er habe aber dennoch die Belagerung eifrig fortgesetzt, bis er die Tyrannen in seine Gewalt bekommen. Als er nach Syrakus von dieser Expedition zurückgekommen sey, habe er seine oberste Herrschaft niedergelegt, und die Syrakusaner um seine Entlassung gebeten, weil nunmehr alles zu einem erwünschten Ende gekommen sey. So wenig man sich über die Gelassenheit zu verwundern hat, mit welcher Timoleon seine Blindheit ertrug, so sehr muß man die Hochachtung und Dankerkenntlichkeit der Syrakusaner gegen ihn rühmen. Sie besuchten ihn in seiner Blindheit häufig, sie führten die durchreisenden Fremden in sein Haus, und auf sein Landgut, damit sie den Wohlthäter Siciliens kennen lernen möchten; sie waren stolz auf die Ehre, daß dieser Held sein Leben bey ihnen zubringen wollte, der eine durch seine Siege sich bereitete glänzende Rückkehr nach Griechenland nicht achtete. Unter den vielen und grossen Beweisen der Hochachtung gegen ihn war die öffentliche Verordnung der Syrakusaner nicht die geringste, daß sie in einem jeden Kriege gegen Ausländer einen Korinthischen Feldherrn zu ihrem Anführer erwählen wollten.

Ein besonders schönes Schauspiel gab die Hochachtung, die man ihm bey öffentlichen Versammlungen des Volks erwies. Geringe Gegenstände ent-

scheiden sie vor sich selbst, aber zu wichtigen Angelegenheiten beriefen sie ihn. Sie liessen ihn alsdenn auf einem zweyspännigen Wagen über den Markt bis auf den Schauplatz fahren, wo sie ihre Zusammenkunft hielten. Wenn er erschien, so begrüßte ihn die Versammlung mit einhelliger Stimme, und wenn er sich dagegen bedankt hatte, so mußte man einige Zeit dem Frohlocken und den Lobsprüchen des Volks lassen, ehe man ihm die Sache vortragen konnte, worüber er seine Meynung sagen sollte. Nach geschehener Bestätigung seiner Meynung führten ihn seine Bedienten wieder von dem Schauplatze weg, und das Volk begleitete ihn mit Freudengeschrey nach Hause: dann wurden erst die andern öffentlichen Sachen berichtigt.

In einem so ehrenvollen und mit allgemeinen Wohlwollen geschmückten Alter starb Timoleon an einer leichten Krankheit, die durch das hohe Alter tödtlich wurde. Die Syrakusaner brachten einige Tage damit zu, daß sie Anstalten zu seinem Leichenbegängnisse machten, und die benachbarten Städte und Fremden dazu einladeten. Sie machten dabey einen glänzenden Aufwand: Jünglinge, die durchs Loos dazu erwählt waren, trugen seine herrlich geschmückte Bahre über das zerstörte Tyrannenschloß der Dionysier: viele tausend Männer und Weiber begleiteten sie mit Kränzen und in festlichen Kleidern: es war der Anblick eines grossen Festes. Und die Klagen und Thränen, die sich unter die Lobeserhebungen des Verstorbnen mischten, zeigten, daß da keine blosse Ehrenbezeigung oder ein verordnetes öffentliches Leichenbegängniß angestellt würde, son-

dern daß eine gerechte Sehnsucht und wahre wohlwollende Dankbarkeit den Verstorbnen begleitete. Endlich, als die Bahre auf den Scheiterhaufen war gesetzt worden, las der Herold Demetrius, der die stärkste Stimme hatte, folgendes öffentliches Dekret ab: — „Das Syrakusanische Volk verwendet zwar nur auf das Leichenbegängniß des Timoleons, des Sohns des Timodemus aus Korinth, zweyhundert Minen *), verordnet aber, daß auf immer zu seinen Ehren jährlich Singespiele, Wettrennen und Kampfgefechte gehalten werden sollen, weil er die Tyrannen vertilgt, die Barbaren besiegt, die größten zerstörten Städte wieder aufgebaut, und den Sicilianern die Freyheit wieder gegeben hat.“

Sie begruben ihn auf den Marktplatz, und errichteten ihm ein Denkmal, um welches in der Folge Spaziergänge und eine Palästra gebaut wurde, die den Namen Timoleonteum bekam, und worinnen die Jugend in den ritterlichen Uebungen unterrichtet wurde. Sie behielten auch die Einrichtung der Civilverfassung und die Gesetze bey, welche Timoleon angeordnet hatte, und waren eine lange Zeit hindurch dabey glücklich.

*) 25000 Rthlr.

Aemilius Paulus.

Da ich es zuerst unternahm Biographien zu schreiben, geschah es auf anderer Ermunterung; jetzt setze ich diese Arbeit aus eigener Lust fort, indem ich die Vortreflichkeiten der beschriebenen grossen Männer in der Geschichte so wie in einem Spiegel betrachte, und mich ihnen gleich zu bilden suche. Und es ist so viel, als wenn man einen fortgesetzten vertrauten Umgang mit diesen Männern unterhielte, wenn man sie aus der Geschichte gleichsam bey sich aufnimmt, bemerkt, wie groß, wie vortreflich jeder gewesen, und die merkwürdigsten und schönsten ihrer Thaten auszeichnet. O! welches Vergnügen könnte grösser seyn! welches zur Verbesserung unsers Charakters wirksamer!

Zwar behauptet Demokritus, man müsse wünschen, daß aus der uns umgebenden Luft glückliche und nützliche Bilder *) und nicht unglückliche und

*) Demokritus aus Abdera behauptete, daß gewisse uns umschwebende Luftbilder, εἰδωλα, imagines, (Cic. ad Attic. Libr. II. Ep. 3. et ad Diverf. Libr. XV. epist. 16.) uns zu erscheinen, und auf eine geistige Art das Denken und Handeln zu verursachen, auch wohl künftige Dinge zu verkündigen pflegten. S. A. Gell. V. c. XVI. Gassend. de phil. Epic. Part. II. Sect. I. c. XI. Weitläufige Nachricht von diesem System giebt Brucker in der Philos. Histor. 2 Th. 2, B. 11, K.

schädliche uns erschienen, aber durch diese thörichte Behauptung hat er eine Menge abergläubische Meynungen in die Philosophie gebracht. Wir hingegen bilden uns durch die genauere Bekanntschaft mit der Geschichte und deren Lectüre, erhalten in unsrer Seele die Erinnerung an die besten und vortreflichsten Menschen, und entfernen alles Lasterhafte und Niederträchtige, was sich durch den nothwendigen Umgang mit andern Menschen etwa uns nähert, durch die Lenkung unsrer Gedanken auf eine ruhige gute Betrachtung der schönsten Beyspiele der Menschen. Von diesem liefern wir dir hier das Leben des Timoleons aus Korinth, und des Aemilius Paulus, zweyer Männer, die nicht allein gleiche Absichten, sondern auch gleiches Glück bey ihren Unternehmungen hatten, und die es zweifelhaft machen, ob ihre grosse Thaten mehr durchs günstige Geschick oder durch ihre Klugheit sind verherrlicht worden.

Die mehrsten Geschichtschreiber sind darinnen einig, daß das Geschlecht der Aemilier zu Rom zu den ältesten Patricischen Geschlechtern gehört habe: daß aber der Stammvater dieses Geschlechtes, der demselben auch den Namen gegeben, Mamercus, der Sohn des Philosophen Pythagoras gewesen, der wegen seiner angenehmen Beredsamkeit den Zunamen Aemilius erhalten, erzehlen nur diejenigen, welche den König Numa für einen Schüler des Pythagoras halten.

Die meisten aus diesem Geschlechte, die sich einen grossen Ruhm erworben haben, waren bey der Tapferkeit, wodurch sie sich hervorzuthun suchten,

glücklich. Der einzige Lucius Aemilius Paulus war in der Schlacht bey Cannä unglücklich, und bewies doch auch dabey Klugheit und Tapferkeit. Denn er nahm an der Schlacht, von der er seinen Nebenge= neral durch keine Vorstellungen abhalten konnte, nur gezwungen Antheil, aber keinen an der Flucht, sondern, nachdem dieser, der das Gefecht an= gefangen hatte, es verließ, blieb er auf dem Kampf= platze und starb fechtend. Dessen Tochter Aemilia hierathete den grossen Scipio, und der Lucius Aemi= lius Paulus, dessen Leben wir beschreiben, war sein Sohn.

Dieser erreichte sein männliches Alter zu einer Zeit, welche durch die größten und erhabensten Män= ner Roms verherrlicht wurde. Aber er betrat nicht denjenigen Weg zur Ehre, den damals die vornehm= sten Römischen Jünglinge erwählten. Er suchte nicht durch öffentliche gerichtliche Reden Ruhm, und er vermied jene Liebkosungen und Schmeicheleyen ge= gen das Volk gänzlich, durch welche die meisten mit eifriger Dienstgeflissenheit sich die Gunst des Volks zugezogen. Er besaß zu beyden Künsten Geschicklich= keit genug, aber er hielt die Ehre, die durch Ta= pferkeit, Gerechtigkeit und Treue erzeugt wird, für grösser, als jene beyde, und that es hierinnen sehr zeitig den andern jungen Römern zuvor.

Die erste Magistrats=Würde, um die er sich bewarb, war die Aedilität, und er wurde zwölf an= dern Competenten, die alle nachher bis zum Consu= lat gestiegen seyn sollen, vorgezogen.

In der Folge wurde er zu einem Augur erwählt. Dieses sind diejenigen Priester, welche zu Rom die

Aufsicht über die Wahrsagungen von den Vögeln und Himmelserscheinungen haben. Er beobachtete dabey die von Alters her eingeführten Gebräuche so genau, und studirte das bey diesem Religionsinstitute ehedem übliche so sehr, daß diese Priesterschaft, bey welcher man sonst nur der Ehre wegen eine Stelle suchte, eine von den höchsten Wissenschaften wurde, und den Satz der Philosophen bestätigte, daß die Religion die Wissenschaft der Verehrung Gottes sey.

Alles, was dieses Amt betraf, verrichtete er mit solchen Eifer und solcher Thätigkeit, daß er bey seinen Amtsgeschäften sich von allen andern Zerstreuungen entfernte, und weder etwas von dem Ueblichen dabey unterließ, noch etwas Neues einführte, aber mit seinen Mitpriestern sich häufig, auch über Kleinigkeiten, unterredete, und behauptete, daß ohnerachtet der Meynung von der Güte der Götter, und ihrer Verzeihung der Fehler, dennoch eine Nachläßigkeit in dem Religionsdienste dem Staate schädlich wäre. Denn niemand, sagte er, setzt den Staat gleich auf einmal durch ein grosses Vergehn in Gefahr, aber die nachläßig in Kleinigkeiten sind, auch die genaue Sorgfalt bey wichtigen Dingen.

Eine gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt bewieß er in Absicht der Militairdisciplin und der da eingeführten Ordnung. Er bewarb sich nicht durch Schmeicheleyen und gefällige Nachsicht gegen die ihm Untergebenen um die Gunst des gemeinen Volks, wie damals die meisten thaten, die auf diese Art durch ihr erstes Kommando ein zweytes zu verdienen suchten, sondern hielt, gleichsam als wenn er

hierbey eine andere heilige Priesterschaft zu verwalten hätte, genau über die Kriegsgesetze, war gegen die Ungehorsamen oder Nachläßigen sehr scharf, stellte die gute Ordnung in seinem Vaterlande wieder her, und hielt es für wichtiger, seine Mitbürger zu discipliniren, als die Feinde zu besiegen.

Es dauerte noch der Krieg gegen Antiochus den grossen, wider welchen die Römer ihre größten Generale geschickt hatten, als ein andrer Krieg im Occidente entstand, weil alles in Spanien in Empörung ausbrach. Aemilius wurde dahin geschickt, und bekam das Vorrecht, daß er an statt der sechs Fasces, welche ihm als Prätor zukamen, sich zwölf Fasces dürfte vortragen lassen, wodurch seine Feldherrnstelle Consularische Würde erhielt. Er schlug die Feinde in zweyen Schlachten mit einem Verluste von dreyßigtausend Mann. Und diese Vortheile schienen die Wirkung seiner Klugheit zu seyn, weil er einen für sich bequemen Ort zum Schlachtfelde gewählt, und bey dem Uebergange der Feinde über einen Fluß seinen Soldaten den Sieg leicht gemacht hatte. Zweyhundert und funfzig Städte, die sich ihm freywillig ergaben, kamen unter die Römische Herrschaft. Nach wiederhergestelltem Frieden und beruhigter Provinz kehrte er nach Rom zurück, ohne in diesem Kriege um eine Drachme reicher geworden zu seyn, wie er denn überhaupt so wenig für die Vermehrung seines Vermögens besorgt, und dabey so freygebig war, und so glänzend lebte, daß von seinem nicht großen Vermögen nach seinem Tode kaum so viel übrig blieb, daß es zur Bezahlung desjenigen, was seiner Gemahlin gehörte, zureichte.

Er hatte sich mit Papiria, einer Tochter des Mnaso, welcher Consul gewesen war, verheirathet, sich aber von ihr, nachdem er lange Zeit mit ihr gelebt, und verschiedene Kinder von ihr hatte, scheiden lassen. Sie hatte ihm den berühmten Scipio und Fabius Aemilianus *) geboren. Die Ursache dieser Ehescheidung finde ich nirgends angegeben, aber das mag wohl ein sehr wahrer Ausdruck seyn, was jener Römer, der sich von seiner Frau geschieden hatte, seinen Freunden, die ihn darüber tadelten, zur Antwort gab: — Ist deine Frau nicht keusch, ist sie nicht schön? ist sie nicht fruchtbar? sagten sie. Er zeigte ihnen seinen Schuh, und sagte: Ist er nicht schön? ist er nicht neu? Und doch weiß niemand von euch, wo er mich drückt? Es sind freylich zuweilen grosse und öffentlich bekannte Verbrechen die Ursache der Ehetrennungen: aber oft entstehen auch aus einer gewissen Widrigkeit und Ungleichheit der Charaktere kleinere häufige Zwistigkeiten, die eine unüberwindliche Abneigung mit einander zu leben, bewirken.

Aemilius nahm, nach der Ehescheidung von der Papiria, eine andere Gemahlin, mit welcher er zwey Söhne zeugte, die er in seinem Hause behielt: die Söhne der ersten Ehe brachte er in die größten und angesehensten Familien: den ältesten nahm Fabius Maximus, der fünfmal Consul gewesen war,

*) Plutarch nennt sie der Adoption nach; der eine wurde vom Scipio, der andre vom Fabius Maximus, dessen Biographie im vorigen Theile steht, adoptirt, wie bald darauf Plutarch selbst erzehlt.

den jüngern der Sohn des Scipio Afrikanus, der auch sein Vetter war, an Kindes Statt an. Von seinen Töchtern heirathete die eine den Sohn des Cato, die andere den Aelius Tubero, einen vortreflichen Mann, der unter allen Römern am meisten der Armuth Ehre machte: denn sechzehn Aelier, die alle zu einem Geschlechte gehörten, bewohnten zusammen ein kleines Haus, hatten mit ihren Frauen und vielen Kindern einen einzigen gemeinschaftlichen Feuerheerd, und ein einziges Landgut reichte zu aller ihren Unterhalt hin. Die Tochter des Aemilius Paulus, eines Mannes, der zweymal Consul gewesen war, und zweymal einen Triumph gehalten hatte, die sich unter dieser Anzahl befand, schämte sich der Armuth ihres Mannes, so wenig, daß sie vielmehr die Großmuth, um welcher willen er so arm war, verehrte. In den jetzigen Zeiten leben Brüder und Anverwandte, wenn ihre Güter nicht durch die Lage, Flüsse und Mauern, oder grosse Zwischenplätze von einander abgesondert sind, in beständigen Streitigkeiten. Die Geschichte stellt denen, die sich bessern wollen, solche Beyspiele zur Betrachtung und Nachahmung vor.

Als Aemilius Consul geworden war, führte er wider die an den Alpen wohnenden Ligurier, welche von andern Ligustiner genennt werden, Krieg. Dieses Volk war tapfer und kriegrisch, und hatte von den Römern selbst, durch Gelegenheit der Nachbarschaft, die Kriegskunst gelernt; es wohnte an den äußersten Grenzen von Italien unter den Alpen und an denjenigen Alpengebürgen, welche sich bis an das Tyrrhenische Meer erstrecken, und Afrika gegen über

liegen. Es hatte sich mit den Galliern und den an der Seeküste wohnenden Spaniern vermischt, trieb damals mit seinen Schifen Seeräuberey, und nahm und verderbte die Kauffartheyschife bis an die Säulen des Herkules hin.

Diese Nation stellte dem Aemilius eine Armee von vierzigtausend Mann entgegen: er hatte in allem nicht mehr als achttausend Mann bey sich, und grif dennoch den fünfmal stärkern Feind an, und schlug ihn, und jagte ihn hinter seine Mauern, worauf er sehr gelinde Friedensvorschläge that; denn die Römer wollten nicht gerne die ganze Ligurische Nation ausrotten, weil sie sie als einen Zaun oder Vormauer gegen die Gallier, die beständig gegen Italien Bewegungen machten, betrachteten. Die Ligurier nahmen die Vorschläge des Aemilius an, und übergaben ihm ihre Städte und Schife. Er fügte auch den Städten keinen Schaden weiter zu, als daß er ihre Mauern niederreissen ließ, aber die Schife nahm er ihnen alle weg, und ließ ihnen kein einziges, welches mehr als drey Ruderbänke hatte: er befreyte auch alle Gefangene, die sie zu Lande und auf dem Meere gemacht hatten, unter denen sich viele Fremde und auch viele Römer befanden. Durch diese Thaten machte er sein erstes Consulat berühmt.

In der Folge suchte er öfters wieder Consul zu werden, und bewarb sich auch einige mal um diese Stelle, aber er wurde immer übergangen, worauf er in Ruhe lebte, und sich theils mit Abwartung seines Augurdienstes, theils mit dem Unterrichte seiner Kinder beschäftigte, die er in den vaterländischen Wissenschaften auf die Art, wie er selbst war erzo-

gen worden, unterrichtete, die Griechischen Künste und Wissenschaften aber sie mit vorzüglichem Eifer lernen ließ. Denn seine Söhne waren nicht allein mit Sprachlehrern, Philosophen, und Rhetoren, sondern auch mit Bildhauern, Mahlern, Jägern, und Aufsehern über Pferde und Hunde umgeben. Und er selbst war, aus Liebe gegen seine Kinder, worinnen er es allen Römern zuvorthat, bey ihren Studiren und Uebungen, wenn ihn nicht öffentliche Geschäfte abhielten, immer zugegen.

Unter den öffentlichen Angelegenheiten zog damals der Krieg gegen den Macedonischen König Perseus die mehrste Aufmerksamkeit auf sich. Man beschuldigte die Römischen Generale, daß sie aus Ungeschicklichkeit und Nachläßigkeit den Krieg auf eine so schlechte und schimpfliche Art führten, daß sie selbst mehr Schaden erlitten, als sie dem Feinde zufügten. Die Römer hatten eben den Antiochus den Grossen aus ganz Asien und über den Berg Taurus nach Syrien getrieben, und ihn so eingeschlossen, daß er zufrieden seyn mußte, den Frieden mit funfzehntausend Talenten *) erkaufen zu können. Kurze Zeit vorher noch hatten sie den König Philippus in Thessalien gedemüthigt, und die Griechen von der Herrschaft der Macedonier befreyt. Selbst Annibal, dem kein König an Macht und Kriegerlist gleich kam,

*) Diese 15 Millionen Thaler wurden jedoch nicht auf einmal, sondern nach gewissen Terminen bezahlt, und ihre Bezahlung drückte noch lange die Nachfolger Antiochus des Grossen, die nicht wieder zu Kräften kommen konnten. Livius giebt Lib. 38. cap. 37. nur 12000 Talente an.

war überwunden worden. Unerträglich schien es ihnen daher, daß sie mit dem Perseus, als wenn er den Römern gewachsen wäre, eine so lange Zeit mit gleichem Glücke Krieg führen sollten, da er doch den Krieg nur von den Resten der geschwächten Macht seines Vaters führte. Sie wußten aber nicht, daß Philippus nach seinen Niederlagen die Macedonische Macht sehr verstärkt und verbessert hatte, welches ich nach den Umständen kürzlich erzehlen will.

Antigonus, der mächtigste unter Alexanders Feldherren und Nachfolgern, der auf sich und sein Geschlecht die Königliche Würde brachte, hatte einen Sohn, Namens Demetrius, dessen Sohn Antigonus Gonatas, und der Enkel Demetrius hieß. Dieser Demetrius regierte nicht lange, und hinterließ einen unmündigen Prinzen mit Namen Philippus. Die Vornehmsten in Macedonien befürchteten innerliche Unruhen, und riefen daher den Antigonus, den Vetter des verstorbenen Demetrius, zu sich, welcher die Mutter des jungen Philippus heirathete, und anfänglich dessen Vormund und Feldherr war, nachher aber von den Macedoniern, die in ihm einen gütigen und auf das gemeine Beste aufmerksamen Beherrscher erkannten, zum König erwählt wurde. Er bekam den Beynamen Doson, weil er immer viel versprach, und wenig hielt.

Nach ihm bestieg Philippus den Thron, der in seiner Jugend sich einen vor allen Königen vorzüglichen Ruhm, und die Meynung erwarb, daß er Macedonien zu seinem vorigen Ansehn wieder erheben, und allein fähig seyn würde, die Macht der Römer, die sich schon allenthalben hin ausbreitete, einzu-

schränken. Aber nach der grossen Niederlage bey Skotusa, wo ihn Titus Flaminius besiegte, wurde er so furchtsam, daß er sich gänzlich den Römern übergab, und zufrieden war, daß er mit einer mäßigen Geldstrafe davon kam. Allein in der Folge war er darüber sehr mißvergnügt, und glaubte, daß es sich nur für einen Gefangnen, der zufrieden seyn müßte, wenn er Unterhalt bekäme, nicht aber für einen klugen und muthigen König schickte, von der Gnade der Römer abzuhangen, und dachte aufs neue auf Krieg, zu welchem er sich auf eine geheime und listige Art rüstete. Er ließ die Städte, welche an den Strassen und am Meere lagen, schwach besetzen, und gleichsam wüste liegen, um die Aufmerksamkeit der Römer nicht zu reizen, und sammelte in den obern Provinzen eine grosse Kriegsmacht zusammen. Er füllte die innern Plätze, Schlösser und Städte seines Reichs mit vielen Waffen, Proviant und Soldaten an: er bereitete sich zum Kriege, aber hielt alles wie gleichsam verschlossen und verborgen. Er hatte einen Vorrath von Waffen beysammen, der für dreyßigtausend Mann hinreichte; in den Städten lagen in den Magazinen acht Millionen Scheffel Getraide, und der Vorrath von Gelde war so groß, daß er damit zehntausend Mann Miethstruppen zehn Jahre besolden konnte. Allein, ehe er sein grosses Vorhaben ausführen konnte, starb er vor Gram und Verdruß, da er inne wurde, daß er durch die Verläumdungen seines bösen Prinzen, des Perseus, seinen bessern Prinzen, Demetrius, unschuldiger weise hatte hinrichten lassen. Perseus, der ihm in der Regierung folgte, erbte mit dem Reiche zu-

gleich

gleich den Haß gegen die Römer, aber war unfähig, ihn auszuführen, denn er hatte einen niederträchtigen schlechten Charakter, bey welchem unter mancherley üblen Leidenschaften der Geiz die herrschende war. Er soll auch nicht einmal ein ächter Prinz, sondern der Sohn einer Argolischen Schneiderin; Gnathänia genannt, gewesen, und von der Gemahlin des Philippus heimlich untergeschoben worden seyn. Eben deswegen scheint er den Demetrius aus dem Wege geräumt zu haben, aus Furcht, es möchte, wenn das Königliche Haus einen ächten Erben hätte, endlich einmal seine unächte Geburt entdeckt werden.

Aber ohnerachtet seiner schlechten und niederträchtigen Eigenschaften war er doch durch die Stärke seines Reichs im Stande, den Krieg lange Zeit hindurch auszuhalten. Er schlug sogar die Römischen Consuln mit ihren Armeen und groſſen Flotten, und machte verschiedne Gefangene. So schlug er den Publius Licinius, der in Macedonien einfiel, in einem Gefechte der Reuterey, tödtete zweytausend fünfhundert tapfre Soldaten, und bekam sechshundert gefangen. Er überfiel die Römische Flotte, welche bey Oreum lag, unvermuthet, bemächtigte sich zwanzig Schife mit ihren Ladungen, versenkte die andern, die mit Getraide beladen waren, und eroberte auch vier Kriegsschife. Er schlug in einer andern Schlacht den Feldherrn Hostilius, als dieser bey Elimia in Macedonien eindringen wollte, bot ihm eine zweyte Schlacht an, da er heimlich durch Thessalien anrücken wollte, und trieb ihn in Furcht. Er unternahm gleichsam als eine Nebenbeschäftigung in

dem Kriege gegen die Römer, die er nicht zu achten schien, einen Feldzug wider die Dardauer, tödtete zehntausend Feinde, und führte viel Beute weg. Auch wiegelte er die Gallier auf, welche an der Donau wohnen, und Bastarnen heissen, ein kriegrisches und besonders zu Pferde sehr geschicktes Volk, und zugleich ermunterte er die Illyrier durch ihren König Gentius, mit an dem Kriege gegen die Römer Theil zu nehmen, so daß auch ein Gerücht lief, daß diese Barbaren in Macedonischen Sold treten, und durch das untere Gallien bey dem Adriatischen Meere in Italien einfallen würden.

Diese Nachrichten bewegten die Römer, bey der Wahl eines Feldherrn nicht auf Gunst und Versprechungen der Competenten zu sehen, sondern einen Mann zu erwählen, der Klugheit besässe, und grosse Dinge auszuführen verstände. Ein solcher war Aemilius Paulus: er war zwar schon fast sechszig Jahr alt, aber noch bey muntrer Gesundheit und von einer Menge Anverwandten, jungen Söhnen, und mächtigen Freunden umgeben, welche alle ihm zuredeten, der Stimme des Volks, das ihn zum Consulate berief, zu folgen. Anfänglich bezeigte er sich stolz gegen das Volk, und wieß alle Ehrenbezeigungen und allen Eifer desselben für sich mit der Aeusserung ab, daß er diese Würde nicht nöthig hätte. Da aber darauf das Volk sich täglich vor seinem Hause versammelte, und mit Geschrey uud Ungestüm verlangte, daß er sich auf dem Markte unter denen, die um das Consulat sich bewarben, einfinden sollte, so gab er endlich nach. Sobald er auf dem Markte unter den Competenten

des Consulats erschien, war es gar nicht als wenn er ein Competent wäre, sondern als wenn er Sieg und Kriegsglück mit sich brächte: er wurde mit hofnungsvollem Eifer aufgenommen, und zum zweytenmale zum Consul erwählt.

Man ließ auch nicht einmal, wie sonst gewöhnlich war, die Consuln um die Provinzen loosen, sondern übertrug dem Aemilius Paulus sogleich die Führung des Macedonischen Krieges. Man erzehlt, als er vom ganzen versammelten Volke einmüthig zum Feldherrn wider den Perseus ernannt, und in einem feyerlichen Gefolge nach Hause begleitet worden sey, so habe er seine Tochter Tertia, die noch sehr jung gewesen, weinend angetroffen, und als er sie gefragt, weswegen sie so betrübt wäre, habe sie unter Umarmungen und Küssen zu ihm gesagt: Weißt du denn nicht, Vater, daß unser Perseus gestorben ist? wodurch sie den Hund im Hause, der diesen Namen hatte, meynte. Aemilius soll geantwortet haben: Glück zu, liebe Tochter, ich nehme die Vorbedeutung an. Cicero führt diesen Umstand in seiner Schrift von Vorherbedeutungen an.

Es war gewöhnlich, daß die neuernannten Consuln, zur Dankerkenntlichkeit gegen das Volk, eine öffentliche Rede an dasselbe hielten. Aemilius drückte sich vor der Versammlung des Volks auf folgende Art aus: „Mein erstes Consulat erhielt ich, weil ich diese Würde suchte; mein zweytes erhalte ich, weil ihr einen General sucht: ich weiß euch also deswegen keinen Dank. Und wenn ihr glaubt, daß ein andrer die Kriegsangelegenheiten besser als ich verwalten wird, so will ich von meinem Amte

sogleich wieder abgehen. Wenn ihr aber auf mich Zutrauen gesetzt habt, so müßt ihr euch nicht mit ins Feldherrnamt mischen wollen, und darüber keine Raisonnements führen, sondern in der Stille die Kriegsbedürfnisse herbeyschaffen. Denn wenn ihr den Generalen Befehle geben wollt, so werden wir in unsern Kriegen noch immer lächerlicher werden, als wir schon jetzt sind."

Diese Rede erwarb ihm die Ehrfurcht der Römischen Bürger, und Hoffnung auf ihn für die Zukunft. Jedermann freute sich, daß man, mit Vorbeygehung der Schmeichler, nun einen General gewählt hatte, der Klugheit und Freymüthigkeit besaß. So sehr ließ sich das Römische Volk von Tugend und Würde beherrschen, wenn es darauf ankam, selbst über andre zu herrschen, und die Grösse Roms zu erhalten.

Daß Aemilius Paulus bey seiner Abreise zur Armee eine gute Seefahrt gehabt, und zu Lande bald und sicher ins Lager gekommen ist, schreibe ich seinem guten Glücke zu. Was aber seine Kriegsverrichtungen selbst betrift, so muß ich gestehen, wenn ich seine kühne Herzhaftigkeit, seine kluge Ueberlegung, die eifrige Hülfe seiner Freunde, seine zuversichtliche Entschlossenheit und sichere Maasregeln in den Gefahren betrachte, daß ich keine hervorstechende und grosse Begebenheit finden kann, die dem so gerühmten Glücke dieses Mannes, wie wohl bey andern Feldherrn geschehen, zuzueignen wäre. Man müßte denn den Geldgeiz des Perseus für das gute Glück bey den Unternehmungen des Aemilius halten wollen, wodurch freylich Perseus,

aus Furcht der Kosten, die auf die grossen und herrlichen Kriegsanstalten gesetzte Hoffnung der Macedonier vernichtete.

Die Bastarnen schickten den Perseus, auf sein Bitten, zehntausend Mann Reuter, nebst zehntausend Mann zu Fuß, die ebenfalls auch zu Pferde dienen konnten. Es waren alles Leute, die für fremden Sold dienten, die weder vom Ackerbaue, noch Schiffahrt, noch Viehzucht etwas verstunden, die bloß das Kriegshandwerk trieben, und sich mit Schlagen und Fechten beschäftigten. Sie vereinigten sich in der Provinz Medika mit dem Heere des Perseus. Die hohe Statur dieser Leute, ihre bewundernswürdige Geschicklichkeit in den Waffenübungen, und ihre großsprecherischen Drohungen gegen die Feinde, flößten den Macedoniern Muth und die Hoffnung ein, daß die Römer schon durch den Anblick und die ungewöhnlichen schrecklichen Manoevres dieser Leute in Furcht gesetzt werden, und ihre Angriffe nicht aushalten würden.

Mitten unter solchen Aussichten und Hoffnungen wurde Perseus, als jeder Oberster dieser fremden Truppen tausend Goldstücke für sich verlangte, über diese Summe wie schwindlich und unsinnig, und schickte aus niederträchtigem Geize diese Hülfstruppen wieder fort, gleichsam als wenn er sein Geld für die Römer aufsparen, nicht aber mit ihnen Krieg führen wollte, und er seinen Feinden einmal eine genaue Rechnung der auf den Krieg verwandten Kosten würde geben müssen, obgleich diese Feinde durch ihr Beyspiel ihm das Gegentheil lehrten, da sie, ausser dem andern Kriegsvorrathe,

hunderttausend Mann zusammenbrachten, die auf alle Fälle bereit stunden. Perseus, der wider eine so grosse Kriegsmacht, bey der so viel Aufwand gemacht wurde, Krieg führte, zählte und versiegelte sein Geld, und fürchtete sich es anzugreifen, als wenn es fremden Leuten gehörte. Und dieß that derjenige, der nicht etwa ein geiziger Lydier und Phönicier, sondern, seinem Vorgeben nach, ein Nachkomme des Alexanders und Philippus, und ein Nachahmer ihrer Tugenden war, welche große Könige ihre weitläuftigen Eroberungen mit dem Grundsatze gemacht hatten, daß man durchs Geld den Sieg kaufen müsse, nicht aber durch den Sieg Geld. Es war auch ein gemeines Sprichwort, daß nicht Philippus, sondern des Philippus Geld die griechischen Städte erobert habe. Und als Alexander auf dem Feldzuge nach Indien sich befand, und gewahr wurde, daß die Persische reiche Beute seinen Macedoniern auf dem Marsche beschwerlich und hinderlich war, verbrannte er selbst zuerst seine königliche Packwagen, und bewog die Soldaten, eben das zu thun, und durch die Entledigung dieses Gepäckes sich leichter zum Kriege zu machen. Perseus hingegen häufte das Gold, das ihm, seinen Kindern, und seinem Reiche gehörte, auf, und wollte sich nicht durch einen geringen Theil davon retten, sondern lieber als ein reicher Gefangener mit seinem vielen Gelde den Römern zeigen, wie viel er für sie aufgespart habe.

Und er hintergieng nicht allein diese Gallier, und schickte sie weg, sondern bewegte auch den Fürsten der Illyrier, Gentius, durch Versprechung von

dreyhundert Talenten, an dem Kriege wider die Römer Theil zu nehmen, zählte auch den Gesandten dieses Fürsten das Geld auf, und ließ sie es selbst versiegeln. Sobald aber Gentius, dadurch sicher gemacht, sich auf eine so abscheuliche Art an den Römern vergieng, daß er ihre Gesandten gefangen nahm, und in Fesseln legte, meynte Perseus, daß er nun nicht mehr nöthig hätte, den Gentius durch sein Geld mit den Römern in Krieg zu verwickeln, da er sich selbst durch sein so arges Vergehen der Römer unversöhnlichste Feindschaft und Krieg zugezogen hätte, und betrog den unglücklichen Fürsten um das versprochne Geld, welcher vom Perseus verlassen, kurze Zeit darauf von dem Römischen Feldherrn Lucius Anicius, der mit einer Armee wider ihn abgeschickt worden war, aus seiner Residenz, wie aus einem Neste, mit Gemahlin und Kindern weggeführt wurde.

Aemilius, der gegen einen solchen Feind zu Felde zog, verachtete ihn selbst zwar, aber bewunderte doch seine Kriegsmacht und Zurüstungen. Perseus hatte sich mit einer Armee von viertausend Mann Reuterey und beynahe vierzigtausend Fußvolk am Meere unter dem Berge Olympus in einer Gegend gelagert, der fast gar nicht beyzukommen war, und die allenthalben theils durch den Berg, theils durch Schanzen und Pallisaden geschützt wurde, und glaubte hier durch die Länge der Zeit und die grosen Kosten den Consul zu ermüden.

Aemilius war noch mit dem Nachdenken über die Mittel, wie man am besten einen Angrif versuchen könnte, beschäftigt, als seine Truppen, die

von vorigen Feldzügen her der Frechheit gewohnt waren, über den Verzug unwillig wurden, und von vielen Dingen sprachen, die nicht auszuführen waren. Er verwies ihnen ihre Unart, gebot ihnen, sich um Sachen, die sie nicht verstünden, nicht zu bekümmern, sondern nur für ihren Körper, und für ihre Waffen zu sorgen, damit alles im guten Stande wäre, und sie auf römische Art fechten könnten, wenn es ihnen der Feldherr befehlen würde. Er verordnete zugleich, daß die nächtlichen Schildwachen keine Lanze bey sich haben sollten, damit sie, weil sie sich nun gegen einen feindlichen Angrif nicht vertheidigen konnten, desto besser den Schlaf vermeiden, und Achtung geben möchten.

Am meisten waren die Truppen über den Mangel am Wasser unzufrieden: denn es war nur weniges und noch dazu schlechtes Wasser in den Quellen am Meere zu finden. Aemilius schloß aus der Menge der grünen Bäume, welche auf der Höhe des Berges Olympus standen, daß unten in der Tiefe sich müßten Quellen finden lassen. Er ließ Quellen und Brunnen graben, welche bald mit gutem Wasser angefüllt wurden, das durch den Zug des gedrängten Erdreichs gegen den leeren Raum hin sich sammelte.

Einige behaupten, es gäbe keinen Vorrath von Wasser an den Orten, wo Quellen sind, verborgen, und ihr Ausfluß sey keine Eröffnung und Hervordringung des Wassers, sondern vielmehr eine Erzeugung und Sammlung desselben, indem eine gewisse Materie da zu Wasser werde; es werde aber der feuchte Dunst durch eine dichte Zusammenrin-

nung zu Wasser, wenn er in der Tiefe zusammengepreßt flüßig werde. So wie die Brüste der Weiber nicht mit schon bereiteter Milch gefüllte Behältnisse sind, sondern in sich selbst die Nahrung erst verwandeln, und Milch bereiten, indem sie säugen: so hätten auch die frischen und feuchten Oerter in der Erde nicht das Wasser in sich verborgen, noch solche Hölen, die aus ihrem bereitliegenden Vorrathe so viele Bäche und grosse Flüsse hergeben könnten, sondern sie drängten die Luft und die Dünste so dichte zusammen, daß sie sie in Wasser verwandelten. Daher quölle aus den aufgegrabenen Oertern, wie aus den Brüsten der Weiber, wenn sie säugen, das Wasser durch die Pressung hervor, indem die Dünste flüßig werden, und die nicht aufgegrabnen Oerter zeugten kein Wasser, weil ihnen der Druck fehlte, der den Fluß der Feuchtigkeit bewirkt. Aber diejenigen, die diese Meynung behaupten, haben ihren Gegnern Anlaß gegeben, ihnen einzuwenden, daß also auch die lebendigen Geschöpfe kein Blut hätten, sondern dieses erst bey einer Verwundung erzeugt würde, indem ein gewisses geistiges Wesen, oder das Fleisch durch Verwandlung flüßig würde. Sie werden aber auch durch die Flüsse widerlegt, welche die Bergleute und andre, die in die Erde hineingraben, oft in der Tiefe antreffen, und welche häufiges Wasser auf einmal hervorströmen lassen, und es nicht allmählig sammeln, wie es geschehen müßte, wenn das Wasser aus dem Drucke in der Bewegung des Erdreichs erzeugt würde. Und oft springt auch ein grosser Strom Wasser hervor,

wenn in einen Fels gehauen wird, und läßt darauf wieder nach. So viel hiervon. —

Aemilius hielt sich einige Tage hindurch dem Perseus gegen über so stille, wie es bey zwey grossen so nahe stehenden Lagern noch niemals geschehen seyn soll. Er erfuhr indessen unter seinen sorgfältigen Nachforschungen, daß noch ein einziger Zugang zum feindlichen Lager unbesetzt gelassen war, welcher durch Perrhäbia nach Pythium und Petra führte. Er setzte mehr Hoffnung darauf, daß dieser Weg nicht besetzt war, als er sich vor den Schwierigkeiten, durch diese Defileen durchzukommen, wegen sie eben nicht besetzt waren, fürchtete. Er hielt einen Kriegsrath. Unter den Anwesenden erbot sich zuerst Nasica, mit dem Zunamen Scipio, der Schwiegersohn des Scipio Afrikanus, der in der Folge in dem Römischen Senate viel vermochte, der Anführer der Truppen zu seyn, die den Umweg machen sollten. Nach ihm that Fabius Maximus, der älteste Sohn des Aemilius, der noch sehr jung war, eben diese muthige Erklärung.

Aemilius gab ihnen mit Vergnügen über ihren bezeigten Muth eine Parthey Truppen zur Ausführung ihres Vorhabens; nicht eine so grosse Anzahl, wie Polybius erzehlt; sondern wie Nasica selbst in einem von dieser Expedition an einen gewissen König geschriebenen Briefe angiebt, *) so bestand sein Korps aus dreytausend Mann Italienischen Hülfs-

*) Sowohl die Stelle des Polybius, welche Plutarch in dieser Erzehlung anführt, als auch der Brief des Nasica sind verloren gegangen.

truppen, und aus fünftausend Mann vom linken Flügel, zu welchen noch hundert und zwanzig Reuter, und zweyhundert Mann von dem vom Harpalus überschickten Thraciern und Kretern kamen.

Mit diesem Korps gieng Nasica nach dem Meere zu, lagerte sich bey der Stadt Herakleum, und stellte sich, als wenn er zu Schife gehen, und das feindliche Lager einschlieſſen wollte. Nachdem die Truppen zu Abend gegessen hatten, und es schon finster war, entdeckte er den Officiers seine wahre Absicht, marschirte des Nachts vom Meere weg, und rückte bis vor Pythium, wo er seine Völker ausruhen ließ. Hier soll die Höhe des Olympus über zehn Stadien betragen, wie Xenagoras, der sie ausgemessen, durch folgende Inschrift bezeugt: — „Die Höhe des Olympus bey Pythium, wo Apollo Pythius angebetet wird, hat die perpendiculair gemessene Höhe von zehn Stadien und sechs und neunzig Fuß. Xenagoras, des Eumelus Sohn, hat diese Höhe genau ausgemessen. Du, groſser Gott Apollo, gieb Segen.“ — Die Feldmesser wollen zwar behaupten, daß weder die Höhe der Berge, noch die Tiefe des Meers mehr als zehn Stadien betrüge, aber Xenagoras scheint die Höhe des Olympus sehr genau und mit geometrischen Instrumenten aufgenommen zu haben.

Nasica blieb an diesem Orte über Nacht. Perseus, der den Aemilius sich ganz stille verhalten sahe, und an das, was vorgieng, gar nicht dachte, wurde durch einen Ueberläufer, der aus Kreta gebürtig, und unterwegens davon gelaufen war, von dem Umwege, den das Römische Korps machte,

benachrichtigt. Er gerieth zwar darüber in Unruhe, doch machte er mit seinem Lager keine Bewegung, und schickte nur den Milo mit zehntausend Mann Miethstruppen und zweytausend Macedoniern ab, die Anhöhen schleunig zu besetzen. Polybius erzehlt, daß diese Mannschaft von den Römern im Schlafe überfallen worden, aber Nasica berichtet in seinem angeführten Briefe, daß auf diesen Anhöhen ein sehr scharfes Gefecht vorgefallen sey; er selbst habe einen thracischen Soldaten von den Miethstruppen, der auf ihn zugelaufen sey, mit der Lanze durch die Brust niedergestossen, er habe die Feinde besiegt, und Milo sey auf eine schimpfliche Art, im blossen Rocke, ohne Waffen, entflohen, worauf er mit Sicherheit den Feind verfolgt, und mit seinen Truppen in die Gegend eingedrungen sey.

Dieser Vorfall nöthigte den Perseus, daß er schleunig sein Lager abbrach, zurückgieng, und voller Furcht seine Hoffnungen fahren ließ. Indessen war es nun nothwendig, daß er entweder bey Pydna stehen blieb, und eine Schlacht wagte, oder seine Truppen in die Städte verlegte, und so den Krieg erwartete, welcher doch nun in seinem Lande nicht ohne viel Blutvergiessen geendigt werden konnte.

Durch die Vorstellungen seiner Freunde, daß seine Armee so zahlreich sey, und daß seine Truppen für ihre Frauen und Kinder mit dem lebhaftesten Muthe fechten würden, wenn sie ihren König an ihrer Spitze und an den Gefahren Theil nehmen sehen würden, bekam Perseus neuen Muth, ließ ein Lager aufschlagen, und bereitete sich zu einer

Schlacht. Er besahe die Gegend, und theilte den Officiers ihre Orders aus, als wenn er die Römer sogleich bey ihrem Anzuge angreifen wollte. Der Platz war auch für die Phalanx, die eine ebene Gegend haben mußte, sehr bequem, und die herum an einander liegenden Hügel gaben den leichten Truppen Gelegenheit, durch Zurückziehn und Wendungen immer ihre Angriffe zu wiederholen. Vor der Mitte der Macedonischen Truppen waren die beyden Flüsse Aeson und Leukus, die zwar damals gegen das Ende des Sommers nicht tief waren, aber doch den Uebergang der Römer erschweren konnten.

Aemilius, der sich indessen wieder mit dem Nasica vereinigt hatte, gieng in Schlachtordnung auf den Feind los. Er erstaunte, wie er die Menge und die Stellung desselben gewahr wurde: er ließ Halte machen, und überlegte, was zu thun sey. Die jungen Officiers, die für Begierde zu schlagen brannten, liefen zu ihm, und baten, das Treffen nicht aufzuschieben, und besonders that dieses Nasica, welcher durch den Sieg bey dem Berge Olympus seinen Muth erhoben hatte. Allein Aemilius antwortete ihm lächelnd: Ja, wenn ich so alt wäre wie du; aber die vielen Siege, welche mich die Fehler der Ueberwundnen gelehrt haben, verbieten mir, mit Truppen, die eben erst vom Marsche kommen, einen Feind anzugreifen, der in guter gestellter Schlachtordnung steht.

Er ließ hierauf die vordersten, dem Feinde im Gesichte stehenden Truppen, zum Scheine in eine Schlachtordnung abtheilen, die Hintertruppen aber

mußten sich umkehren, und ein verschanztes errichten. Indem nun diejenigen, die zunächst den letzten stunden, immerfort nach und nach sich zurückwandten, so hintergieng er durch diese Mänövres, mit welchen er das Schlachtfeld verließ, die Feinde, und brachte endlich sein ganzes Heer hinter die Verschanzungen.

Als es Nacht wurde, und die Truppen nach dem Essen sich zur Ruhe begeben wollten, verdunkelte sich plötzlich der volle Mond, und bekam, nach verlornem Lichte, mancherley Farben, bis er endlich ganz verschwand. Die Römer machten, nach ihrer Gewohnheit, mit allerhand metallenen Werkzeugen eine Getöse, um das Mondlicht wieder zurückzurufen, und hielten eine Menge angezündeter Kerzen und Fakeln gen Himmel. Die Macedonier hingegen, die dergleichen nicht thaten, geriethen in Furcht und Schrecken, und es breitete sich in der Stille durch das Lager ein Gerücht aus, daß diese Mondfinsterniß des Königs Untergang bedeute.

Aemilius war nicht so ganz unwissend in der Kenntniß von dem Laufe des Mondes, durch welchen der Mond zu gewissen Zeiten in den Schatten der Erde tritt, und sich verbirgt, bis er aus diesem verdunkelnden Schatten wieder hervorkommt, und von der Sonne wieder erleuchtet wird. Allein aus Religionsgesinnung, die sehr stark bey ihm war, und aus Neigung zum Opfern und Wahrsagen, ließ er, sobald er den Mond wieder scheinen sah, demselben elf junge Rinder opfern. Am folgenden Tage ließ er dem Herkules zwanzig Ochsen nach einander opfern, weil man bey keinem Opfer glück-

liche Zeichen fand, bis endlich beym ein und zwanzigsten Opfer ein solches Zeichen sich fand, welches den Römern den Sieg vorher bedeutete, wenn sie sich nur vertheidigen, nicht aber angreifen würden. Darauf that Aemilius das Gelübde, dem Gotte Herkules hundert Ochsen zu opfern, und ein heiliges Wettspiel ihm zu Ehren zu halten, und befahl seinen Officiers, die Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Er erwartete aber die Zeit erst, da sich die Sonne gegen Abend neigte, damit sie nicht seinen Truppen währendem Fechten ins Gesicht scheinen möchte, und blieb so lange in seinem Zelte sitzen, welches gegen die Ebene und das feindliche Lager zu offen war.

Gegen Abend gieng der Angrif von feindlicher Seite selbst, durch einen Kunstgrif des Aemilius, an, da die Römer ein Pferd ohne Zaum gegen die Feinde treiben mußten, und dadurch, daß sie es wiederholen wollten, Gelegenheit zum Treffen gaben. Andre erzehlen, die Thracischen Truppen hätten unter ihrem Anführer Alexander die Römischen Pferde, die Futter gebracht, angefallen, wider diese hätten sieben hundert Ligurier einen hitzigen Angrif gethan, da man nun von beyden Seiten diese Mannschaften verstärkt hätte, so wäre das Treffen endlich allgemein geworden. Aemilius, der, wie ein Steuermann auf dem Meere, aus dem Ungestüme und den Bewegungen der Truppen die Grösse des bevorstehenden Treffens vorhersah, gieng aus seinem Zelte hervor, durch die Reihen seiner Soldaten hindurch, und ermunterte ihren Muth. Nasica ritt zu den Vortruppen, die mit einander

scharmuzirten, und gab Achtung, bis die ganze feindliche Armee zum Angriffe fertig war.

Im Vordertreffen stunden die Thracier, Leute, deren Anblick schon Schrecken erregen mußte, groß von Statur, mit weissen glänzenden Schilden, und mit eisernen Stiefeln bewafnet, in schwarzer Kleidung, und mit schweren eisernen von der rechten Schulter voran gestreckten Lanzen. An die Thracier schlossen sich die Miethstruppen, die verschiedentlich bewafnet waren, und die Päonier bey sich hatten. Das dritte Treffen machten die auserlesensten Macedonier, junge, muntre Leute, die mit übergoldeten Waffen und neuen Purpurröcken den Römern entgegen blitzten. Wie diese sich in Ordnung gestellt hatten, brachen die Schaaren der Chalkaspiden aus dem Lager auf; ihre ehernen funkelnden Waffen erfüllten die Ebene mit Glanz, und von ihrem Feldgeschrey ertönten die Berge. Die Feinde rückten mit solcher Kühnheit und Geschwindigkeit an, daß die ersten Todten nur zwey Stadien vom Römischen Lager niederfielen.

Sobald die Schlacht angieng, zeigte sich Aemilius seinen Truppen. Er bemerkte, daß die Macedonier, die im zweyten Treffen stunden, schon mit der Spitze ihrer Lanzen die Schilde der Römer durchstossen hatten, und sie dadurch abhielten, ihre Schwerdter zu gebrauchen. Zugleich nahmen auch die übrigen Macedonischen Truppen ihre kleinen Schilder von der Schulter, senkten auf einmal ihre Lanzen herab, und hielten sie in geschlossener Ordnung den Römern vor, die dadurch von allem Andringen abgehalten wurden. Die Stärke dieser an

einan=

einander geschlossenen Reihe der vorgestreckten Lanzen setzte den Aemilius selbst in Furcht und Bestürzung, denn ein solch fürchterliches Schauspiel hatte er noch niemals gesehen, und er erinnerte sich in den folgenden Zeiten noch oft dieses Anblicks und seiner dabey gehabten Furcht. Gleichwohl zeigte er seinen Truppen währendem Gefechte einen heitern muntern Blick, und ritt unter ihnen ohne Helm und Panzer herum.

Der Macedonische König hingegen begab sich, wie Polybius erzehlt, gleich im Anfange der Schlacht, voll Furcht, in die Stadt Pydna, unter dem Vorwande, dem Herkules zu opfern. Aber dieser Gott nimmt furchtsame Opfer von furchtsamen Menschen nicht gnädig an, und erhört nicht unbillige Gebete. Und unbillig ist es, daß der treffen soll, der nicht wirft, und der siegen soll, der nicht in der Schlacht zugegen bleibt, und daß überhaupt der feige Mann seinen Wunsch erreichen, und der Böse glücklich seyn soll. Aber des Aemilius Gebet erhörte dieser Gott, denn er betete, mit der Lanze in der Hand, um Stärke und Sieg, und rufte fechtend den Gott zum Helfer.

Ein gewisser Posidonius, der eine Geschichte des Perseus in vielen Büchern geschrieben, und vorgiebt, daß er selbst bey diesem Feldzuge gegenwärtig gewesen, erzehlt, daß Perseus weder aus Furcht, noch unter dem Vorwande eines Opfers die Schlacht verlassen, sondern, ob er gleich am Tage vor der Schlacht von seinem Pferde am Beine sey beschädigt worden, habe er dennoch, dieser Beschwerlichkeit, und des Bittens seiner Freunde ungeach-

tet, sich sein Reitpferd bringen lassen, und sey, ungepanzert, währenden Treffen, an der Spitze seiner Macedonischen Phalanx gewesen. Unter der Menge Pfeile, die um ihn herumgeflogen, habe ihn ein ganz eiserner Wurfspieß getroffen, der doch nicht mit der Spitze, sondern in die Quere an seiner linken Seite durchgefahren sey, und in der Gewalt des Flugs den Rock zerrissen, und sein Fleisch so gestreift habe, daß der Fleck davon noch lange Zeit geblieben sey. So erzehlte Posidonius zur Vertheidigung des Perseus.

Da die Römer auf keine Art in die Macedonische Phalanx einbrechen konnten, so warf Salius, der Anführer der Peligner, die Fahne seiner Völker mitten unter die Feinde. Die Peligner stürzten sogleich auf den Ort, wo die Fahne hingeworfen war, hin, denn es ist bey den Italienischen Völkern eine Schande, die Fahne im Stiche zu lassen. Es erfolgte ein hitziges mörderisches Gefechte. Die Römer suchten die Lanzen der Feinde mit dem Degen wegzuschlagen, und mit den Schildern wegzustossen, sie griffen sie auch an, um sie aus den Händen zu winden. Die Macedonier hielten ihre vorgestreckten Lanzen mit beyden Händen desto fester, drengten die einbrechenden Römer weg, und durchstiessen mit einer unaufhaltbaren Gewalt die Schilder und Harnische der Peligner und Marruciner, und warfen die todten Körper derselben über ihren Kopf hinweg, welche mit einer unvernünftigen wilden Hitze den feindlichen Stössen und dem offenbaren Tode entgegen stürmten.

Die Niederlage dieser Vordertruppen verursachte, daß auch das Glied hinter denselben zurückwich. Es war zwar keine Flucht, aber doch ein Rückzug bis an den Berg Olokrum hin. Aemilius zerriß, wie Posidonius erzehlt, als er dieses bemerkte, vor Bestürzung seine Kleider. Diese beyden Glieder waren zurückgetrieben, und die andern Römischen Truppen wiechen ebenfalls der Macedonischen Phalanx aus, welcher Haufen unangreifbar war, indem er durch seine dicht an einander allenthalben hin vorgestreckten Lanzen gleichsam einen eisernen Wall um sich hatte. Indessen verhinderte doch das unebene Terrain und die Länge der Reihe dieses Haufens die feste Aneinanderschliessung der Lanzen, und verursachte nach und nach viele Lücken und Oefnungen, wie es bey einem so grossen Heere, und bey so mannigfaltigen Angriffen, da die Truppen an einem Orte zurückgedrängt wurden, an einem andern eine Strecke vorwärts rückten, nothwendiger weise geschehen mußte. Sobald Aemilius dieses bemerkte, theilte er seine Truppen in verschiedene Haufen, und befahl ihnen in die Oefnungen und Lücken der feindlichen Reihe einzudringen, aber keinen allgemeinen Angrif zu thun, sondern an mehrern Orten viele Gefechte auf einmal anzufangen.

Wie dieser Ordre gemäß die Römischen Truppen in die Reihen der Feinde einbrachen, und sie theils in der Seite, theils durch geschickte Wendungen in den Rücken angriffen, so verlor sogleich die fürchterliche Phalanx ihre Stärke und Ordnung, und trennte sich. Nun fochten einzelne Schaaren gegen einander. Die Macedonier konnten mit ihren

kleinen Degen die starken und langen Schilder der Römer nicht durchdringen, aber ihre leichten Schilder konnten die Hiebe der schweren durchdringenden Römischen Schwerdter nicht aufhalten, und sie mußten die Flucht ergreifen.

Das Gefecht war unter diesem Theile der Armeen sehr heftig gewesen; und hierbey hatte Marcus, des Cato Sohn, der Schwiegersohn des Aemilius, der sich sehr tapfer verhielt, seinen Degen verloren. Dieser junge Mann, der die beste Erziehung genossen hatte, war seinem grossen Vater Proben einer grossen Tugend schuldig, und glaubte, daß er nicht länger leben müsse, wenn er seinen Degen den Feinden zur Beute liesse. Er mischte sich daher in das stärkste Gefecht, in der Hofnung, einen Freund zu erblicken, dem er sein Unglück entdecken, und der ihm Hülfe leisten könnte. Es versammelten sich eine Menge braver Soldaten um ihn herum, drangen unter seiner Anführung hervor, und stürmten auf die Feinde los. Sie trieben sie unter einem hitzigen und blutigen Gefechte vom Platze, und suchten alsdenn auf dem freyen leeren Felde den verlornen Degen. Sie fanden ihn mit Mühe unter einer Menge von Waffen und todten Körpern verborgen, und geriethen darüber in solche Freude, daß sie mit einem Jubelgeschrey auf die Parthey Feinde, die noch Stand hielten, los giengen; und so wurden auch noch die dreytausend Mann auserlesene Truppen, die in geschloßner Ordnung sich wehrten, alle niedergehauen. Von den andern Flüchtigen wurden so viele getödtet, daß das Schlachtfeld und die Berge mit Todten bedeckt waren, und der Fluß Leukus

noch am folgenden Tage, als die Römer darüber giengen, mit Blute vermischt war. Man giebt den Verlust der Macedonier in dieser Schlacht auf mehr als fünf und zwanzigtausend Mann Todte an. Von den Römern blieben, nach der Erzehlung des Posidonius, hundert, nach dem Berichte des Nasica aber achtzig Mann.

Diese harte Schlacht war sehr schnell entschieden worden, denn sie fieng gegen drey Uhr Nachmittags an, und um vier Uhr war der Sieg schon auf der Seite der Römer. Der übrige Theil des Tages wurde zur Verfolgung der Feinde angewandt, die auf hundert und zwanzig Stadien weit verfolgt wurden. Die Sieger kamen von dem Nachjagen sehr spät bey Nachtzeit erst zurück, und wurden von den ihnen mit Fackeln entgegen kommenden Knechten unter einem Freudengeschrey in ihre Zelter geführt, die mit Lampen erleuchtet, und mit Kränzen von Epheu und Lorbeer geschmückt waren.

Unter diesen Freudensbezeigungen war der Feldherr allein traurig, denn es fehlte von seinen beyden Söhnen, die in dieser Schlacht mit gefochten hatten, der jüngste, den er am meisten liebte, und der an allen guten Eigenschaften seine Brüder übertraf. Weil er, bey seiner Jugend, sehr hitzig und ruhmbegierig war, so glaubte Aemilius, daß er aus Mangel der Erfahrung unter die Feinde gerathen, und ganz gewiß umgekommen wäre. Die Truppen nahmen an dem Schmerze und der Unruhe ihres Feldherrn so grossen Antheil, daß sie, sobald sie davon Nachricht bekamen, von ihrem Essen aufstanden, und mit Fackeln herumliefen, und den Ver-

mißten suchten. Viele begaben sich vor das Zelt des Aemilius hin, viele suchten seinen Sohn vor dem Lager unter den ersten Todten. Das ganze Heer war niedergeschlagen, und das ganze Schlachtfeld ertönte von dem Geschreye derer, die den Scipio riefen. Denn er wurde von jedermann als ein Jüngling geliebt, der mehr als alle seine Brüder durch seine schönen Eigenschaften einen künftigen grossen Feldherrn und Staatsmann versprach.

Ganz spät, da man ihn schon für verloren hielt, kam er, über und über mit frischen Blute besprützt, in Begleitung zweyer oder dreyer Freunde ins Lager zurück, wie ein junger muthiger Löwe, und hatte sich aus Freude über den Sieg in der Verfolgung der Feinde nicht mäßigen können. Dieß ist eben der Scipio, der Carthago und Numantia zerstört hat, und an Ruhm und erhabnen Eigenschaften der erste der Römer seiner Zeiten wurde. Damals ließ also das Glück die Freude des Aemilius über seinen Sieg ganz rein, und verschob seine Mißgunst auf eine andre Zeit.

Perseus floh von Pydna nach Pella. Seine Reuterey hatte in der Schlacht fast gar keinen Verlust gehabt. Sie wurde auch von den Fußvölkern, als diese sie wieder eingeholt hatten, mit Vorwürfen der Feigherzigkeit und der Verrätherey überhäuft, viele geschlagen, und von den Pferden herabgerissen, so daß Perseus, der eine Rebellion befürchtete, seitwärts weg ritte, seinen Königlichen Rock, um nicht erkannt zu werden, auszog, und vor sich niederlegte, und sein Diadem in seinen Händen hielt. Er stieg vom Pferde, zog es sich nach, und unterredete sich

im Gehen mit einigen, die ihn begleiteten. Aber der eine stellte sich, als wenn er seinen Schuh zubinden müßte, der andre, als wenn er sein Pferd tränken müßte, ein andrer that, als wenn er durstig wäre, und trinken müßte, und so liefen nach und nach alle seine Begleiter davon, mehr aus Furcht vor seiner Rachsucht, als vor den Feinden. Denn er war über seine Unglücksfälle ganz verwirrt worden, und wollte gern die Ursache seiner Niederlage von sich auf alle andre schieben.

Als er des Nachts nach Pella gekommen war, und seine beyden Schatzmeister Euktus und Eudäus zu ihm kamen, und ihm theils wegen einiger Dinge Vorwürfe machten, theils in ihren Rathschlägen zur Unzeit sehr freymüthig waren, so stieß er in der Wuth beyde mit seinem Degen nieder. Nun blieb niemand mehr bey ihm, als Evander aus Kreta, Archedamus aus Aetolien, und Neon aus Böotien. Von seinen Truppen begleiteten ihn nur noch die Kreter, nicht, weil sie ihm besonders ergeben waren, sondern sie wurden durch sein Geld, wie die Bienen durch Honig, gelockt. Denn er hatte eine grosse Menge Geld bey sich, und gab auch den Kretern, Becher, Trinkgeschirre, und andre goldne und silberne Geräthschaften preiß, welche sie plünderten, und deren Werth sich auf funfzig Talente belief.

Als er von Amphipolis, wo er sich zuerst aufgehalten hatte, nach Galepsus kam, so ließ seine Furcht etwas nach, und er gerieth wieder auf seine alte ihm so eigene Leidenschaft, den niedrigsten Geiz. Er beklagte sich gegen seine Freunde, daß er einige goldene Kostbarkeiten Alexanders des Grossen aus Verse-

hen den Kretern preiß gegeben hätte, und bat diejenigen, die sie hatten, sogar mit Thränen, sie gegen Bezahlung im Gelde ihm wieder zu überlassen. Die ihn genau kannten, wußten wohl, daß er mit den Kretern auf kretische Art umgehen wollte, die ihm aber trauten, und die Sachen wieder gaben, wurden betrogen. Denn er gab ihnen kein Geld dafür, und gewann auf diese Art von den ihm ergebensten Leuten dreyßig Talente, welche bald in die Hände der Feinde fallen sollten. Er schifte mit seinem Gelde nach Samothrace, und nahm seine Zuflucht in dem Tempel des Castor und Pollux.

Die Macedonier, welche immer ihren Königen sehr treu gewesen seyn sollen, aber jetzt gleichsam ihre Grundsäule zerbrochen, und alles dadurch über den Haufen geworfen sahen, ergaben sich dem Aemilius, und machten ihn in zween Tagen zum Herrn von ganz Macedonien. Dieß scheint das Urtheil derjenigen zu bestätigen, welche diese grosse Thaten des Aemilius dem Glücke zuschreiben. Es trug sich auch bey dem Opfer, welches er zu Amphipolis anstellte, ein glücklicher Zufall zu. Denn indem eben geopfert wurde, schlug der Blitz in den Altar, und verbrannte und vollendete also selbst das Opfer.

Aber das, was ein öffentliches Gerücht zu Rom für ihn that, ist noch merkwürdiger, als die andern Gunstbezeigungen des höhern Glücks. Denn am vierten Tage nach dem Siege über den Perseus bey Pydna, als zu Rom, bey einer Menge von Zuschauern, ein öffentliches Pferderennen gehalten wurde, breitete sich auf einmal in der ersten Abtheilung des Schauplatzes das Gerücht aus, daß Aemilius

den Perseus in einer grossen Schlacht überwunden, und ganz Macedonien erobert habe. Dieses Gerücht kam bald auch unter das Volk, und die Freude darüber äusserte sich mit lautem Frohlocken den ganzen Tag hindurch in der Stadt. Da man aber hernach den Grund dieses Gerüchts gar nicht ausfindig machen konnte, und alles ungewiß blieb, so verlor es sich wieder, bis wenige Tage darauf sichere Nachricht ankam, und man sich über das vorgängige Gerücht, welches durch Unwahrheit Wahrheit ausgebreitet hatte, verwundern mußte.

Auf ähnliche Art soll auch von der Schlacht der Italienischen Völker an dem Flusse Sagra *) noch an dem Tage der Schlacht das Gerücht nach Peloponnes gekommen seyn, und eben so soll man zu Mykale den Sieg der Griechen über die Perser bey Platäa an eben dem Tage, da er erhalten worden, erfahren haben. Nach dem Siege, den die Römer über den Tarquin und die mit ihm verbundnen Lateiner erhielten, erschienen kurz darauf zu Rom zwey schöne grosse Männer, welche den Göttern Castor und Pollux ähnlich sahen, und verkündigten den eben erhaltenen Sieg. Der erste, der sie auf dem Markte vor dem Brunnen antraf, wo sie ihre ganz mit Schweiß bedeckten Pferde abkühlten verwunderte sich über die Nachricht, die sie sagten. Sie lächelten ihn an, und berührten mit ihren Händen seinen Bart, welcher auf einmal roth wurde, da er vorher schwarz

*) Ein grosses Heer von Crotona, einer Stadt im untern Italien, wurde hier von den weit schwächern Lokrern geschlagen. S. Iustin. L. XX. cap. 3.

gewesen war, wodurch ihre Nachricht Glauben, und der Mann den Zunamen Aenobarbus (Rothbart), erhielt.

Dieses alles wird durch das, was sich zu unsrer Zeit zugetragen, glaubwürdiger. Als sich Antonius wider den Domitian empörte, und man einen grossen Krieg von Deutschland her erwartete, und Rom in Bestürzung war, so entstand plötzlich unter dem Volke und in der ganzen Stadt ein Gerücht, ohne daß man den Urheber angeben konnte, daß Antonius geschlagen, er selbst getödtet, und sein ganzes Korps vertilgt sey. Dieses Gerücht wurde für so glaubwürdig gehalten, daß viele obrigkeitliche Personen deswegen Dankopfer anstellten. Wie man aber nach dem Urheber forschte, und ihn nicht ausfindig machen konnte, sondern es immer einer von den andern gehört hatte, bis sich der Grund davon in der Menge des gemeinen Volks, wie in einem unergründlichen Meere, verlor, und man keine Gewißheit davon bekam, so verschwand das Gerücht endlich wieder ganz aus der Stadt. Domitian gieng selbst zu Felde, und war schon unterwegens, als er von dem gewonnenen Siege schriftlichen Bericht empfieng. Das Gerücht von diesem Siege zu Rom, und der Sieg selbst war an einem Tage gewesen, in einer Entfernung der Oerter von zwanzigtausend Stadien. Dieser Zufall ist allen unsern Zeitgenossen bekannt.

Cnejus Oktavius, der Admiral der Flotte, die den Aemilius begleitet hatte, *) segelte nach Sa-

*) Er war damals Prätor, und stand mit seiner Flotte unter den Befehlen des Aemilius Pau-

mothrace, und verschonte zwar den Perseus selbst aus Ehrfurcht gegen die Götter, in deren Tempel er Zuflucht gesucht hatte, aber traf solche Anstalten, daß Perseus nicht entfliehen konnte. Gleichwohl unterhandelte dieser heimlich mit einem gewissen Kreter, Oroandes, der ein Jagdschif hatte, daß er ihn mit seinem Gelde aufnehmen möchte. Oroandes betrug sich auf gut kretisch, und suchte den Perseus zu betrügen. Er nahm spät Abends das Geld in sein Schif, den Perseus selbst aber bestellte er mit seinen Kindern und der nöthigen Begleitung um Mitternacht an den Demetriußischen Hafen, segelte aber schon einige Stunden vorher mit dem Gelde des Perseus davon.

Dieser bedrängte Fürst ließ sich mit seiner Gemahlin und Kindern, die dergleichen Beschwerlichkeiten und Herumirren nicht gewohnt waren, durch eine enge Oefnung an der Mauer herab. Er irrte am Ufer herum, bis ihm jemand erzehlte, daß er den Oroandes schon auf dem Meere habe fortsegeln gesehn. Nun brach er in jammervolle Klagen aus. Es wurde schon Tag. Alle Hoffnung war verloren. Er schlich mit seiner Gemahlin wieder an die Mauer zurück, und ob er gleich erkannt wurde, kam er doch den Römern zuvor. Seine Kinder hatte er dem Jon übergeben, den er sonst immer sehr lieb gehabt hatte. Jon wurde an ihm zum Verräther, und überlieferte seine Kinder den Römern, wodurch er den Perseus selbst nöthigte, so wie ein Thier, dem sei-

lus. Die gewöhnliche Leseart συνάρχων ist falsch, und ναυαρχῶν, wie auch in der Reiskischen Ausgabe steht, die rechte.

ne Jungen geraubt sind, selbst in die Hände läuft, sich denen zu ergeben, in deren Gewalt schon seine Kinder waren.

Er wollte sich dem Nasika, gegen den er das meiste Zutrauen hatte, ergeben; da dieser aber nicht gegenwärtig war, sah er sich genöthigt, unter vielen Thränen über sein Mißgeschick, sich dem Cnejus Oktavius zu überliefern. Und hierbey zeigte er eine noch viel unedlere Gesinnung als sein Geldgeitz war, eine niedrige Liebe zum Leben, wodurch er sich auch des Mitleids, des einzigen, das sonst noch immer den unglücklichen vom Schicksal nicht geraubt werden kann, unwürdig machte.

Er bat, daß man ihm zum Aemilius führen möchte. Dieser Feldherr gieng ihm als einem grossen vom Schicksale gestürzten Fürsten mit seinen Freunden entgegen, und konnte sich dabey der Thränen nicht enthalten. Aber Perseus zeigte ein schändliches Schauspiel. Er fiel auf die Erde nieder, umfaßte die Knie des Aemilius, und brachte so niederträchtige Klagen und Bitten vor, daß Aemilius ihn nicht weiter anhören mochte, sondern mit einem mißvergnügten und unwilligen Blicke zu ihm sagte: — „Warum, Unglücklicher, raubst du dir selbst die einzige Beschuldigung, die du noch gegen dein Schicksal vorbringen könntest, und zeigst durch solch ein niederträchtiges Betragen, daß du deines Unglücks werth bist, und nicht erst jetzt, sondern längst schon den Schutz des Glückes nicht verdientest? Warum beschimpfest du meinen Sieg, und machst meine Ueberwindung von dir gering, da du dich als einen so unedlen und so unwürdigen Gegner der Römer zeigst?

Ein erhabener Sinn erwirbt auch Unglücklichen Ehrfurcht bey den Feinden, aber Zaghaftigkeit wird auch bey den glücklichsten Personen von den Römern verachtet.“

Gleichwol reichte ihm Aemilius seine Hand, richtete ihn auf, und übergab ihm dem Tubero. Hierauf versammelte er seine Söhne, Schwiegersöhne, und die jungen Officiers in sein Zelt, und fieng, nach einem langen Stillschweigen, worüber sich alle verwunderten, an, von dem Schicksale und von den Begebenheiten der Menschen zu reden. — „Darf wohl einer bey einem gegenwärtigen grossen Glücke, nach der Ueberwindung eines Volks, einer Stadt, oder eines Königreichs stolz und übermüthig werden, wenn er bedenkt, daß er ein Mensch ist? Oder lehrt ihn vielmehr nicht der Wechsel des Glücks, der ihm, dem Sieger, ein Beyspiel der gemeinschaftlichen menschlichen Schwachheit vorlegt, wie wenig sicher und beständig alles in der Welt ist? Denn wenn können Menschen ganz sicher seyn, da der Sieg über andre am meisten nöthigt, die Veränderlichkeit des Glücks zu fürchten, und die Betrachtung des wandelbaren, bald diesen, bald jenen begünstigenden, Schicksals selbst dem frohen Ueberwinder Unmuth erweckt? Ihr seht die Nachkommenschaft des grossen Alexanders, der sich bis zur weitläuftigsten Herrschaft erhob, und die höchste Macht besaß, durch das Schicksal einer Stunde unter unsre Füsse getreten, und eine königliche Familie, die vorher noch mit so viel tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferde umgeben und beschützt war, aus den Händen der Feinde ihre tägliche Speisung und Trän-

kung empfangen. Glaubt ihr wohl nun, daß eure glücklichen Umstände auf immer hin durch das Schicksal gesichert sind? Verliert, ihr jungen Leute, nicht dabey den eitlen Stolz und Uebermuth bey diesem Siege? Lernt ihr nicht dabey in tiefer Bescheidenheit erwarten, ob das Schicksal euch wegen eures gegenwärtigen Glücks etwa künftig demüthigen möchte?" *) — Nach noch mehrern dergleichen Vorstellungen entließ Aemilius diese jungen Römer, deren Ruhmredigkeit und Stolz durch diese scharfe Rede, wie durch einen Zaum, war gebändigt worden.

Er ließ nunmehr seine Truppen sich in ruhigen Quartieren erholen, und reisete nach Griechenland, wo er das Merkwürdigste besahe, und ein Vergnügen genoß, das seiner Menschenliebe viel Ehre machte. Er richtete die Völker, zu denen er kam, wieder auf, verbesserte ihre Staatsverfassungen, und theilte viele Geschenke, theils an Proviante, theils an Oele aus, denn es hatte sich in den königlichen macedonischen Magazinen ein grosser Vorrath davon gefunden, daß es mehr an Leuten fehlte, die dergleichen verlangten und brauchten, als daß man hätte die Menge verzehren können.

*) Die Griechen und Römer glaubten unter den vielen Dämonen, oder Geistern, die auf die Schicksale der Menschen Einfluß hätten, auch ein gewisses höheres Wesen, Νεμεσις genannt, welche Göttin auf ein zu grosses Glück eines Menschen immer eine Art von Unfall oder Demüthigung kommen liesse, und überhaupt unter die Freude des menschlichen Lebens Schmerz mische. Oft wird auch diese Wirkung der Göttin νέμεσις genannt, wie hier, und diese Gottheit selbst heißt Dämon.

Zu Delphos sahe Aemilius eine grosse viereckigte aus weissen Marmor zubereitete Säule, auf welche des Perseus Bildniß von Golde hatte sollen gesetzt werden; er befahl, daß man nun sein Bildniß darauf setzen sollte, denn Ueberwundne, sagte er, müssen ihren Siegern Platz machen. In Olympia soll er jenes so berühmte Urtheil über die vom Phidias verfertigte Statüe des Jupiters gefällt haben: Phidias habe ganz den Jupiter des Homers dargestellt.

Als die erwarteten zehn Commissarien von Rom angekommen waren, so gab er den Macedoniern ihr Land und ihre Städte wieder, und sie erhielten die Freyheit, ganz nach ihren eignen Gesetzen zu leben, mußten aber den Römern jährlich hundert Talente geben, da sie vorher mehr als zweymal so viel ihren Königen hatten entrichten müssen.

Er stellte feyerliche Dankopfer an, wobey mancherley Schauspiele und Gastmale gehalten wurden. Die Kosten dazu konnte er leicht aus dem königlichen Schatze bestreiten, aber die Ordnung dabey, die Pracht, der Geschmack in der Einrichtung, und der von ihm gegen jedermann nach seinem Stande mit Freundlichkeit beobachtete Anstand zeigte so viel Genauigkeit und Sorgfalt, daß sich die Griechen über die auch bis auf die Lustbarkeiten sich erstreckende Aufmerksamkeit eines so grossen Mannes, der nach so wichtigen Thaten auch in Kleinigkeiten das Schickliche genau besorgte, nicht genug verwundern konnten. Und dem Aemilius war es keine geringe Freude, daß unter der Menge von so herrlichen Zubereitungen er selbst dennoch für die Ver-

sammlung der angenehmste Gegenstand blieb. Zu denen, die seine Sorgfalt bewunderten, sagte er: Eben derjenige Geist, der eine Schlachtordnung einrichtet, kann auch ein Gastmahl anordnen, jene muß er seinen Feinden fürchterlich, dieses seinen Gästen angenehm zu machen wissen.

Nicht weniger Bewundrung zog seine uneigennützige Großmuth auf sich, da er den grossen königlichen Schatz des gesammelten Goldes und Silbers nicht einmal ansehen wollte, sondern ihn der Bewahrung der Rentmeister des Staats übergab. Seinen Söhnen erlaubte er bloß die königliche Bibliothek für sich zu nehmen, weil sie grosse Liebhaber der Gelehrsamkeit waren. Bey der Austheilung öffentlicher Belohnungen gab er dem Aelius Tubero, seinem Schwiegersohne, nichts weiter als eine Schaale, die fünf Pfund schwer war. Dieß ist der Tubero, von dem wir eben erzehlt haben, daß er mit sechszehn Anverwandten ein Haus bewohnte, und sich und sie insgesammt mit dem Ertrage eines kleinen Gutes erhielt. Die Schaale soll das erste Silber gewesen seyn, welches in das Haus der Aelier, und doch nur als eine Ehrenbelohnung der Tapferkeit, kam, vorher sollen sie so wenig als ihre Frauen weder nach Gold noch Silber ein Verlangen gehabt haben.

Nachdem er alle nöthigen Einrichtungen in Griechenland getroffen, so verließ er dieß Land und die Macedonier mit Ermahnungen, daß sie der ihnen von den Römern geschenkten Freyheit eingedenk seyn, und sie durch gute Gesetze und Einigkeit unter einander aufrecht erhalten möchten, und schifte nach

Epi=

Epirus, welches Land er, einem Schlusse des Senats zu Rom zufolge, plündern, und mit der Beute die Truppen, die unter ihm den Feldzug gegen den Perseus gemacht hatten, belohnen sollte. Damit er die Städte plötzlich und unvermuthet überfallen könnte, so ließ er aus einer jeden Stadt die zehn vornehmsten Männer zu sich fodern, und befahl ihnen, alles in den Häusern und Tempeln vorhandne Gold und Silber an einem festgesetzten Tage zu ihm zu bringen. Zugleich aber gab er einem jeden eine Wache mit einem Hauptmanne, unter dem Vorwande, daß diese das Gold mit suchen und in Empfang nehmen sollten. An einem bestimmten Tage aber brachen auf einmal alle Römer in die Städte in zertheilten Partheyen ein, und plünderten sie. In einer einzigen Stunde wurden siebzig Städte verwüstet, und hundert und funfzigtausend Menschen zu Sklaven gemacht. Und von dieser allgemeinen Verwüstung und Plünderung kamen bey der Austheilung auf jeden Soldaten doch nicht mehr als elf Drachmen. Jedermann schauderte über eine solche Endigung des Macedonischen Krieges, wobey wegen einer so geringen Beute für jeden Soldaten eine ganze Völkerschaft war verheert worden. *) Aemilius hatte dieses Geschäft auf Befehl des Senats ungern ausgeführt, denn er besaß einen sanften und menschenfreundlichen Charakter.

Hierauf begab er sich nach Oricum, und schifte von da mit seinen Truppen nach Italien über.

*) Die Bewohner von Epirus waren den Römern untreu geworden, und hatten mit dem Perseus ein Bündniß errichtet S. Liv. Libr. 45. cap. 35.

Er segelte in die Tiber auf dem königlichen Schife, welches sechzehn Reihen Ruderbänke hatte, und mit vielen erbeuteten Waffen und purpurnen Tapeten geschmückt war. Eine Menge Volks, welches sich versammelt hatte, und das langsam fahrende Schif am Ufer begleitete, ließ die Römer das Schauspiel eines feyerlichen Triumphzuges schon vorher geniessen. *) Aber die Soldaten, welche ihre Augen auf die königlichen Schätze gerichtet, und ihre Hofnung nicht erfüllt gesehen hatten, waren darüber heimlich so erbittert und wider den Aemilius aufgebracht, daß sie ihn öffentlich einer despotischen Strenge beschuldigten, und nichts durch Eifer für ihn dazu beytrugen, daß er die Ehre eines Triumphs erhalten möchte.

Servius Galba, ein Feind des Aemilius, und einer von seinen Obersten, wurde dadurch so kühn gemacht, daß er öffentlich behauptete, man müsse dem Aemilius keinen Triumph zustehen. Er gab den gemeinen Soldaten eine Menge Verläumdungen wider den Feldherrn ein, erhitzte ihren Unwillen noch mehr, und ersuchte die Tribunen des Volks, ihm einen besondern Tag zu seiner Anklage wider den Aemilius einzuräumen, weil die noch übrigen vier Stun-

*) Ich folge in dieser Stelle, die in einigen Editionen Lücken hat, der Leseart des Bryan, die sich auf ein Mſct. gründet, das schon Dacier genutzt hat. ὡς καὶ πανηγυρίζοντας ἔξωθεν καθάπερ εἴς τινα θριαμβικὴν θέαν πομπῆς προαπολαύειν τὰς Ρωμαίους. — Reiske hat eben so abdrucken lassen, in den Noten aber Tom. II. p. 924. nichts weiter gesagt, als daß die Stelle lacunös und nicht glücklich genug ergänzt sey.

den dieses Tages zu seiner Anklage nicht hinreichend wären. Aber die Tribunen befahlen ihm, was er vorzubringen hätte, sogleich zu sagen, worauf er eine lange Rede hielt, die voller Verläumdungen war, und die übrige Zeit des Tages wegnahm. Die Tribunen liessen, wie es anfieng dunkel zu werden, die Versammlung aus einander gehen: die Soldaten aber, die nun noch verwegner wurden, liefen haufenweise zum Galba. Mit Anbruch des Morgens rotteten sie sich wieder zusammen, und besetzten das Capitolium, wo die Tribunen wieder eine Versammlung des Volks halten wollten.

Indessen wurden doch früh morgens die Stimmen wegen des zu haltenden Triumphs gesammelt. Aber gleich die erste Tribus war mit ihren Stimmen wider den Aemilius, und versagte ihm den Triumph, welches sich unter dem übrigen Volke und den Senatoren ausbreitete. Das gemeine Volk war über diesem dem Aemilius bewiesenen Schimpfe aufgebracht, und äusserte seinen Unwillen mit Geschrey, ohne doch sonst etwas zu thun. Die vornehmsten Senatoren riefen auch dem Volke zu, das Betragen gegen den Aemilius sey höchst unbillig, hierauf ermahnten sie sich unter einander, der verwegenen Frechheit der Soldaten Einhalt zu thun, welche zu aller Art von Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit schreiten würden, wenn man sich nicht widersetzte, und sie dem Aemilius Paulus die Ehre des Triumphs entreissen könnten. Die Senatoren drängten sich daher zusammen durch das Volk durch, stiegen auf das Capitolium, und verlangten von den Tribunen, mit der Stimmensammlung so lange

Staatliche Bibliothek Bamberg

inne zu halten, bis sie der Versammlung gewisse Vorträge eröfnet hätten.

Man ließ das Stimmensammeln aufhören, und es erfolgte eine Stille. Da trat Marcus Servilius auf, ein Mann, der schon Consul gewesen war, und drey und zwanzig Feinde mit eigner Hand umgebracht hatte, und hielt folgende Anrede: — „Jetzt erkenne ich erst vorzüglich, welch ein grosser Feldherr Aemilius Paulus ist, da ich sehe, mit was für ungehorsamen und empörerischen Truppen er so schöne und grosse Thaten auszuführen fähig gewesen ist. Ich verwundre mich aber über das Römische Volk, daß es sich bey dem vormaligen Triumphe des Aemilius Paulus wegen des Sieges über die Illyrier und Ligurier so freudig bezeigt hat, und jetzt neidisch darüber ist, daß der gefangene Macedonische König und der Ruhm des Philippus und Alexanders von den Römern im Triumphe aufgeführt werden soll. Und wie seltsam ist es, daß ihr bey dem ehemals von diesem Siege in der Stadt ausgebreitetem ungewissen Gerüchte den Göttern opfertet, und wünschtet, daß ihr bald die Erfüllung dieses Gerüchts sehen möchtet; und da nun der Feldherr mit dem Siege selbst ankommt, die Götter der Ehre, und euch selbst der Freude darüber berauben wollt, gleichsam als wenn ihr euch fürchtetet, diesen herrlichen Sieg selbst anzuschauen, oder den König Perseus schonen wolltet? ob es gleich noch rühmlicher wäre, aus Mitleid gegen den gefangenen König, und nicht aus Mißgunst gegen den Feldherrn den Triumph zu verwehren. Allein ihr laßt die Bosheit ihre Gewalt so weit treiben, daß ein Mensch,

der keine Wunde aufweisen kann, der in der Zärtlichkeit erzogen, von weisser glatter Haut glänzt, zu euch, die ihr durch so viele Wunden die guten und schlechten Eigenschaften der Generale habt beurtheilen gelernt, von Feldherrngeschäften und vom Triumphe reden darf." —

Bey diesen Worten machte Servilius seinen Rock auf, und zeigte auf seiner Brust eine unglaubliche Menge Wundmäler, darauf drehte er sich um, und entblößte einige Theile des Körpers, die man sonst eben nicht mit Wohlstande einer Versammlung Volks zeigen kann, kehrte sich zum Galba, und sagte: — „Du lachst wohl darüber, ich aber mache mir gegen meine Mitbürger eine Ehre aus, denn eben für sie empfieng ich diese Wunden, da ich Tag und Nacht zu Pferde saß. Wohlan! laß nun die Stimmen sammeln, ich aber will herabsteigen, allenthalben hingehen, und die Bösen und Undankbaren bemerken, die lieber im Kriege zum Unwillen gereitzt als gehörig angeführt seyn wollen." — Durch diese Reden wurden die Soldaten so niedergeschlagen und gelenkt, daß alle Tribus dem Aemilius Paulus den Triumph zugestanden.

Der Triumph soll auf folgende Art gehalten worden seyn. Das Volk hatte auf den öffentlichen Schauplätzen, die die Römer Circos nennen, auf dem Marktplatze und auf den andern Strassen der Stadt, wo man den Zug sehen konnte, Schaugerüste aufgebaut. Alle Zuschauer hatten festliche Kleider angezogen: alle Tempel waren geöffnet, und mit Kränzen und dem Wohlgeruche des angezündeten Weyhrauchs erfüllt: eine Menge von Ge-

richtsdienern und Marktmeistern hielten die Strassen des Zuges von dem unordentlich herumlaufenden Volke frey. Der ganze Triumphsaufzug war in drey Tage eingetheilt. Der erste Tag war kaum zu dem Zuge hinreichend, der in Gemählden, Schildereyen und grossen Statüen bestand, welche auf zweyhundert und funfzig Wagen durch die Stadt gefahren wurden. Am zweyten Tage wurden die schönsten und kostbarsten Waffen, die von dem frischgeputzten Metalle glänzten, auf vielen Wagen durch die Stadt gefahren. Diese Waffen waren sehr künstlich, so wie sie sich zusammen schickten, über einander gelegt, und doch so, daß es das Ansehn hatte, als wenn sie ohne Ordnung unter einander geworfen wären. Die Helme lagen über den Schildern, die Harnische über den Streitstiefeln: die kretischen kleinen Schilde, die thracischen Tartschen, und die Köcher lagen mit den Pferdezäumen untereinander, und die blossen Degen und Lanzen, die dazwischen gesteckt waren, ragten hervor. Alle die Waffen lagen so geschickt und leicht über einander, daß sie währendem Fahren an einander stiessen, und ein so erschreckliches Getöse machten, daß man sogar diese den besiegten Feinden abgenommene Waffen nicht ohne Furcht anblicken konnte. Hinter diesen mit den Waffen beladenen Wagen folgten dreytausend Männer, welche das gemünzte Silber in siebenhundert und funfzig Behältnissen trugen, wovon jedes Behältniß drey Talente enthielt, und von vier Männern getragen wurde. *) Hierauf folgten

*) Das Talent nach gewöhnlicher Art zu 1000 Rthlr. gerechnet, waren in jedem Behältnisse

viele andre, welche die erbeuteten silbernen Becher, Hörner, *) Schaalen, und andre Tischgeschirre trugen, die insgesammt geschmückt zur Schau gezeigt wurden, und sowohl der Grösse als der vortrefflichen Arbeit wegen sehr kostbar waren.

Am dritten Tage erschienen schon ganz früh die Trompeter auf den Strassen. Sie bliesen nicht das bey Festtagen und feyerlichen Processionen gewöhnliche Stück, sondern die Melodie des Römischen Streitgesanges. Hinter ihnen folgten bey dem Zuge selbst hundert und zwanzig fette Ochsen mit vergoldeten Hörnern, und mit Bändern und Kränzen geschmückt. Die Jünglinge, die sie bis zum Altare hin führten, hatten schön gestickte Schürzen vor, und kleine Knaben trugen neben ihnen goldne und silberne Opfergefässe.

Hierauf kamen diejenigen, die das gemünzte Gold trugen: es waren sieben und siebzig Behältnisse, und in jedem, wie bey dem gemünzten Silber, drey Talente. **) Hinter diesem Golde wurde die geheiligte Opferschale getragen, welche Aemi-

dreytausend Thaler, und die ganze Summe dieses Silbergeldes betrug 2,250,000 Thaler.

*) Eine damals gewöhnliche Art von Trinkgeschirren, in Gestalt eines Horns. cf. Xylander ad h. l. et Eustath. in princip. Iliad. XIII.

**) Das Verhältniß des Goldes zu den Silber war bey den Römern wie 1 zu 10. Dieses nach den angegebenen Talenten gerechnet, betrug die Summe des erbeuteten Goldes, welches Plutarch hier angiebt, 2310 Silbertalente, oder 2,301,000 Thaler; und alles erbeutete Geld in Gold und Silber 4,560,000 Thaler.

lius aus zehn Talenten Gold hatte machen und mit Edelsteinen besetzen lassen. Darauf wurden die königlichen Trinkgeschirre der Antigonen, der Seleuciden, und die der berühmte Künstler Therikles verfertigt hatte, zur öffentlichen Schau getragen; dann die goldnen Trinkgeschirre des Perseus selbst. Darauf folgte der Wagen des Perseus, auf welchem seine Waffen und sein königliches Diadem lag.

In einem kleinen Zwischenraume dahinter wurden die gefangenen Kinder des Perseus geführt, ihre Lehrer und Bedienten giengen neben ihnen, weinten, und baten mit aufgehobenen Händen die Zuschauer um Mitleiden, und hiessen die königlichen Kinder eben so flehen und jammern. Es waren zwey Prinzen und eine Prinzeßin, die wegen ihres zarten Alters die Grösse ihres Unglücks nicht verstanden, und deren Unempfindlichkeit dabey desto mehr Mitleid erregte. Die Römer hefteten auch so sehr auf diese unglücklichen Kinder, voll Mitleids, welches verschiedene mit Thränen bezeugten, ihre Augen, daß sie beynahe den ihnen nachfolgenden Perseus übersehen hätten, denn jedermann mischte unter seine Freude über dieses Schauspiel Betrübniß, bis diese Kinder vorbey waren.

Nach diesen Kindern und deren Bedienten folgte nun Perseus selbst in einem Trauerkleide, und in Macedonischen Stiefeln. Er betrug sich wie einer, der durch die Grösse seines Unglücks an seinem Verstande Schaden gelitten hat, und vor alles erzittert. Ihm folgte die Schaar seiner Freunde und Vertrauten, die vor Schmerz ihre Augen niederschlugen, und durch ihre immer nach dem Perseus hin gerich-

tete thränenvolle Blicke bey den Zuschauern den Gedanken erregten, daß sie nur sein Schicksal bejammerten, und das ihrige dagegen geringe achteten.

Perseus hatte vorher zum Aemilius geschickt, und ihn bitten lassen, daß er ihn doch nicht im öffentlichen Triumphe aufführen möchte. Aemilius, der des Perseus Feigherzigkeit und niedrige Liebe zum Leben wahrscheinlicher weise verspotten wollte, ließ ihm zur Antwort sagen: Das kam ja vorher auf ihn selbst an, und kommt jetzt noch auf ihn an. Wodurch er ihm zu verstehen gab, daß er ja den Tod dieser Schande vorziehn könnte, aber der furchtsame König scheute den Tod, und ließ sich durch vergebliche Hoffnungen schmeicheln, wodurch er ein Theil der Beute des Aemilius wurde.

Hinter dem Perseus wurden die vierhundert goldene Kronen getragen, welche die Städte als Geschenke für den Sieger dem Aemilius durch Abgeordnete übersandt hatten.

Darauf folgte Aemilius selbst auf einem prächtig geschmückten Triumphwagen, ein Mann, der auch ohne diese Pracht der Bewunderung der Zuschauer würdig war. Er war in einen goldgestickten Purperrock gekleidet, und hielt in der rechten Hand einen Lorbeerzweig. Die ganze Armee trug auch Lorbeerzweige, und folgte dem Wagen des Feldherrn nach ihrer Ordnung; sie sang theils die bey dergleichen Fällen gewöhnlichen Römischen mit Satiren vermischten Lieder, theils die auf den Aemilius verfertigten Lobgesänge.

Dieser von allen bewunderte und von keinem einzigen rechtschafnen Römer beneidte Feldherr mußte

dennoch die Macht derjenigen Gottheit erfahren, deren Geschäft es ist, das ausserordentliche und grosse Glück zu mindern, und das menschliche Leben so zu mischen, daß es niemals ganz von allen Unfällen frey bleibt, sondern, wie Homer sagt *), diejenigen für die glücklichsten zu achten sind, welche den Wechsel des Glücks auf gleiche Art erfahren haben.

Er hatte vier Söhne, davon zwey, Scipio und Fabius, wie schon erzehlt worden, durch Adoption in andre Familien kamen: die zwey jüngsten, die von seiner zweyten Gemahlin waren, erzog er in seinem Hause. Von diesen starb der eine, der vierzehn Jahr alt war, fünf Tage vor dem Triumphe, und der andre, der zwölf Jahr alt war, drey Tage nach dem Triumphe. Jedermann nahm an dem Schmerze des Aemilius über diese Unfälle Antheil, und beklagte die Härte des Schicksals, welches auf eine so grausame Art in dieses Haus, das voller Freude, Feyerlichkeiten und Opferfesten war, die Trauer brachte, und Thränen und Seufzer unter die Triumphgesänge mischte.

Aber Aemilius, welcher mit Recht glaubte, daß man Standhaftigkeit und Muth nicht bloß gegen feindliche Waffen und Lanzen, sondern auch gegen die Anfalle des Schicksals brauchen müsse, betrug sich bey der gegenwärtigen Mischung von Glück und Unglück so weise, daß er die üblen Begebenheiten durch die guten, und seine häuslichen Umstände durch die öffentlichen bedeckte, und die Würde und

*) Iliad. Libr. XXIV. vers. 525. sequ.

den Glanz des Triumphs nicht verringerte. Denn sobald er seinen ersten bestorbenen Sohn, wie gesagt, begraben hatte, hielt er den Triumph. Und als der zweyte nach dem Triumphe starb, hielt er vor einer Versammlung des Römischen Volks eine Rede, gleichsam als wenn er keinen Trost bedürfte, sondern seine Mitbürger trösten müßte, welche an seinen Unfällen grossen Antheil genommen hatten. —

„Ich habe niemals, sagte er, mich vor Begebenheiten, die von Menschen herkommen, gefürchtet, wohl aber, was die mannichfaltigen und ungewissen Fügungen höherer Wesen betrift, vor den Wechsel des Glücks, und besonders bey dem nun geendigten Kriege, da das Glück mich wie ein guter Wind begünstigte, und ich deswegen immer einen Sturm und Veränderung erwartete. Denn ich kam in einem Tage von Brundusium über das Jonische Meer nach Corcyra, und am fünften Tage drauf opferte ich schon dem Gotte Apollo zu Delphos. Von da gelangte ich auch wieder nach fünf Tagen bey der Römischen Armee in Macedonien an, und nach gebräuchlicher Musterung und Reinigungsopfer vollendete ich schon am funfzehnten Tage nach angefangenen Kriegsgeschäften den Krieg auf die allerglücklichste Art. Diese Gunst des Schicksals bey meinen Verrichtungen machte mich immer noch mißtrauisch, und da ich in Absicht der Feinde nun weiter nicht Gefahr zu befürchten hatte, sondern ganz sicher war, so vermuthete ich, daß auf der Rückreise zur See sich noch der Dämon des Glücks ändern möchte, wenn ich eine so grosse siegreiche

Armee, so viele Beute, und die königlichen Gefangenen nach Rom führte. Aber ich kam auch glücklich bey euch an, und sahe in der ganzen Stadt Frohlocken, Freudesbezeugungen und Opferfeste, und noch blieb ich immer auf das Glück mißtrauisch, weil ich wußte, daß es den Sterblichen kein grosses Gut rein, und ohne Einmischung eines widrigen Dämons schenkt. Und mein Geist, immer vor einem künftigen Zufalle, der der Stadt begegnen könnte, bekümmert, wurde auch nicht eher ruhig, bis mich ein so grosses häusliches Unglück traf, daß ich die besten Söhne, die ich allein als meine Erben betrachten konnte, hinter einander in den feyerlichsten Tagen meines Lebens durch den Tod verlor. Nunmehr bin ich in Absicht der wichtigsten Zufälle ohne Gefahr, und glaube zuversichtlich: daß euer öffentliches Glück unverletzt und beständig bleiben wird. Denn der feindselige Dämon hat durch die mir zugefügten Unglücksfälle seine Rache wegen des grossen Glückes in Macedonien hinreichend ausgeübt, da er den Sieger zu einem nicht geringen Beyspiele der menschlichen Schwachheit gemacht hat, als den Besiegten, ausser das Perseus, obgleich überwunden, doch noch seine Kinder hat, hingegen sein Ueberwinder, Aemilius, die seinigen nicht mehr hat.“ Dieß ist der Inhalt jener erhabenen und merkwürdigen Rede, welche Aemilius in der Versammlung des Römischen Volks nach seiner unverstellten wahren Gesinnung gehalten haben soll.

So sehr er aber auch über das Unglück des Perseus Mitleiden empfand, und es zu erleichtern suchte, konnte er doch nichts weiter ausrichten, als

daß Perseus aus dem so genannten Carcer, oder öffentlichem Gefängnisse, in einen bequemern Ort gebracht wurde, und gelindere Begegnung erhielt. Hier soll er sich, wie die meisten erzehlen, zu Tode gehungert haben. Einige behaupten, daß er auf eine ganz sonderbare und seltsame Art sein Leben verloren habe. Die Soldaten, welche die Wache bey ihm hatten, sollen nämlich von ihm durch etwas seyn beleidigt und aufgebracht worden, und deswegen, da sie auf keine andre Art ihre Rache an ihn auslassen konnten, ihn am Schlafe verhindert, und durch alle mögliche Kunstgriffe ihn immer beunruhigt, und wachend erhalten haben, bis er endlich aus Ermattung gestorben sey. Zwey von seinen Kindern starben auch, der übrig gebliebne Alexander soll ein geschickter Drechsler und Werkmeister in kleiner erhobener Arbeit gewesen seyn, auch die Römische Sprache so gut erlernt haben, daß ihn die obrigkeitlichen Senatoren zu einen Schreiber brauchten, welchen Dienst er geschickt und wohl besorgt haben soll.

Die glücklichen Thaten des Aemilius in Macedonien brachten noch dem Römischen Volke den wichtigen angenehmen Vortheil zuwege, daß wegen des grossen von ihm in den öffentlichen Schatz gebrachten Geldvorraths die Römischen Bürger von den Staatsabgaben befreyt wurden, welches bis auf die Zeiten der beyden Consuln Hirtius und Pansa, da Antonius und Cäsar Octavianus den ersten Krieg mit einander führten, fortgedauert hat.

Etwas besonders und vortrefliches an dem Aemilius war auch dieß, daß er, ohnerachtet des aus-

gezeichneten Eifers und der Ehrenbezeigungen des Volks gegen ihn, dennoch der Parthey der Patricier ergeben blieb, und aus Gunst für das Volk nichts sprach noch unternahm, sondern vielmehr in allen öffentlichen Geschäften es immer mit den vornehmsten Senatoren hielt. Dieses warf auch in den folgenden Zeiten Appius dem Scipio Africanus vor. Beyde Männer standen in dem größten Ansehn, und hielten um das Censoramt an. Appius hatte den Senat und die Patricier auf seiner Seite, denn die Familie der Appier hatte stets die Parthey der Patricier gehalten. Scipio hingegen, der durch sich selbst groß war, suchte immer die Gunst und den Eifer des Volks für sich zu erhalten, und kam damals auch in Begleitung schlechter und zum Theil in der Sklaverey geborner Leute auf den Markt, welche unruhige Köpfe waren, und mit Geschrey und Schmeicheln alles durchzusetzen suchten. Wie Appius dieß bemerkte, schrie er: „O Paulus Aemilius, seufze in deinem Grabe, da jetzt der Herold Aemilius, und der zanksüchtige Licinius deinen Sohn zum Censoramte hinführen.“ *)

Scipio erwarb sich dadurch die Gunst des Volks, daß er die Vortheile desselben immer zu vermehren suchte. Aemilius Paulus aber wurde von dem Volke, ob er gleich die Parthey der Pa-

*) Von diesem Umstande sowohl als dem merkwürdigen Leben dieses jüngern Scipio Africanus, des Sohns des Aemilius Paulus, überhaupt, enthält weitläuftigere Nachrichten vita Scipionis Africani Aemiliani a Carolo Sigonio, insert. Edit. Aurelii Victoris Arnzenianae, pag. 613. sequ.

tricier hielt, eben so sehr geliebt als diejenigen, welche dem Volke am meisten zu schmeicheln suchten. Es bewies dieses ausser andern Ehrenbezeigungen auch dadurch, daß es ihm das Censoramt ertheilte, ein ehrwürdiges und wichtiges Amt. Denn ein Römischer Censor galt nicht nur in andern Sachen viel, sondern hatte auch die Aufsicht über die Sitten der Römer. Er konnte einen Senator, wenn er eine unanständige Lebensart führte, aus dem Senate stossen, und einen würdigern Mann an seine Stelle setzen, er konnte die Ehre eines Ritters, wenn er sich schlecht aufführte, durch Wegnehmung seines Pferdes herabwürdigen; und die Zählung der Römischen Bürger nebst der Einrichtung der Vermögensteuer gehörte ebenfalls zu dem Amte der Censoren.

Unter der Censur des Aemilius Paulus wurden zu Rom dreymal hundert und sieben und dreyßigtausend vierhundert und zwey und funfzig Römische Bürger gezehlt. Er gab dem Marcus Aemilius Lepidus den Vorsitz im Senate, der schon viermal diese oberste Stelle erhalten hatte, und warf drey nicht eben angesehene Senatoren aus dem Senate, und bey der Musterung der Ritter zeigte er mit seinem Collegen, dem Marcus Philippus, ebenfalls eine grosse Mäßigung.

Während diesem Censoramte bekam Aemilius, nachdem er aber schon die mehrsten und wichtigsten Geschäfte besorgt hatte, eine Krankheit, die anfänglich gefährlich, hernach zwar ohne Gefahr, aber beschwerlich und hartnäckig war. Er schifte, auf Anrathen der Aerzte, nach Velia, einer Stadt in

Italien, und hielt sich in der dabey am Meere liegenden ruhigen Gegend eine Zeitlang auf. Die Römer hatten indessen eine so grosse Sehnsucht nach ihn, daß sie auch ihr Verlangen ihn bald wieder zu sehen, auf den öffentlichen Schauplätzen durch laute Wünsche nach seiner Rückkehr bezeigten. Er kam zu einem Opfer, wobey seine Gegenwart nöthig war, nach Rom zurück, und glaubte sich hinlänglich erholt zu haben. Er verrichtete mit den andern Priestern das Opfer, von einer Menge Volks, die ihre Freude lebhaft zu erkennen gaben, umringt. Den Tag darauf brachte er wegen seiner Genesung den Göttern ein eignes Opfer dar. Als er davon nach Hause gekommen war, und sich schlafen gelegt hatte, verlor er, ohne diese Veränderung zu empfinden, seine Sinnen, und am dritten Tage darauf starb er, im Ueberflusse alles desjenigen, was die Menschen zur Glückseligkeit rechnen.

Er wurde mit einer Pracht zur Erde bestattet, die Bewunderung erregte. Der Eifer der Römischen Bürger ehrte die Vollkommenheiten dieses grossen Mannes durch ein herrliches Leichenbegängniß. Es war nicht Gold, nicht Elfenbein, und eine kostbare Zubereitung, die diese Pracht verursachte, es war das Wohlwollen, die Hochachtung, und die Liebe, welche nicht allein seine Mitbürger, sondern auch seine Feinde bezeigten. Denn von den damals zu Rom sich aufhaltenden Spaniern, Ligurern, und Macedoniern trugen die jüngsten und stärksten seinen Sarg, und die Aeltesten folgten nach, und nannten den Aemilius den Wohlthäter und Erhalter ihres Vaterlandes. Er hatte nicht

nur

nur zu der Zeit, da er sie besiegte, sich gelind und menschenfreundlich gegen sie bewiesen, sondern auch hernach beständig ihr Bestes so zärtlich besorgt, als wenn es seine Angehörigen gewesen wären.

Sein ganzes hinterlassenes Vermögen, welches seine beyden Söhne erbten, betrug kaum dreymal hundert und siebzigtausend Drachmen oder Denarien *), aber der jüngere Sohn Scipio überließ dem ältern die ganze Erbschaft, weil er in die reiche Familie des Scipio Afrikanus war adoptirt worden. — Dieß ist es, was ich aus den Nachrichten von dem Leben und dem Charakter des Aemilius Paulus habe mittheilen können.

*) 46250 Thaler, die Drachme zu 3 ggr. gerechnet. Dieß widerspricht democh der Bemerkung, die Plutarch in der Mitte dieser Lebensbeschreibung machte, daß nämlich das Vermögen des Aemilius Paulus kaum hinreichend gewesen sey, die Foderungen seiner Gemahlin zu befriedigen. Aber diese letztere genau bestimmte Angabe scheint die richtigste zu seyn. Ich habe schon in der Vorrede zum 1. Th. erinnert, daß Plutarch die Nachrichten aus mehrern Schriftstellern, so wie er sie findet, oft mit ihren eigenen Worten aufzeichnet, und daher ist ohnstreitig auch dieser Wiederspruch entstanden.

Vergleichung des Timoleons mit dem Aemilius Paulus.

Aus der jetzt erzehlten Geschichte dieser beyden Männer wird man einsehen, daß bey einer Vergleichung zwischen ihnen sich wenig Unterschied und Unähnlichkeit findet. Beyde führten wider grosse Feinde Krieg, der eine wider die Macedonier, der andre wider die Carthaginenser: beyde erlangten gleich ruhmvolle Siege. Der eine eroberte Macedonien, und machte der vom Antigonus abstammenden königlichen Herrschaft bey dem siebenten Könige ein Ende: der andre hob alle despotische Herrschaft in Sicilien auf, und setzte diese Insel in Freyheit. Wenn man nicht etwa einwenden will, daß Aemilius es mit dem mächtigen Perseus, der schon die Römer besiegt hatte, und Timoleon mit dem schon ganz geschwächten und verzweifelnden Dionysius zu thun hatte. Allein man kann dagegen einwenden, daß Timoleon viele Fürsten, und die grosse Macht der Carthaginenser mit schlechten Truppen besiegte, und an statt solcher erfahrnen und wohl disciplinirten Truppen, wie Aemilius hatte, mit Miethsvölkern und unordentlichen Soldaten, die nur aus Lust dienten, Krieg führen mußten. Und wenn mit nicht gleichen Truppen gleiche Siege erfochten werden, so ist der Ruhm davon dem Feldherrn allein zuzuschreiben.

Beyde zeigten sich in ihren grossen Geschäften als gerechte und uneigennützige Männer: Aemilius

scheint durch die Gesetze und Sitten seines Vaterlandes sich so gebildet zu haben: Timoleon erschuf diese Tugenden in sich selbst; wie man daraus urtheilen kann, daß die Römer in jenen Zeiten insgesammt streng auf ihre eingeführte Ordnung und Gebräuche hielten, und gegen ihre Gesetze und Mitbürger Ehrfurcht hatten, hingegen damals kein griechischer Feldherr oder Officier war, der nicht, sobald er nach Sicilien gekommen, verderbt worden wäre, den Dio ausgenommen, und doch soll auch Dio, wie viele vorgeben, nach einer Alleinherrschaft gestrebt, und von einem lacedämonischen Königreiche geträumt haben. Timäus erzehlt, daß die Syrakusaner auch den Gylippus wegen seiner unersättlichen Geldgierde schimpflich wieder weggeschickt hätten. Wie viele Ungerechtigkeiten und Betrügereyen Pharax, ein Spartaner, und Kallippus, ein Athenienser, in der Hoffnung, Sicilien beherrschen zu können, begangen haben, davon sind eine Menge Nachrichten vorhanden. Und was für Männer waren denn dieß, oder was für eine grosse Macht hatten sie sich erworben, daß sie sich dergleichen Hoffnungen machen konnten? Der eine war ein Anhänger des schon aus Syrakus vertriebenen Dionysius, und Kallippus war einer von den Anführern der fremden Hülfstruppen des Dio. Timoleon hingegen war als oberster Feldherr den Syrakusanern auf ihr Verlangen zugeschickt, und suchte keine Gewalt, sondern bekam sie aufgetragen, und machte das Ende der tyrannischen Fürsten zum Ende dieser seiner ihm gegebenen Gewalt.

Beym Aemilius ist auch dieses bewundernswerth, daß er durch die Ueberwindung eines so grossen Königreichs sein Vermögen um keine Drachme grösser gemacht, und das erbeutete Geld nicht anrührte, noch ansah, ob er gleich andern davon viele Geschenke machte. Ich führe das nicht an, um den Timoleon zu tadeln, daß er ein schönes Haus und Landgut von den Syrakusanern annahm, denn dergleichen anzunehmen ist nichts schändliches, ob es gleich rühmlicher ist, es nicht anzunehmen, und es ist ein Ueberfluß von Tugend, wenn man zeigt, daß man auch dasjenige nicht nöthig hat, was uns erlaubt ist zu nehmen. So wie derjenige Körper, der Hitze und Frost vertragen kann, weit stärker ist, als der, der nur eins von beyden ertragen kann, so hat auch diejenige Seele die größte Stärke und Munterkeit, welche weder durch das Glück zum Uebermuthe, noch durch unglückliche Zufälle zum Kleinmuthe bewegt wird. Daher scheint Aemilius vollkommener gewesen zu seyn, da er bey dem traurigen Zufalle, dem Verluste seiner beyden Söhne, sich eben so groß und ehrwürdig bewies, als bey seinen größten Glücksbegebenheiten. Timoleon hingegen konnte, nach der Heldenthat gegen seinen Bruder, nicht durch die Vernunft seine Traurigkeit unterdrücken, und wagte es nicht in zwanzig Jahren, durch Reue und Schmerz gedemüthigt, auf dem öffentlichen Markte zu erscheinen. Man muß sich hüten etwas schlechtes zu thun, aber sich für jede Art der Verunehrung fürchten, zeigt zwar einen guten ehrlichen Charakter an, dem aber Grösse der Seele fehlt.

Pelopidas.

Der ältere Cato sagte zu denen, die einen Menschen von einem ganz unbesonnenen kriegrischen Muthe lobten: Es ist ein grosser Unterschied zwischen der wahren Tapferkeit und der Geringschätzung des Lebens. Er urtheilte ganz recht. So hatte z. B. König Antigonus einen sehr verwegenen Soldaten, der aber einen schlechten und ungesunden Körper hatte: der König fragte den Soldaten, warum er so blaß aussähe, und erhielt die Antwort, daß es von einer geheimen Krankheit herkäme. Der König hatte die Sorgfalt für ihn, daß er seinen Aerzten befahl, sich alle mögliche Mühe zu geben, daß dieser Mensch, wenn ihm noch geholfen werden könnte, wieder hergestellt würde. Der tapfre Soldat wurde wieder gesund, aber er war nun nicht mehr der vorige verwegne und keine Gefahr scheuende Mann. Antigonus verwunderte sich über diese Veränderung, und machte dem Soldaten darüber Vorwürfe. Aber dieser entdeckte durch seine freymüthige Antwort die Ursache: — „König, sagte er, du hast selbst meine Kühnheit verringert, da du mich von dem Uebel befreyt hast, weswegen ich mein Leben gering schätzte."

Dieses mochte vermuthlich auch jener Sybarit meynen, der von den Spartanern sagte: „Daß sie deswegen den Tod im Kriege so gering achteten, weil sie von ihrer strengen und beschwerlichen Le-

bensart befreyt zu seyn wünschten.“ Und den durch Zärtlichkeit und Wollust entnervten Sybariten mußte es allerdings so vorkommen, als wenn diejenigen, die aus Begierde nach einem edlen Ruhme den Tod nicht scheuten, das Leben verachteten. Aber bey den Lacedämoniern war bloß die Tugend die Ursache, daß sie gern lebten, oder gern starben, wie diese Verse bezeugen:

Diese starben nicht Tod, nicht Leben, für Ehre achtend,
Sondern Tod und Leben mit Ehre bekrönt zu haben.

Wer den Tod flieht, und das Leben ohne Verletzung der Ehre wünscht, verdient keinen Tadel, und derjenige kein Lob, der aus Geringschätzung des Lebens den Tod sucht. Daher führt Homer seine muthigsten und streitbarsten Helden immer wohl bewafnet in die Gefechte; und die griechischen Gesetzgeber bestrafen nicht den, der seinen Degen oder seine Lanze, sondern der seinen Schild wegwirft, zum Beweise, daß ein jeder, besonders aber der Vorsteher einer Stadt und der Feldherr mehr dahin sehen müssen, nicht durch einen Angrif unglücklich zu werden, als den Feind anzugreifen.

Wenn, nach des Iphikrates Ausdrucke, bey einer Armee die leichten Truppen die Hände, die Reuterey die Füsse, das ordentliche Fußvolk die Brust und den Leib, und der Feldherr den Kopf des ganzen Corps vorstellt, so setzt er durch eine unbedachtsame Kühnheit nicht allein sich selbst, sondern alle zugleich in Gefahr, weil deren Glück von ihm abhängt. Und eben das gilt vom Gegentheile. Da-

Her sagte Kallikratides, ein sonst grosser Mann, nicht sehr weislich zu dem Opferpriester, der ihn bat, sich in Acht zu nehmen, weil die Opfer keine gute Zeichen in Absicht seines Lebens gaben: — „Das Wohl von Sparta beruht nicht auf einen einzigen Mann.“ — Denn als ein Soldat, der sich auf der See befand, oder fochte, war er nur ein einziger Mann, aber als Feldherr vereinigte er die Macht aller Truppen in sich, und so war derjenige nicht ein Einziger Mann, mit dem zugleich so vieles verloren gieng. Richtiger sagte der alte König Antigonus, vor dem Seetreffen bey Andros, zu einem, der von der weit grössern Anzahl der feindlichen Schife sprach: — Aber für wie viel Schife rechnest du mich? wodurch er den Werth des Feldherrn erhob, der wirklich auch groß ist, wenn der Feldherr Erfahrung mit Tapferkeit verbindet, wobey das erste ist, denjenigen zu erhalten, durch welchen alles übrige erhalten wird. So sagte Timotheus ebenfalls sehr gut, da Chares den Athenienfern einige Wunden an seinem Körper und seinen durchstochenen Schild zeigte: — „Ich schämte mich nicht wenig, da in der Belagerung von Samos ein Pfeil nahe bey mir niederfiel, weil ich dadurch mit einer unüberlegten Kühnheit mich mehr in Gefahr begeben hatte, als sich für den Feldherrn einer so grossen Kriegsmacht schickte.“ — Wenn dadurch, daß sich der Feldherr in Gefahr begiebt, etwas entscheidendes für das Glück der Waffen gewonnen wird, so muß er freylich weder Hände noch Körper schonen, und auf die nicht achten, welche behaupten, daß ein Feldherr nur vor Alter, oder wenigstens im Alter sterben müsse:

wenn aber durch das Glück des Feldherrn nur ein geringer Vortheil erlangt wird, durch den Schaden aber, den er nimmt, alles verloren geht, so wird niemand verlangen, daß der Feldherr sich wie ein gemeiner Soldat in Gefahr begeben soll.

Diese Gedanken schienen mir ein guter Eingang zu den Lebensbeschreibungen des Pelopidas und Marcellus zu seyn, zweyer grossen Männer, die auf eine sonderbare Art umkamen. Sie waren beyde tapfre Soldaten, sie erwarben beyde, als Feldherren, ihrem Vaterlande die herrlichsten Siege über die furchtbarsten Feinde, der eine schlug den bisher unüberwindlichen Annibal zuerst in die Flucht, der andre besiegte die Lacedämonier, die zu Wasser und zu Lande die Oberhand hatten, beyde schonten sich selbst nicht, und beyde verloren ihr Leben auf eine unbedachtsame Art zu einer Zeit, da man die Erhaltung und Anführung solcher tapfrer Männer am meisten nöthig hatte. Daher haben wir auch die Lebensbeschreibungen dieser beyden Männer, die so viele Aehnlichkeit hatten, mit einander hier in Parallele gestellt.

Pelopidas, des Hippoklus Sohn, stammte, wie Epaminondas, aus einem berühmten Geschlechte zu Theben her, wurde im grossen Reichthume erzogen, und erbte noch in seiner Jugend ein prächtiges Haus, aber bemühte sich durch seinen Reichthum würdigen Leuten Hülfe zu leisten, damit er sich als einen wahren Herrn seines Reichthums, und nicht als einen Sklaven desselben beweisen möchte. Die mehrsten Reichen gebrauchen, wie Aristoteles sagt, entweder ihr Vermögen gar nicht aus Geitz, oder mißbrauchen es aus Ueppigkeit, und so sind sie beständig

Sklaven, entweder von der Wollust, oder von der Geldsorge. Die andern Freunde alle, denen die Freygebigkeit und Großmuth des Pelopidas Beystand leistete, erkannten seine Wohlthaten mit Danke, aber der einzige Epaminondas konnte unter allen seinen Freunden nicht dahin gebracht werden, daß er an seinem Reichthume hätte Antheil genommen. Pelopidas suchte daher an der Armuth des Epaminondas Antheil zu nehmen, kleidete sich eben so schlecht, hielt einen eben so sparsamen Tisch, war eben so arbeitsam, und im Felde eben so unverstellt ehrlich, er war ein Mann, wie der Kapaneus, den Euripides schildert, *) der viel zu leben hatte, aber auf seinen Reichthum nicht stolz war; er hielt es sich für eine Schande, wenn er auf seinen Körper mehr als der ärmste Thebaner verwandte.

Epaminondas aber hatte die Armuth geerbt, sich an dieselbe gewöhnt, und er machte sie dadurch noch leichter, daß er sich ganz der Philosophie ergab, und von Jugend auf zu einem ehelosen Leben entschloß. Hingegen Pelopidas hatte eine vornehme Gemahlin, zeugte auch Kinder, und dachte doch nicht im geringsten daran, sein Vermögen zu vermehren, sondern verringerte es vielmehr in den Diensten die er dem Staate beständig leistete. Als ihm seine Freunde deswegen Vorwürfe machten, und ihm sagten, er verabsäume eine nothwendige Sache, die Sorgfalt für sein Vermögen, so antwortete er ihnen: Freylich für den Nikomedus da eine nothwendige Sache, und wies dabey auf einen lahmen blinden Mann.

*) Euripid. Supplic. vers. 861. sequ.

Beyde Helden hatten von Jugend auf gleiche Neigung zu allen Arten von Tugenden, auſſer daß Pelopidas mehr den Leibesübungen und Epaminondas mehr dem Studiren ergeben war. Der eine brachte seine müßigen Stunden in der Palasträ und auf Jagden zu, der andre in den Hörsälen der Philosophen und mit eignem Nachdenken. Aber unter allen ruhmvollen Eigenschaften dieser beyden Helden müssen Kenner doch der Liebe und Freundschaft, die zwischen beyden in so vielen Feldzügen und mit einander geführten Staatsgeschäften immer bis ans Ende unverbrüchlich blieb, den Vorzug zugestehen. Denn wenn man die Staatsgeschäfte des Aristides, des Themistokles, des Cimons, des Perikles, des Nicias und Alcibiades betrachtet, und gewahr wird, wie diese insgesammt voller Streitigkeit, Neid und Eifersucht verwaltet worden sind, und dagegen die wechselseitige Hochachtung und Freundschaft des Pelopidas und Epaminondas bemerkt, so kann man diese letztern allein mit Recht Amtsgehülfen nennen, und nicht jene, die immer mehr wider einander selbst als wider die Feinde kämpften. Der Grund ihrer Freundschaft war die Tugend, die sie so bildete, daß sie in ihren Geschäften nicht nach Ehre und Reichthum strebten, welche immer von einem beschwerlichen streitsüchtigen Neide begleitet werden, sondern von einer göttlichen Liebe durchdrungen gemeinschaftlich strebten, ihr Vaterland zu einem hohen Glanze und zu einer mächtigen Grösse zu erheben, und jeder den glücklichen Erfolg des andern in diesem Plane für seinen eignen hielt.

Die meisten glauben, daß diese starke Freundschaft ihren Anfang in der Schlacht bey Mantinea genommen, in welcher beyde unter den Hülfstruppen waren, die Theben den Lacedämoniern, ihren damaligen Freunden, schickte. *) Sie dienten unter den Fußvölkern, und fochten gegen die Arkadier, und als der linke Flügel der Lacedämonier, auf dem sie standen, die Flucht ergriff, so widerstanden sie mit zusammen gestellten Schildern den andringenden Feinden. Pelopidas, der sieben Wunden empfieng, stürzte auf den Haufen der erschlagenen Freunde und Feinde. Epaminondas stellte sich, ob er ihn gleich für todt hielt, vor seinen Körper und Waffen, und fochte ganz allein wider einen ganzen Haufen, fest entschlossen, eher zu sterben, als den Pelopidas da liegen zu lassen. Aber er wurde selbst mit einer Lanze in die Brust, und mit einem Degen in den Arm verwundet, und würde schwerlich davon gekommen seyn, wenn ihm nicht von andern Flügel der Spartanische König Agesipolis **) zu Hülfe gekommen wäre, und ihn nebst dem Pelopidas, wider alle Hoffnung, errettet hätte.

*) Man sieht leicht ein, daß dieses nicht die berühmte Schlacht bey Mantinea ist, in welcher Epaminondas als Sieger blieb, sondern eine weit frühere, deren auch im Leben des Alcibiades Erwähnung geschehen.

**) Wenn nicht die Abschreiber geirrt haben, so hat sich Plutarch hier im Namen geirrt. Dieser Lacedämonische König hieß nicht Agesipolis, sondern Agis, wie selbst aus der Biographie des Alcibiades und aus andern Schriftstellern deutlich erhellet.

Bald darauf stellten sich zwar noch immer die Spartaner als Freunde und Bundesgenossen der Thebaner, in der That aber geriethen sie über den Muth und die anwachsende Macht der Stadt Theben in Eifersucht, und besonders waren sie gegen die Parthey des Jsmenias und Androklides, zu welcher auch Pelopidas gehörte, die die öffentliche Freyheit und die demokratische Staatsverfassung zu behaupten suchte, sehr feindselig gesinnt. Archias, Leontides, und Philippus, Männer von großem Reichthume, einem kühnen Ehrgeitze, und der Aristokratie ergeben, suchten den Spartanischen General Phoebidas, da er mit einem Heere durch das Thebanische Gebiet zog, zu bereden, daß er sich unversehends der Burg Kadmea bemächtigen, ihre Feinde verjagen, und durch Einrichtung einer aristokratischen Regierung die Stadt Theben den Lacedämoniern ergebener machen sollte. Er folgte diesen Vorstellungen, überfiel unversehends die Thebaner, die eben das Fest der Ceres feyerten, bemächtigte sich der Burg, und nahm den Jsmenias gefangen, der nach Lacedämon abgeführt und bald hernach umgebracht wurde. Pelopidas, Pherenikus, und Androklides, die mit vielen andern die Flucht ergriffen hatten, wurden öffentlich mit der Verweisung bestraft; Epaminondas blieb aber sicher in Theben, weil man ihn nicht achtete, wegen seines Studirens für unthätig, und wegen seiner Armuth für unvermögend hielt, etwas auszuführen.

Die Lacedämonier nahmen zwar dem Phoebidas seine Feldherrnstelle, und legten ihm eine Strafe

von hunderttausend Drachmen auf, *) aber die Burg Kadmea behielten sie nichts desto weniger besetzt. Alle andre Griechen verwunderten sich über das ungereimte Betragen, daß man die That gebilligt, und den Urheber der That bestraft hatte. So verloren die Thebaner ihre alte Staatsverfassung der Freyheit, und geriethen unter die Herrschaft des Archias und Leontides, ohne eine Befreyung von dieser Tyranney hoffen zu können, welche von der Macht der Spartanischen Waffen beschützt wurde, und nicht eher vertilgt werden konnte, bis die Spartaner selbst ihre Oberherrschaft in Griechenland zu Wasser und zu Lande verloren.

Leontides erfuhr, daß die Thebanischen Flüchtlinge sich zu Athen aufhielten, und von dem Volke viele Liebe, und von den Vornehmen grosse Hochachtung genössen. Er suchte sie nun heimlich aus dem Wege zu räumen, und schickte unbekannte Meuchelmörder ab, welche auch den Androklides umbrachten, bey den andern aber ihre Absicht verfehlten. Indessen verlangten die Lacedämonier von den Athenienfern durch übersandte Memoriale, daß sie diese Flüchtlinge nicht bey sich behalten, noch unterstützen, sondern fortschaffen sollten, weil sie von den Bundesgenossen für gemeinschaftliche Feinde wären erklärt worden. Aber die Athenienser, bey denen die Menschenliebe zum Nationalcharakter gehörte, und die überdem noch den Thebanern dafür Dank

*) 12500 Rthlr. Diese Strafe wurde ihm aber hernach, auf Vorstellung des Königs Agesilaus, erlassen.

erwiedern wollten, daß sie zur Wiederherstellung der Freyheit des Athenienſiſchen Volks mit geholfen, und durch ein öffentliches Dekret befohlen hatten, daß kein Thebaner irgend einen Athenienſer, der durch ihr Gebiet Waffen wider die Tyrannen führen würde, beleidigen ſollten, lieſſen die Thebaniſchen Flüchtlinge in Sicherheit und Ruhe zu Athen.

Pelopidas aber ermunterte, ob er gleich einer der jüngſten unter den Thebaniſchen Flüchtlingen war, die andern theils heimlich zur Rache, theils ſtellte er ihnen auch, da eine ganze Menge beyſammen war, vor, wie ungerecht und ſchimpflich es ſey, daß ſie ſo ſorglos ihr Vaterland in der Knechtſchaft und in der Gewalt einer fremden Beſatzung lieſſen, und damit zufrieden wären, daß ſie ihr Leben und ihre Freyheit errettet hätten, wobey ſie doch noch immer von den Decreten der Athenienſer abhängen, und denen ſchmeicheln müßten, die durch ihre Reden das Volk wider ſie aufbringen könnten; man müſſe für die allerwichtigſte Sache etwas wagen, und die Kühnheit und Tapferkeit des Thraſybulus ſich zum Muſter wählen, und ſo wie dieſer vordem von Theben aus die Athenienſer von der Herrſchaft der Tyrannen befreyet, wiederum von Athen aus Theben in Freyheit ſetzen.

Dieſe Vorſtellungen fanden Eingang. Man ſchickte heimliche Abgeordnete zu den in Theben zurückgebliebenen Freunden, und ließ ſie von dem Vorhaben benachrichtigen. Dieſe billigten es, und Charon, der angeſehenſte unter ihnen, verſprach ſein Haus den Flüchtlingen zu einem Aufenthalte. Philidas aber brachte es durch geſchickte Mittel dahin,

daß er bey den Vorstehern der Stadt, dem Archias und Philippus, geheimer Schreiber wurde. Indessen hatte Epaminondas schon längst die jungen Leute mit frischem Muthe erfüllt. Er ermunterte sie öfters, in den Fechtschulen mit den Lacedämoniern zu fechten, und zu ringen, und, wenn sie sich denn wegen des erhaltenen Sieges rühmten, so sagte er, sie sollten sich vielmehr schämen, daß sie so feige wären, unter der Knechtschaft solcher Leute zu stehen, denen sie an Stärke so überlegen wären.

Die Flüchtlinge bestimmten einen Tag zur Ausführung des Vorhabens, und beschlossen, daß Pherenikus mit der übrigen Menge in Thriasium warten, und nur etliche von den Jüngsten es versuchen sollten, sich heimlich in die Stadt zu schleichen, welchen die übrigen alle die Versicherung gaben, daß sie, im Falle ihnen etwas Unglückliches begegnete, mit der größten Sorgfalt sich ihrer Kinder, Aeltern, und Angehörigen annehmen wollten. Der erste, der sich zu dieser Unternehmung entschloß, war Pelopidas, und seinem Beyspiele folgten Melon, Damoklides, und Theopompus, und andre, alle aus den vornehmsten Häusern, und sie hatten schon immer unter einander die treueste Freundschaft gehalten, und um den Vorzug der Ehre und Tapferkeit mit einander gewetteifert. Es waren ihrer in allen zwölfe: sie nahmen von ihren zurückbleibenden Freunden Abschied, schickten einen Boten an den Charon voraus, und giengen in kurzen Röcken nach Theben zu; um nicht unterwegens Argwohn zu erwecken, hatten sie eine Menge Jagdhunde und Netze

bey sich, damit man sie für Leute, die auf der Jagd wären, halten möchte.

Als der abgeschickte Bote beym Charon ankam, und ihm die Nachricht von den sich schon unterwegens befindenden jungen Leuten brachte, so blieb dieser brave Mann bey der herannahenden Gefahr standhaft bey seiner Gesinnung, und erlaubte sein Haus zum Sammelplatze, aber ein gewisser Hipposthenides, ein Mann von gutem Charakter, und der auch sein Vaterland liebte, und gegen diese Flüchtlinge viel Freundschaft, aber nicht so viel Herz hatte, als diese gefährlichen Umstände erfoderten, wurde bey der nunmehrigen Heranmäherung des grossen Zeitpunkts wie schwindlich. Er bedachte, daß man, um die grosse Macht der Lacedämonier nur einigermassen zu verringern, und ihre in Theben aufgerichtete Herrschaft zu zerstören, sich bloß auf die Hülfe armer verwiesener Flüchtlinge verlassen könne. Er gieng in der Stille nach Hause, und gab einem seiner Vertrauten den Auftrag, dem Melon und Pelopidas entgegen zu eilen, und ihnen zu sagen, daß sie zur Ausführung ihres Vorhabens eine gelegnere Zeit erwarten, und wieder nach Athen zurückkehren möchten.

Chlidon, so hieß derjenige, der dieses melden sollte, gieng eilfertig nach Hause. Wie er sein Pferd satteln wollte, so war der Zügel nicht da, und seine Frau, die ihn schaffen sollte, sagte, daß er an einen von seinen Freunden verliehen sey. Darüber entstand eine Zänkerey, und seine Frau fluchte, und wünschte ihm und dem, der ihn abschicken wollte, alles Unglück auf den Hals. Indessen war durch

diese

diese Zänkerey schon viel Zeit vergangen, und Chlidon nahm auch den ganzen Vorfall für eine böse Vorbedeutung an, und unterließ seine Reise gänzlich. So wenig fehlte, daß nicht die größten Heldenthaten gleich im Anfange verhindert worden wären.

Pelopidas und seine Gefährten kamen, wie Bauern gekleidet, zu verschiedenen Thoren, noch bey Tage in die Stadt. Weil eben der Wind stark wehte, und es schneyete, so waren die meisten Leute in ihren Häusern, und sie blieben unerkannt. Diejenigen aber, die auf das, was man erwartete, Achtung geben sollten, empfiengen die Ankommenden, und führten sie in das Haus des Charons, wo sich nach und nach acht und vierzig Personen versammelten.

Mit den Tyrannen gieng indessen folgendes vor. Philidas, ihr geheimer Schreiber, der, wie gesagt, mit in den Anschlag verwickelt war, half den angekommenen Flüchtlingen ihr Vorhaben ausführen. Er hatte schon lange vorher die Tyrannen auf diesen Tag zu einem Gastmahle eingeladen, wobey sie unter andern Vergnügungen auch schöne Weiber haben sollten, und er richtete alles so ein, daß er seine Gäste ganz von Wein und Wollust hingerissen den Verschwornen überliefern konnte. Sie waren schon ziemlich berauscht, als sie eine zwar wahre aber doch ganz ungewisse Nachricht empfiengen, daß sich die vertriebenen Flüchtlinge heimlich in der Stadt aufhielten. Obgleich Philidas immer die Unterredung auf andre Dinge zu bringen suchte, so schickte doch Archias einen von seinen Bedienten zu

den Charon, und ließ ihm befehlen, sogleich zu ihm zu kommen.

Es war schon Abend, und Pelopidas mit seinen Verschwornen waren eben im Begriffe, sich zu panzern und ihre Degen zu ergreifen, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde. Es lief jemand heraus, und brachte ganz bestürzt die Nachricht zurück, daß die Vorsteher der Stadt ihren Diener hergeschickt hätten, und den Charon zu sich fodern liessen. Alle glaubten nunmehr, daß ihr Vorhaben verrathen wäre, und sie insgesammt umkommen würden, ohne etwas, das ihrer Tapferkeit würdig wäre, gethan zu haben. Indessen hielt man doch für rathsam, daß Charon dem Befehle gehorchte, und sich unerschrocken den Vorstehern der Stadt stellte. Er war sonst ein tapfrer, in den größten Gefahren herzhafter Mann, aber jetzt wurde er wegen der Verschwornen bestürzt, und glaubte, daß auf ihn selbst ein Verdacht der Verrätherey fallen könnte, wenn so viele und grosse Mitbürger ihr Leben verlieren sollten. Wie er daher weggehen wollte, holte er aus dem Zimmer seiner Gemahlin seinen Sohn, der noch sehr jung war, aber an Stärke und Schönheit alle von seinem Alter übertraf, und übergab ihn dem Pelopidas als Geissel, mit den Worten, daß, wenn man sehen würde, daß er sie betrogen oder verrathen hätte, so sollten sie mit diesem seinem Sohne als einem Feinde umgehen, und sein Leben nicht schonen.

Viele von den Anwesenden vergossen über diese Heftigkeit und Großmuth des Charons Thränen, alle aber waren unwillig, daß er irgend einen von

ihnen für so niederträchtig und durch die bevorstehende Gefahr so feig geworden halten konnte, daß er den geringsten Verdacht oder nur Beschuldigung auf ihn hätte: sie baten ihn, seinen Sohn nicht bey ihnen zu lassen, sondern der Gefahr zu entreissen, damit er jetzt, aus der Gewalt der Tyrannen befreyt, dereinst ein Rächer seines Vaterlandes und seiner Freunde werden könne. Aber Charon gab dieses nicht zu, und sagte: „Welch Leben kann besser, und welche Erhaltung schöner seyn, als der Tod, wenn er ihn hier mit seinem Vater und so vielen Freunden zugleich auf eine Art leidet, die ihm keine Schande machen kann!“ Er betete darauf zu den Göttern, und ermunterte beym Abschiede nochmals die Verschwornen, herzhaft zu seyn. Er selbst aber bemühte sich eine solche Fassung anzunehmen, daß er nicht etwa durch seine Gesichtszüge oder seine Stimme einen Verdacht erregen möchte.

Archias und Philidas *) kamen zu dem Charon vor die Thüre heraus, wie er sich einfand, und sagten zu ihm: „Wir hören, Charon, daß einige angekommen sind, die sich in der Stadt heimlich aufhalten, und daß einige Bürger mit ihnen im geheimen Verständnisse sind?“ — Charon wurde an-

*) In der Abhandlung über den Genius des Sokrates, in welcher Plutarch eben diese Geschichte sehr weitläuftig und schön erzehlt, wird anstatt des Philidas Philippus, der zweyte Polemarch, an dieser Stelle der Erzehlung, genannt, aber ich kann doch nicht mit dem Xylander glauben, daß man aus jener Abhandlung diese Stelle verbessern müsse, sondern Philidas scheint hier der rechte Name zu seyn.

fänglich bestürzt, fragte aber sogleich: „Und was sollen denn das für Leute seyn, die angekommen sind, und bey wem sollen sie sich denn verborgen halten?“ — Wie er merkte, daß Archias nichts gewisses wußte, und daß niemand von denen, die um die Sache wußten, sie verrathen hatte, so sagte er: „Wenn euch nur nicht ein leeres Gerücht in Unruhe gesetzt hat; indessen will ich doch selbst der Sache nachforschen, denn man muß nichts so schlechterdings verwerfen.“ Philidas, der mit zugegen war, lobte den Eifer des Charon, und führte den Archias wieder ins Zimmer zurück, wo er ihn noch mehr berauschte, und mit der Hoffnung der bald ankommenden Frauenzimmer aufhielt.

Charon fand, wie er wieder nach Hause kam, die Verschwornen bereit, nicht sowohl aus Hoffnung des Sieges oder der Erhaltung ihres Lebens zu fechten, sondern um auf eine ruhmvolle Art mit Ermordung vieler ihrer Freunde zu sterben. Er entdeckte nur dem Pelopidas die wahren Umstände, gegen die andern gab er vor, daß Archias mit ihm von ganz andern Sachen gesprochen habe.

Kaum war das erste Ungewitter vorüber, als das Schicksal ein neues über die Verschwornen brachte. Archias, der Oberpriester zu Athen, schickte an den Tyrannen Archias zu Theben, seinem Freunde einen Boten mit einem Briefe, in welchem nicht ein bloßer unsicherer Verdacht, sondern eine deutliche Nachricht von allen Umständen der Verschwörung enthalten war, wie man nachher gewahr geworden ist. Wie der Bote ankam, so war Archias schon betrunken; der Bote sagte: „Der mich zu dir

geschickt hat, läßt dir sagen, du solltest den Brief sogleich lesen, denn er enthielte einige wichtige Dinge.“ Archias antwortete lächelnd: „Nun, wichtige Dinge müssen bis morgen aufgeschoben werden.“ Er legte den empfangenen Brief unter das Küssen seines Sophas, und setzte das vom Philidas angefangene Gespräch fort. Man hat die Antwort des Archias zu einem Sprichworte gemacht, das bis jetzt noch unter den Griechen gewöhnlich ist.

Die Verschwornen theilten sich, da der rechte Zeitpunkt zur Ausführung ihres Vorhabens erschien, in zween Haufen. Der eine Haufen gieng mit dem Pelopidas und Damoklides auf den Leontides und Hypates, die nahe bey einander wohnten, los. Charon und Melon giengen mit dem andern Haufen gegen den Archias und Philippus ab, und hatten über ihre Harnische Weiberkleider angezogen, und um ihr Gesicht zu verbergen, sich mit dichten Kränzen von Tannen und Fichten behangen, daher sie auch die Tyrannen, sobald sie sie sahen, für die längst erwarteten Frauenzimmer hielten. Sobald aber die Verschwornen sich in dem Speisezimmer etwas umgesehen hatten, um die Anwesenden gehörig zu unterscheiden, so zogen sie ihre Degen, stürzten über die Tische auf den Archias und Philippus los, und gaben nun zu erkennen, was für Leute sie waren. Philidas konnte nur einige von seinen Gästen beruhigen, daß sie sich dabey stille verhielten, die andern, die sich nebst den beyden Stadtvorstehern wehren wollten, wurden ohne viele Mühe, da sie so besoffen waren, insgesammt umgebracht.

Pelopidas hatte mit seinem Haufen ein schwereres Geschäft, denn sie hatten es mit dem nüchternen und herzhaften Leontides zu thun. Sie fanden sein Haus verschlossen und ihn schon schlafen: sie klopften lange Zeit an die Hausthüre, ohne gehört zu werden, bis endlich ein Knecht kam, und den Riegel wegschob, worauf sie sogleich hereindrangen, den Knecht auf die Seite schaften, und auf das Schlafzimmer hinstürmten. Leontides vermuthete aus dem Geschreye und Laufen was vorgieng, stand auf und ergrief seinen Degen; er vergaß aber die Laternen auszulöschen, da denn die Verschwornen im Finstern einander nicht hätten erkennen, und über einander selbst herfallen können: aber bey dem vielem Lichte wurde er deutlich erkannt. Er begegnete den Verschwornen an der Thüre seines Zimmers, und stieß den ersten, der hereintrat, den Kephisodorus, nieder, worauf er mit dem Pelopidas fochte. Die enge Thüre und der im Wege liegend todte Kephisodorus machten den Kampf hart und beschwerlich, aber endlich siegte Pelopidas, und machte den Leontides nieder. Er ging darauf sogleich mit seinen Haufen zum Hypates. Die Verschwornen brachen auf eben die Art in sein Haus, wie beym Leontides geschehen war. Hypates, der bald merkte was vorgieng, wollte zu einem Nachbar flüchten, wurde aber verfolgt und umgebracht.

Darauf vereinigten sich die beyden Haufen der Verschwornen wieder, und liessen nicht nur die in Attica zurückgebliebenen Flüchtlinge aus Theben zu Hülfe rufen, sondern boten auch die Bürger in Theben zur Behauptung ihrer Freyheit auf.

Sie bewafneten alle, die sich zu ihnen gesellten, und nahmen deswegen die in den öffentlichen Hallen aufgehangenen und erbeuteten Waffen weg, und erbrachen und plünderten die Werkstätte der Waffenschmiede. Indessen kamen ihnen auch Epaminondas und Gorgidas zu Hülfe, und brachten Waffen und eine gute Anzahl von alten und jungen Leuten mit. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, allenthalben wurde Tumult, in den Häusern wurden Lichter angezündet, und auf den Strassen lief alles unter einander herum. Aber das Volk stellte sich noch in keine Ordnung, es erwartete voll Bestürzung über die vorgefallenen Begebenheiten, davon es noch nichts sicheres wußte, den Tag. Man glaubte daher, daß die Lacedämonischen Befehlshaber einen grossen Fehler begangen hätten, daß sie nicht sogleich auf die rottirten Haufen losgegangen wären, denn die Besatzung belief sich auf funfzehnhundert Mann, und es waren noch viele aus der Stadt zu den Lacedämonischen Soldaten auf die Burg geflüchtet; aber die Fackeln, das Geschrey, und der grosse Tumult in der Stadt hatte die Lacedämonier so furchtsam gemacht, daß sie sich auf ihrer Burg ganz stille verhielten.

Mit Anbruch des Tages kamen die in Attica zurückgebliebenen Flüchtlinge bewafnet in Theben an. Das Volk wurde zu einer Versammlung berufen: Epaminondas und Gorgidas führten den Pelopidas mit seinen Verschwornen vor das Volk, sie waren mit Priestern umgeben, die Kränze in den Händen hielten, und das Volk ermahnten, der Freyheit ihrer Götter und ihres Vaterlandes zu Hül-

fe zu kommen. Das versammelte Volk stand bey dem Anblike der Priester mit einem Freudengeschrey auf, und empfieng den Pelopidas und seine Gehülfen als Erretter und Wohlthäter des Vaterlandes.

Darauf wurden Pelopidas und Charon und Melon zu Böotarchen (Regierern von Böotien) erwählt, und Pelopidas belagerte sogleich die Burg Kadmea, und wagte vielerley Angriffe, weil er gern die Lacedämonier aus der Burg vertreiben wollte, ehe ihnen aus Sparta Truppen zu Hülfe geschickt würden. Und kaum hatte er seinen Endzweck erreicht, und den Spartanischen Truppen einen freyen Abzug verstattet, als diesen schon im Magarensischen Gebiete Kleombrotus mit einem starken Heere im Anzuge auf Theben entgegen kam. Die Spartaner verdammten auch von ihren drey Befehlshabern, die auf der Burg von Theben gewesen waren, den Hermippidas und Arkissus zum Tode, und den dritten, Dysarides, zu einer so grossen Geldstrafe, daß er, weil er sie nicht erlegen konnte, aus Peloponnes entwich. Die andern Griechen aber nannten diese Heldenthat des Pelopidas eine Schwester der Heldenthat des Thrasibulus, weil bey beyden Unternehmungen gleich tapfre Männer, gleiche Gefahr, gleicher Streit, und auch gleiche Gunst des Glücks gewesen waren. Und man wird nicht leicht ein ähnliches Beyspiel aufweisen können, daß so wenige über eine so grosse Anzahl, und so unvermögende über so mächtige Feinde den Sieg davon getragen, und ihrem Vaterlande die größten

Vortheile erworben haben. Noch herrlicher wurde die That durch die darauf folgende Revolution in ganz Griechenland. Denn der grosse Krieg, der die Hoheit der Spartaner erniedrigte, und ihrer Herrschaft zu Wasser und zu Lande ein Ende machte, wurde in jener Nacht erzeugt, in welcher Pelopidas — nicht eine Besatzung, eine Stadt, ein Schloß in seine Gewalt bekam, sondern — mit elf Personen in ein Haus nach Theben kam, und, um mit einer Metapher die Wahrheit zu sagen, die für unauflöslich und unzerbrechlich gehaltenen Fesseln der Lacedämonischen Herrschaft auflöseten und zerbrach.

Die Lacedämonier rückten mit einer starken Armee in Böotien ein. Die Athenienser geriethen in solche Furcht, daß sie den Thebanern alle Hülfe versagten, und alle diejenigen, die die Parthey der Böotier hielten, vor Gericht zogen, tödteten, verjagten, mit Geldstrafe belegten. Jetzt schien es um die Thebaner schlimm zu stehen, niemand wollte ihnen Beystand leisten. Da fielen Pelopidas und Gorgidas, die damals die Regierung von Böotien führten, auf eine List, um die Athenienser und Lacedämonier mit einander in einen Krieg zu verwickeln. Ein Spartanischer Oberster, Sphodrias, ein Mann, der sich im Kriege schon guten Ruhm erworben hatte, aber leichtsinnig und voller unbesonener Ehrbegierde und windigen Hoffnungen war, stand mit einem Corps bey Thespien, um die Thebaner, welche Lacedämonische Parthey ergreifen wollten, in Schutz zu nehmen. Zu diesen schickte Pelopidas einen Kaufmann, der sein Freund war,

mit Gelde, und ließ ihm allerhand Vorstellungen thun, welche mehr als das Geld selbst wirkten. Der Kaufmann schlug dem Sphodrias vor, er solle etwas wichtiges unternehmen, und den Hafen Piräeus, indem die Athenienser ganz sicher wären, unvermuthet überfallen und einnehmen, den Lacedämoniern könne nichts angenehmer seyn, als auf diese Weise Athen wieder in ihre Gewalt zu bekommen, und die Thebaner, welche gegen die Athenienser aufgebracht wären, und sie für Verräther hielten, würden ihnen keinen Beystand leisten.

Sphodrias ließ sich bereden. Er fiel in der Nacht in das Athenienſische Gebiet ein, und rückte bis nach Eleusis; hier verloren seine Truppen allen Muth, da sie sahen, daß sie entdeckt waren, und er hatte nun den Lacedämoniern einen schweren Krieg zugezogen. Er gieng nach Thespien wieder zurück. Die Athenienser waren nun sehr bereit, mit den Thebanern in ein Bündniß zu treten, sie machten sich Meister von der See an den Küsten, und zogen alle die griechischen Völkerschaften, welche zu einem Abfalle von den Lacedämoniern geneigt waren, an sich. Indessen griffen die Thebaner für sich die Lacedämonier an verschiedenen Orten an, und hielten mit ihnen viele kleine Gefechte, die zwar nichts entschieden, aber den Thebanern Erfahrung im Kriege verschaften, ihre Körper abhärteten, ihnen Muth einflößten, und sie mit kriegerischen Gesinnungen und Thaten bekannter machten. Daher soll auch Antalkides, ein Spartaner, zu dem aus Böotien verwundet zurückkommenden König Agesilaus gesagt haben: „Du hast ein schönes Lehrgeld

von den Thebanern dafür bekommen, daß du sie wider ihren Willen das Kriegshandwerk gelehrt hast.“

Aber die Wahrheit zu sagen war nicht Agesilaus der Lehrmeister der Thebaner, sondern ihre eigenen Generale, welche sie bey guten Gelegenheiten wie Jagdhunde gegen die Feinde anführten, und wenn sie etwas vom Siege und Muthe erhalten hatten, wiederum sicher zurückführten, wobey dem Pelopidas die mehrste Ehre gebührt; denn von der Zeit an, da er zum Anführer im Kriege erwählt worden war, bekam er jedes Jahr eines von den wichtigsten Aemtern, und führte bis an sein Ende die mehrste Zeit die Regierung von Böotien, oder war doch wenigstens Oberster der heiligen Schaar. Und nunmehr wurden die Lacedämonier bey Platäa, und hernach bey Thespien in die Flucht geschlagen, in welchem letztern Treffen auch Phoebidas, der die Burg Kadmea eingenommen hatte, blieb. In dem Gefechte bey Tanagra, wo die Lacedämonier ebenfalls geschlagen wurden, tödtete Pelopidas selbst den Lacedämonischen Harmosten Panthoides.

Alle diese Gefechte gaben zwar den Siegern Muth und Herzhaftigkeit, aber sie demüthigten doch noch nicht die Besiegten, denn es waren keine ordentliche und regelmäßige Schlachten, sondern nur glückliche Scharmützel, in denen die Thebaner sich entweder mit Vortheil wieder zurückzogen, oder dem Feinde nachzogen, und ihn angriffen und verfolgten. Allein die Aktion bey Tegyra war gewissermassen schon ein Vorspiel der Leuktrischen Schlacht, und brachte dem Pelopidas die größte Ehre, denn sein Nebengeneral konnte ihm die Ehre des Sieges nicht

ſtreitig machen, und die Feinde ihre Niederlage nicht verbergen.

Nämlich Pelopidas ſann auf Mittel und Gelegenheit, ſich an der Stadt Orchomen, welche Spartaniſche Parthey ergriffen, und zu ihrer Sicherheit zwo Morå, oder Regimenter, eingenommen hatte, zu rächen. Er hörte einſt, daß die Beſatzung eine Streiferey nach Lokris unternommen hätte; er hofte Orchomen, indem es von den Soldaten entblößt wäre, einzunehmen; er gieng mit der heiligen Schaar und einer kleinen Anzahl Reuterey auf die Stadt los. Wie er aber herankam, fand er, daß aus Sparta eine neue Beſatzung in die Stadt eingerückt war, und führte alſo ſeine Truppen durch Tegyra wieder zurück, welches der einzige Weg war, den er mit ſeinen Truppen um den Berg herum nehmen konnte, weil der Fluß Melas, der gleich von ſeinem Urſprunge an ſich in Sümpfe und ſchifbare Seen ausbreitet, die ganze Gegend da herum unwegſam gemacht hatte.

Unweit dieſer Seen ſteht der Tempel des Tegyräiſchen Apollo, und da war ein Orakel, das erſt vor kurzer Zeit aufgehört, und bis auf den Perſiſchen Krieg, unter der Oberprieſterſchaft des Echekrates, in groſſem Anſehn geſtanden hat. Hier ſoll, der Mythologie zufolge, Apollo ſelbſt geboren ſeyn. Der nahe dabey liegende Berg, wo ſich die Ausgüſſe des Fluſſes Melas endigen, heißt Delos. Hinter dem Tempel ſind zwey Brunnen, die eine groſſe Menge friſches und ſüſſes Waſſer enthalten, davon heißt der eine Phönix, Palmbaum, der andre Eläa, Oelbaum, und dieſem zufolge hat Latona den Apol-

so nicht zwischen zwey Bäumen, sondern zwischen zwey Brunnen geboren. Der nahe Berg Ptoon hat davon seinen Namen, daß Latona hier bey dem Anblicke eines wilden Schweins erschrocken seyn soll, und was vom Pytho und Tityus erzehlt wird, bestärkt das Vorgeben, daß an diesem Orte der Gott Apollo geboren sey. Ich übergehe die andern Zeichen, die man davon anzuführen pflegt, denn der uralten Sage nach ist Apollo nicht einer von denen Göttern, die als Menschen geboren, durch eine Verwandlung unter die Zahl der unsterblichen Götter sind aufgenommen worden, wie Herkules und Bacchus, die durch ihre Vortreflichkeiten dahin gelangten, das Sterbliche mit dem Ewigen zu verwechseln, sondern Apollo ist einer von den ewigen unerschaffnen Göttern, wenn man den Erzehlungen der ältesten und weisesten Menschen in dergleichen Dingen glauben kann.

Nach diesem jetzt beschriebenen Tegyra kamen die von Orchomen zurückkehrenden Thebaner um eben die Zeit an, da die Lacedämonier auch von Lokris zurück kamen, und beyde feindliche Corps stiessen auf einander. Als die Feinde aus den Defileen heraus den Thebanern ins Gesicht rückten, so lief jemand zum Pelopidas hin, und sagte: „Wir sind den Feinden in die Hände gefallen.“ Pelopidas antwortete: Warum nicht lieber sie uns? Er ließ sogleich die Reuterey von hinten hervorrücken, um den Feind anzugreiffen, und seine Fußvölker, die aus dreyhundert Mann bestanden, stellte er dichte zusammen, in der Hoffnung, mit einem herzhaften

Anfalle sich durch den weit stärkern Feind durchzuschlagen.

Die Lacedämonier waren zwey Mŏra, oder Regimenter, stark. Nach dem Ephorus bestand eine Mora aus fünfhundert Mann, nach dem Kallisthenes aus siebenhundert Mann, und einige, unter denen Polybius ist, machen sie neunhundert Mann stark. Die beyden Anführer der Lacedämonier, Gorgoleon und Theopompus, fielen die Thebaner so heftig an, daß, da der Angriff am hitzigsten an dem Orte war, wo die Anführer stunden, beyde Lacedämonische Anführer, die auf den Pelopidas getroffen hatten, zu Boden fielen. Diejenigen, die um sie herum standen, wurden ebenfalls niedergemacht, die Lacedämonischen Truppen geriethen in Furcht, und wichen auf beyden Seiten den Thebanern aus, so, daß diese mitten durch sie durchziehen konnten. Aber Pelopidas führte von dem Platze: den man ihm gelassen hatte, *) seine Truppen gegen die beysammenstehenden Feinde, und richtete eine solche Niederlage unter ihnen an, daß sie in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Er verfolgte sie aber nicht weit, weil er sich vor der frischen Besatzung, die in Orchomen eingerückt war, in Acht nehmen mußte. Er

*) ἐπεὶ δὲ τὴν δεδομένην ὁ Πελοπίδας ἡγεῖτο πρὸς τὲς συνεςῶτας. Man darf weder, wie Bryan, diese Stelle für verderbt halten, und ohne Sinn; noch wie Dacier lesen, την δεδομένην χαίρειν ἐάσας, oder ἐασας, ohne χαίρειν, sondern bey δεδομένην nur verstehen κατὰ την δεδομένην ὁδὸν l. χωραν, wie ich in der Uebersetzung gethan, so ist alles richtig, und die Stelle, wie Stephan recht urtheilte, ganz genuin und leicht.

hatte indessen doch einen vollkommenen Sieg erhalten, die ganze feindliche Armee über den Haufen geworfen, und sich über ihre Niederlage einen Weg gebahnt; er kehrte nach einem errichteten Siegeszeichen vergnügt nach Theben zurück.

Die Lacedämonier waren in allen bisherigen so vielen griechischen und auswärtigen Kriegen noch niemals geschlagen worden, wenn sie stärker als die Feinde oder auch nur ihnen gleich gewesen waren. Daher war auch ihr Muth so sehr gewachsen, daß sie bloß durch ihren Ruhm die Feinde schrecken konnten, und diese es niemals wagten, sich mit nur gleicher Macht mit ihnen ins Gefecht einzulassen. Diese Aktion zeigte den Griechen zuerst, daß nicht allein am Flusse Eurotas, oder in der Gegend zwischen Babyka und Knakion tapfre Krieger geboren würden, sondern alle diejenigen ihren Feinden furchtbar wären, bey denen die Jugend sich vor der Schande schämte, mit kühnem Muthe Ehre suchte, und mehr den Tadel als die Gefahr scheute.

Was die so genannte heilige Schaar der Thebaner betrift, so hat sie Gorgidas zuerst von dreyhundert auserlesenen Leuten errichtet; die Stadt gab ihnen den Unterhalt und das Schloß Kadmea ein, wo sie ihre Quartiere hatten, und Waffenübungen hielten, sie wurde die Stadtschaar genannt, denn damals hiessen die Schlösser gemeiniglich auch Städte. Verschiedene Schriftsteller erzehlen, daß diese Schaar aus lauter Liebhabern und Lieblingen bestanden habe, und man erwähnt dabey einen Scherz des Pammenes, der gesagt haben soll, daß der Nestor beym Homer die Taktik nicht recht verstanden

habe, da er die Regel gegeben, die griechischen Völker nach ihren Stämmen und Curien in Schlachtordnung zu stellen, *) weil man vielmehr die Liebaber neben ihre Lieblinge stellen müsse, denn ein Stamm und eine Curie pflegten für einander in Gefahren nicht eben grosse Sorgfalt zu haben, da hingegen das Band der Liebe unauflöslich und unzerreißbar sey, und die Liebhaber und Lieblinge aus Scheu für einander in den Gefahren mit einander aushielten.

Und dieß darf nicht wunderbar scheinen, da sich sogar Liebhaber für ihre abwesende Lieblinge mehr als wenn sie gegenwärtig wären, scheuen, wie jener, der niederlag, und vom Feinde umgebracht werden sollte, diesen Feind sehr bat, daß er ihn doch den Degen durch die Brust stossen möchte, damit nicht, setzte er hinzu, mein Liebling sich schämen müsse, wenn er mich hier todt findet, und ich meine Wunde auf dem Rücken empfangen habe. So soll auch Jolaus, der Liebling des Herkules, an dessen Kämpfen immer Antheil genommen, und seine Seite gedeckt haben. Und Aristoteles erzehlt, daß noch zu seiner Zeit Liebhaber und Lieblinge auf dem Grabe des Jolaus einander ihre Treue geschworen haben. Es ist wahrscheinlich, daß die heilige Schaar in dem Sinne ihren Namen erhalten hat, in welchem Plato einen Liebhaber einen begeisterten Freund nennt.

Diese heilige Schaar soll bis auf die Schlacht bey Chäronea unüberwindlich geblieben seyn. Als Phi-

*) ὡς Φρήτην Φρήτρηφιν ἀρήγῃ, φῦλα δε φύλοις. Iliad. Libr. II. vers. 360.

Philippus nach der Schlacht die Todten auf der Wahlstatt besahe, und an den Platz hin kam, wo diese dreyhundert Mann mit ihren Waffen über einander, so wie sie niedergestochen waren, lagen, so verwunderte er sich über den Anblick, und auf die Nachricht, daß dieses die Schaar der Liebhaber und Lieblinge wäre, sagte er mit thränenden Augen: Die treffe alles Unglück, die solche Männer in Verdacht einer schändlichen Liebe haben.

Und wirklich ist auch diese Art von Liebhabern in Theben nicht durch die schändliche Leidenschaft des Lajus verursacht, sondern durch Gesetzgeber eingeführt worden, welche, um die wilde unbesonnene Hitze der Jugend gleich von den frühesten Jahren an zu mäßigen, nicht allein bey fast allen ernsthaften und lustigen Beschäftigungen den Gebrauch der Flöte einführten, und dadurch der Kunst auf diesem Instrumente einen Vorzug und Ehre verschaften, sondern auch das Angenehme der Liebe in die Uebungsplätze der Jugend brachten, um die Sitten der Jugend sanfter zu machen. Und deswegen haben sie auch mit Recht die Göttin Harmonie, welche für eine Tochter des Mars und der Venus gehalten wird, zur Schutzgöttin ihrer Stadt angenommen, damit die strengen kriegrischen Neigungen durch die Verbindung mit Liebe und Anmuth die schönste einträchtige Staatsverfassung bewirken möchten.

Gorgidas hatte diese heilige Schaar immer in den vordersten Reihen der Schlachtordnung vertheilt, und sie durch das erste Glied der Fußvölker hin an die Spitze gestellt, aber dadurch die Tapferkeit dieser Männer nicht merkbar genug gemacht, und ih-

re Stärke nicht genug gebraucht, weil sie von einander getrennt und meistens mit schlechtern Truppen vermischt waren. Allein Pelopidas trennte sie nicht mehr von einander, nachdem sie sich bey Tegyra so ausnehmend tapfer verhalten hatten, sondern gebrauchte sie als ein ganzes Corps, und stellte sie in den Gefechten an die gefährlichsten Oerter. Denn so wie Pferde, wenn sie neben einander gespannt sind stärker laufen, als wenn sie allein getrieben werden, nicht etwa, weil sie mit einander im Laufen die Luft eher zertheilen, sondern weil sie ein wechselseitiger Wetteifer antreibt; so glaubte Pelopidas, daß tapfre Männer, wenn sie unter einander in Wetteifer zu herzhaften Thaten gebracht werden, die allernützlichsten Dienste leisten könnten.

Die Lacedämonier machten mit allen übrigen griechischen Völkern Friede, und führten bloß wider die Thebaner Krieg. Ihr König Kleombrotus zog mit zehntausend Mann Fußvolk und tausend Mann Reuterey zu Felde. Jetzt stritten die Thebaner nicht mehr wie vorher um ihre Freyheit, sondern sie waren offenbar mit einer völligen Verwüstung bedroht. Böotien gerieth in eine Furcht, dergleichen es noch nie gehabt hatte. Als Pelopidas beym Abmarsche von seiner Gemahlin Abschied nahm, so bat sie ihn mit Thränen, für seine Erhaltung zu sorgen. Er antwortete aber: „Das muß man den gemeinen Soldaten sagen, die Generale aber müssen für die Erhaltung der andern sorgen.“

Als er ins Lager kam, waren die Böotarchen mit einander wegen der zu ergreiffenden Maasregeln nicht einig. Er fiel zuerst der Meynung des

Epaminondas bey, daß man eine Schlacht wagen müsse. Er war zwar damals kein Böotarch, sondern nur Anführer der heiligen Schaar, aber stand in demjenigen Ansehn, welches einem Manne gebührte, der so viel zur Freyheit seines Vaterlandes beygetragen hatte.

Man beschloß, eine Schlacht zu liefern, und lagerte sich den Lacedämoniern gegen über bey Leuktra. Hier hatte Pelopidas einen Traum, der ihn sehr beunruhigte. Auf dem Leuktrischen Felde stehen die Grabmäler der Töchter des Skedasus, welche Leuktriden von dem Orte her genennt werden, denn hier wurden sie begraben, nachdem sie von Spartanischen Gästen waren genothzüchtiget worden, und sich darauf selbst umgebracht hatten. Ihr Vater, der wegen dieser entsetzlichen und strafbaren That zu Lacedämon vergeblich Bestrafung gesucht hatte, belegte die Spartaner mit den größten Flüchen, und brachte sich selbst auf den Grabmälern seiner Töchter um. Es hatten seitdem immer Orakel und Weissagungen den Spartanern vorhergesagt, sie sollten sich vor der Leuktrischen Rache in Acht nehmen, aber die mehrsten verstanden das nicht, oder waren wegen des Orts zweifelhaft, weil auch ein Lacedämonisches Städtchen am Meere, und auch ein Ort bey Megalopolis in Arkadien, eben diesen Namen führte, und der Vorfall mit dem Skedasus und seinen Töchtern hatte sich sehr lange Zeit vor der Schlacht bey Leuktra zugetragen.

Dem Pelopidas träumte im Lager, daß die Töchter des Skedasus um ihre Gräber herum heulten, und die Lacedämonier verfluchten, und Skeda-

sus selbst ihm befähle, seinen Töchtern eine rothe Jungfrau zu opfern, wenn er den Sieg über die Feinde erhalten wollte. Dieß schien ihm ein so grausamer und ungerechter Befehl zu seyn, daß er den Wahrsagern und Generalen bey der Armee davon Nachricht gab. Verschiedene meynten, daß er den Befehl nicht vernachläßigen, sondern Folge leisten müßte, und führten aus den ältern Zeiten das Beyspiel des Menekeus, Kreons Sohn, und die Makaria, des Herkules Tochter, an, und aus den neuern Zeiten den Philosophen Pherekydes, den die Lacedämonier ungebracht hatten, und dessen Haut, einem Orakel zufolge, die Könige zu Sparta aufbewahrten, ingleichen den Leonidas, der einem Orakel gemäß, sich gewissermassen für Griechenland aufgeopfert hatte, ferner beriefen sie sich auf den Themistokles, der dem Bacchus Omestes vor der Schlacht bey Salamis einige Gefangene geopfert hatte, und auf die nach dergleichen Opfern erhaltenen Siege. Dabey führten sie im Gegentheile den Agesilaus an, welcher, wie Agamemnon, an eben dem Orte, und gegen eben die Feinde, zu Aulis einen Traum gehabt hätte, in welchem ihm Diana befohlen, ihr seine Tochter zu opfern, und da er aus Zärtlichkeit nicht gehorsam gewesen wäre, einen schlechten und unrühmlichen Feldzug gehabt hätte.

Andere aber waren der gegenseitigen Meynung, und behaupteten, daß keinem der vollkommnern und über uns erhabnen Wesen ein so barbarisches und ungerechtes Opfer angenehm seyn könne. Denn es herrschten nicht jene Typhonen und Giganten über uns, sondern der Vater der Götter und Menschen,

und es sey unvernünftig zu glauben, daß die Dämonen sich an dem Morde und Blute der Menschen ergötzen, gäbe es aber dergleichen Geister, so müsse man sie, als unmächtige Wesen, nicht achten, weil solche ungereimte und grausame Begierden nur in schwachen und verderbten Seelen seyn könnten.

Indem sich noch die Vornehmsten bey der Armee darüber berathschlagten, und Pelopidas in dem größten Zweifel war, kam eine Stutte von der Heerde durch die Truppen durchgelaufen, und blieb vor der berathschlagenden Versammlung stehen. Die andern bewunderten die rothen Mähnen, die Munterkeit, und das starke Wiehern dieses Thiers. Aber der Wahrsager Theokritus schrie, sobald er es gewahr wurde, dem Pelopidas zu: „Da kommt dein Opfer, glücklicher Mann, laßt uns keine andere Jungfrau weiter erwarten, nimm die, die dir Gott selbst schenkt.“ Die Stutte wurde darauf zu den Gräbern der Leuktrischen Jungfrauen geführt, und da voller Freuden mit Kränzen behängt, und unter den gehörigen Gebeten geopfert. Man machte im ganzen Lager den Traum des Pelopidas und die Ursache dieses Opfers bekannt.

In der Schlacht selbst stellte Epaminondas seine Truppen in schiefer Ordnung, damit der rechte Flügel der Spartaner sich von ihren griechischen Bundesgenossen auf dem andern Flügel weit entfernen müßte, und er also auf den Kleombrotus, der auf den rechten Flügel stand, mit aller Macht losdringen, und ihn überwältigen könnte. Die Feinde merkten das, und fiengen an, auch ihre Schlachtordnung zu verändern, und ihren rechten Flügel zu

verlängern, um mit ihrer überlegenen Anzahl den Epaminondas zu überflügeln. Hier rückte aber Pelopidas sogleich mit seinen dreyhundert Mann in aller Eile auf die Feinde an, und kam ihnen zuvor, ehe Kleombrotus weder seinen Flügel gehörig ausdehnen, noch ihn wieder ordentlich zusammenziehen und stellen konnte, worüber die Lacedämonier in Unordnung geriethen, und noch unter einander liefen, als sie angegriffen wurden. Sie waren grosse Meister in Kriegskünsten, und zu nichts so sehr abgerichtet, als in Ordnung zu bleiben, wenn ihre Schlachtordnung sich trennte, wobey sie sich selbst immer so gut, wie ihre Offiziers hätten thun können, zu stellen wußten, und an den Orten, wo Gefahr war, in geschlossener Reihe fochten. Damals aber wurde alle ihre Kunst und ihr Muth verwirrt, indem Epaminondas mit seinem Flügel auf sie allein einbrach, und ihre Bundesgenossen von ihnen trennte, und Pelopidas mit unglaublicher Geschwindigkeit und Kühnheit sie angriff. Sie flohen und erlitten eine Niederlage, dergleichen sie noch niemals gehabt hatten. Pelopidas, der nur Anführer eines kleinen Trupps gewesen war, erlangte durch diesen grossen Sieg beynahe eben so vielen Ruhm, als Epaminondas, der Böotarch, und kommandirender Feldherr gewesen war.

Pelopidas, der darauf mit dem Epaminondas zugleich Böotarch geworden war, rückte mit demselben in Peloponnes ein. Beyde Feldherren brachten eine Menge von Völkerschaften auf ihre Parthey, und machten Elis, Argos, ganz Arkadien, und selbst in Lakonien viele Städte von den Lacedämoniern ab-

wendig. Dieß geschah um die Zeit des kürzesten Tages, und es waren nur noch wenige Tage in diesem letzten Monate übrig, nach welchen, beym Anfange des ersten Monats, die Böotarchen ihre Gewalt bey Lebensstrafe niederlegen mußten. Die andern Böotarchen, welche sich vor diesem Gesetze fürchteten, und auch den Winter scheuten, verlangten, daß man mit der Armee nach Hause eilen sollte. Aber Pelopidas war der erste, der der Meynung des Epaminondas beyfiel, die Armee ermunterte, sie auf Sparta selbst zuführte, und über den Eurotas gieng. Er nahm in Gesellschaft mit dem Epaminondas eine Menge Spartanische Städte ein, und verwüstete das Land bis ans Meer hin: ihre Armee war schon siebzigtausend Mann stark, von denen die eigentlichen Thebaner noch nicht den zwölften Theil ausmachten; denn der Ruhm dieser Feldherren machte, daß eine Menge Bundesgenossen, ohne eine öffentliche Entschliessung oder Dekret ihrer Völkerschaften zu erwarten, ihnen allenthalben folgte, wohin sie sie führten. Es scheint, daß das erste und heiligste Gesetz der Natur demjenigen, der Hülfe braucht, den Mann zum Beherrscher giebt, der ihm Hülfe geben kann. So pflegen die Matrosen bey heitern Himmel oder am sichern Ufer oft ihren Steuermännern mit vieler Frechheit zu begegnen, sobald aber Sturm und Gefahr da ist, ihre Augen auf sie zu richten, und ihre Hoffnung auf sie zu setzen. Und so stritten sich die Argiver, Eleer, und Arkadier in den öffentlichen Zusammenkünften der Griechen mit den Thebanern um den Vorrang, aber in den Gefahren und Schlachten folgten sie den

Thebanischen Feldherren freywillig. Epaminondas und Pelopidas machten auf diesem Feldzuge ganz Arkadien zu einem zusammenhängenden Staate, nahmen das Messenische Gebiet den Spartanern wieder weg, riefen die alten Messenier zurück, und gaben ihnen ihr Land wieder, welche die Stadt Ithome aufs neue anbaueten. Auf dem Rückzuge schlugen sie bey Kenchrea die Athenienser, die ihnen in den engen Päßen den Weg versperren wollten.

Jedermann bewunderte die Tapferkeit und das Glück der beyden Feldherren bey diesen grossen Begebenheiten. Aber der innerliche politische Neid wuchs mit dem Ruhme dieser Männer, und machte, daß man sie zu Theben auf keine würdige und gute Art empfieng. Sie wurden beyde bey ihrer Rückkunft aufs Leben angeklagt, weil sie wider das Gesetz, welches den Böotarchen befiehlt, mit dem Anfange des ersten Monats, der bey den Thebanern Bukation heißt, ihr Amt niederzulegen, dasselbe ganzer vier Monate länger behalten hatten, in welcher Zeit sie eben so grosse Dinge in Messenien, Arkadien, und Lakonien, ausgeführt hatten.

Pelopidas wurde zuerst vors Gericht gefodert, und gerieth daher in desto grössere Gefahr, aber beyde wurden losgesprochen. Epaminondas ertrug die hinterlistigen Versuche ihn zu stürzen mit Gelassenheit, weil er die Duldung der politischen Beleidigungen für eine der größten Eigenschaften eines erhaben denkenden Mannes hielt: aber Pelopidas, der von Natur hitziger war, und von seinen Freunden noch mehr zur Rache ermuntert wurde, ergriff zur Ausführung seiner Rache folgende Gelegenheit.

Der Redner Meneklidas war einer von denen, die mit dem Pelopidas und Melon sich bey der Revolution zu Theben in des Charons Hause versammelt hatten, weil er aber hernach nicht gleiches Ansehen mit dem Pelopidas bey den Thebanern genoß, so suchte er die Gabe seiner Beredtsamkeit, seinem bösen tückischen Charakter gemäß, zu Verläumdungen und Anklagen der angesehensten Männer zu nutzen. Er ruhete auch nicht, da jenes Capitalgericht vorbey war, bis er es dahin brachte, daß Epaminondas das Amt eines Böotarchen verlor, und war ihm immer in allen politischen Sachen entgegen. Den Pelopidas aber bey dem Volke zu verläumden, war er nicht vermögend: er versuchte es daher, ihn mit dem Charon zu veruneinigen. Neidische Menschen finden immer darinnen einen eitlen Trost, wenn sie denjenigen, mit denen sie sich nicht in Vergleich stellen können, andre als solche entgegen stellen können, die jene noch übertreffen. So rühmte Meneklidas immer vor dem Volke den Charon, und seine Feldzüge und Siege, und versuchte es sogar durchzusetzen, daß das Gefechte der Thebanischen Reuterey bey Platäa, in welchen Charon, vor der Leuktrischen Schlacht, über die Lacedämonier einige Vortheile erhalten hatte, durch ein Gemählde verewigt würde.

Androkydes, aus Kyzikene, hatte von der Stadt Theben den Auftrag bekommen, eine andere Schlacht abzumahlen, und arbeitete zu Theben daran; nach der Revolution und bey dem darauf erfolgten Kriege aber hatten die Thebaner dieß Gemählde, das beynahe fertig war, behalten. Dieß Gemählde sollte

num, nach des Meneklidas Vorschlage, der Ehre des Charons gewidmet, und Charons Name darauf gesetzet werden, wodurch er den Ruhm des Epaminondas und Pelopidas zu verdunkeln hoffte. Es war aber eine abgeschmackte Ehrbegierde, daß von so vielen und grossen Schlachten nur der einzige Sieg sollte beehrt werden, durch welchem nichts weiter ausgerichtet worden, als daß ein unbekannter Spartaner Gerandas mit vierzig Soldaten geblieben war.

Pelopidas wendete also dagegen ein, daß der Vorschlag des Meneklidas wider die Thebanischen Gesetze sey, welche nicht verstatteten, die Ehre eines Sieges einem Manne insbesondere, sondern allen Bürgern zuzuschreiben. Er rühmte zwar durch seinen ganzen Vortrag hindurch den Charon, allein den Meneklidas stellte er als einen verläumderischen, boshaften Mann vor, und fragte die Thebaner: Ob sie denn selbst nichts Rühmliches gethan hätten? Darauf wurde Meneklidas zu einer so grossen Geldstraffe verdammt, daß er sie nicht bezahlen konnte, und deswegen in der Folge allerhand Versuche machte, die Staatsverfassung zu verändern. — Dergleichen Dinge geben Stoff zur Betrachtung über das menschliche Leben. —

Um diese Zeit führte der Tyrann von Pherä, Alexander, theils mit verschiedenen Thessalischen Völkerschaften öffentlich Krieg, theils suchte er mit List die übrigen alle unter sein Joch zu bringen. Diese Thessalischen Völkerschaften schickten Gesandte nach Theben, und liessen um Hülfstruppen und einen Feldherrn bitten. Epaminondas hatte in Peloponnes Beschäftigungen; und da, wo er sich be-

fand, kein andrer Feldherr neben ihn nöthig war, und Pelopidas seine Kriegswissenschaft nicht müßig lassen wollte, so erbot er sich, den Feldzug in Thessalien zu übernehmen. Er gieng mit einem Corps Truppen dahin ab, und nahm sehr bald Lariſſa ein, worauf Alexander selbst zu ihm kam, und um Friede bat. Pelopidas suchte aus diesem Tyrannen einen guten und gerechten Beherrscher Thessaliens zu machen, allein die unerträgliche Wildheit dieses Mannes und die vielen Beschwerden über seine Grausamkeit, Stolz und Geitz, erbitterten den Pelopidas, daß er den Alexander harte Vorwürfe machte, worüber dieser mit seinen Trabanten die Flucht ergrif. Aber Pelopidas setzte die Thessalier vor dem Tyrannen in Sicherheit, und stiftete unter ihnen selbst Einigkeit, worauf er nach Macedonien abgieng, in welchem Lande Ptolemäus mit dem Könige Alexander Krieg führte. *) Beyde Fürsten hatten ihn zu ihren Schiedsrichter unter sich eingeladen. Er vertrug sie auch beyde, rief die entwichnen Einwohner wieder zurück, und nahm den Philippus, den Bruder des Königs, nebst dreyßig andern Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern als Geissel mit sich nach Theben, zum augenscheinlichen Beweise, wie hoch das Ansehen der Thebaner durch den Ruhm

*) Dieser Ptolemäus, mit dem Zunamen Alloritès, war ein natürlicher Bruder des Macedonischen Königs Alexander, ein Sohn des Amyntas, der auſſer diesem unehelichen Sohne Ptolemäus, und den rechtmäßigen Prinzen Alexander, noch zwey rechte Prinzen, Perdikkas und Philippus, den Vater Alexanders des Grossen, hinterließ.

ihrer Kriegsmacht und das Zutrauen auf ihre Gerechtigkeit gestiegen sey. Dieß ist eben der Philippus, der nachher mit den Griechen um ihre Freyheit Krieg führte. Er hielt sich damals als ein junger Prinz bey dem Pammenes auf, und scheint sich nach dem Beyspiele des Epaminondas gebildet zu haben, von dem er auch vermuthlich die Kriegskunst erlernt hat, die jedoch die geringste Vortrefflichkeit in dem Charakter des Epaminondas war: aber die Gerechtigkeit, Sanftmuth und Großmuth, wodurch dieser Feldherr ein wirklich grosser Mann wurde, besaß Philippus weder von Natur, noch erlangte er sie durch Nachahmung.

Die Thessalier brachten bald wieder neue Klagen über Alexandern, den Tyrann von Phera an. Er hatte ihre Städte aufs neue beunruhigt. Pelopidas gieng mit dem Ismenias als Gesandter dahin ab, und nahm keine Truppen mit, weil er keinen Krieg vermuthete; er sah sich daher genöthigt, bey den vorfallenden Gelegenheiten die Thessalier selbst zu brauchen.

Indessen waren neue Unruhen in Macedonien entstanden: Ptolemäus hatte den König Alexander umgebracht, und sich des Reichs bemächtigt. Die Freunde des ermordeten Königs riefen den Pelopidas zu Hülfe. Da er sich der Sache annehmen wollte, und keine eigne Truppen hatte, so mußte er Miethsvölker anwerben, mit denen er auch eilends auf den Ptolemäus losgieng. Wie er aber ganz nahe bey ihm stand, so gewann Ptolemäus diese Miethsvölker mit Geld, daß sie den Pelopidas verliessen, gleichwol begab er sich, aus Ehrfurcht für

dessen Ruhm und Verdienste, zu ihm, als einem, dem er Ergebenheit schuldig wäre, umarmte ihn, bat ihn um Friede, und versprach, das Königreich Macedonien den Brüdern des getödteten Königs aufzubewahren, und alle Freunde und Feinde der Thebaner auch für seine Freunde und Feinde zu halten. Er gab seinen Sohn Philoxenus und funfzig von seinen Freunden zu Geisseln, welche Pelopidas nach Theben schickte.

Inzwischen war dieser Feldherr noch immer über die Verrätherey der Miethsvölker erbittert, und da er Nachricht erhielt, daß sie ihr meistes Vermögen nebst ihren Weibern und Kindern nach Pharsalus gebracht hätten, so nahm er sich vor, sich ihrer Weiber, Kinder, und ihres Vermögens zu bemächtigen, und dadurch Rache zu nehmen. Er gieng mit einigen Thessaliern nach Pharsalus ab, war aber kaum angekommen, als der Tyrann Alexander mit einem Kriegsheere auch da erschien. Pelopidas glaubte, er wäre gekommen, um sich bey ihm zu rechtfertigen, und begab sich mit dem Ismenias zu ihm: er wußte zwar, daß er es mit einem Meuchelmörder und niederträchtigen Menschen zu thun hatte, aber er glaubte, daß er wegen der Stadt Theben und sein eignes Ansehen nichts zu befürchten hätte. Allein Alexander ließ ihn und den Ismenias, die ohne Begleitung und Waffen zu ihm gekommen waren, gefangen nehmen, und besetzte Pharsalus. Diese That setzte selbst alle seine Unterthanen in Furcht und Schrecken, man glaubte, er würde nach einer solchen Ungerechtigkeit und Verwegenheit keinen Menschen mehr schonen, und sich

gegen alles, was ihm in die Hände fiele, wie ein verzweifelter Mensch betragen.

Die Thebaner schickten auf die davon erhaltene Nachricht sogleich voller Unwillen eine Armee wider den Alexander, und setzten darüber nicht den Epaminondas, gegen den sie damals eben widrig gesinnt waren, sondern einige andre zu Feldherren. Der Tyrann ließ indessen den Pelopidas nach Pherä abführen, und anfänglich jedermann zu ihm ins Gefängniß gehen, weil er glaubte, daß er durch sein gegenwärtiges Schicksal genug elend und gedemüthigt sey. Aber Pelopidas ermunterte alle Pheräer, die über ihr Unglück klagten, getrost zu seyn, weil der Tyrann nun bald seine Strafe bekommen würde: dem Alexander selbst aber ließ er sagen: „Es sey thöricht von ihm, daß er seine arme und unschuldige Unterthanen täglich so martre und tödte, und ihn, den Pelopidas, verschone, da er doch sich am allermeisten rächen werde, wenn er wieder frey seyn würde.“ Der Tyrann verwunderte sich über den Muth und die Unerschrockenheit des Pelopidas. — Warum, sagte er, eilt denn Pelopidas so zum Tode? — Dieser erfuhr die Antwort wieder, und ließ dagegen sagen: — „Damit der Tyrann desto eher umkäme, und mehr als jetzt noch, von den Göttern gehaßt würde.“ Darauf gab Alexander Befehl, niemanden mehr zum Pelopidas zu lassen.

Thebe, die Gemahlin Alexanders, eine Tochter des Jasons, hatte selbst von den Wächtern so viel von dem Muthe und der Unerschrockenheit des Pelopidas gehört, daß sie ein Verlangen bekam, den Mann selbst zu sehen und zu sprechen. Sie

wurde, als ein Frauenzimmer, nicht gleich beym ersten Besuche die Erhabenheit seines Geistes gewahr, allein der Anblick des Mannes mit seinem geschornen Haupte und in seiner elenden Kleidung und Wartung bewegte sie zu Thränen, denn sie empfand, welch ein trauriges unwürdiges Schicksal er erlitte. Pelopidas, der sie das erstemal nicht kannte, verwunderte sich darüber. Als man ihm aber sagte, wer diese Frau wäre, so redete er sie mit dem Namen ihres Vaters Jason an, von dem er ein genauer Freund gewesen war. Thebe sagte: Ich bedaure deine Gemahlin. — Und ich bedaure dich, da du deine Freyheit hast, und doch beym Alexander aushältst, — sagte Pelopidas. Diese Worte rührten die Gemahlin des Tyrannen, da sie schon längst seine Grausamkeit und Laster verabscheute, und er, ausser andern Ausschweifungen, auch ihren jüngsten Bruder zur Unzucht mißbrauchte. Sie besuchte den Pelopidas öfters, sprach von ihrem Schicksale frey mit ihm, und wurde mit Haß und Abscheu gegen den Tyrannen erfüllt.

Die Thebanischen Feldherren, welche mit einem Heere in Thessalien eingefallen waren, richteten, entweder aus Unerfahrenheit oder aus Mißgeschick, nichts aus, und mußten sich auf eine schimpfliche Art zurückziehn. Die Stadt Theben legte jeden von ihnen eine Strafe von tausend Drachmen auf, und schickte den Epaminondas mit einem neuen Heere nach Thessalien. Sogleich entstand unter den Thessaliern eine grosse Bewegung, sie machten sich von diesem ruhmvollen Feldherrn die besten Hoffnungen, und es fehlte ein einziger kleiner Schlag, um

den Tyrannen gänzlich zu stürzen. Seine Offiziers und Freunde waren voller Furcht, seine Unterthanen zum Abfalle geneigt, und man freute sich, daß man nun bald den Tyrannen würde gestraft sehen.

Allein Epaminondas zog die Erhaltung des Pelopidas seinen eignen Ruhme vor. Aus Besorgniß, daß Alexander, wenn seine Umstände aufs äusserste kämen, sich in der Verzweiflung, wie ein wildes Thier, möchte an den Pelopidas vergreiffen, führte er den Krieg nur langsam, und brachte es durch sein Zaudern und Herumziehen und andre Anstalten dahin, daß der Tyrann zwar nicht seine Frechheit fahren ließ, aber doch in seiner Wuth nicht noch erbitterter wurde. Man hatte von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit gegen die rechtschaffensten Männer die schrecklichsten Beyspiele. Er hatte verschiedene lebendig begraben, andre in die Häute von wilden Schweinen und Bären einnähen lassen, und dann seine Jagdhunde auf sie gehetzt, oder sie selbst zur Lust todtgeschossen. Er hatte die Einwohner von Meliböa und Skotusa, zweyer Städte, die mit ihm in Bündniß standen, versammeln, von seinen Trabanten umringen, und ohne Unterschied niederhauen lassen. Die Lanze, mit welcher er seinen Vetter, den Polyphron, umgebracht hatte, behieng er mit Kränzen, und widmete sie unter dem Namen Tychon als ein Heiligthum den Göttern. Einstmals wohnte er der Aufführung der Trojanerinen des Euripides bey, und gieng schnell vom Theater weg, ließ aber den Schauspielern sagen, sie sollten nichts befürchten, und getrost fort spielen, denn er wäre nicht aus Verachtung gegen sie weggegangen, sondern

dern aus Schaam vor seinen Unterthanen, damit sie ihn, der niemals mit seinen ermordeten Unterthanen Mitleiden gehabt hätte, nicht möchten über das Schicksal der Hekuba und Andromacha weinen sehen.

Der Ruhm, das Ansehn, und das hohe Betragen des Epaminondas machten diesen Wüterich so bestürzt, daß er, wie ein überwundener Hahn, die Flügel sinken ließ. Er schickte eilends zum Epaminondas, und suchte sich zu rechtfertigen. Der Thebanische Held fand es nicht für gut, zwischen Theben und einem solchen Menschen einen Frieden und ein Bündniß zu errichten; er setzte ihm nur den Termin eines Waffenstillstands von dreyßig Tagen, bekam den Pelopidas und Ismenias ausgeliefert, und zog darauf aus Thessalien wieder weg.

Die Thebaner hatten erfahren, daß die Lacedämonier und Athenienser Gesandten an den König von Persien geschickt hatten, um ein Bündniß mit ihm zu schliessen. Sie schickten also auch den Pelopidas nach Persien, welcher, wegen seines grossen Rufs, der tauglichste Mann zu diesem Geschäft war. In allen Persischen Provinzen, durch welche er reisete, war sein Name berühmt; die Nachrichten von den glorreichen Schlachten gegen die Lacedämonier hatten sich in Asien nicht nach und nach verbreitet, sondern die Leuktrische Schlacht war sogleich der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden, und darauf hatte immer ein Sieg der Thebaner nach dem andern ihren Ruhm vermehrt, und bis in die entferntesten Provinzen verbreitet. Pelopidas zog auch bald bey seiner Ankunft am Persischen Hofe die Bewundrung aller Satrapen, Generale und Hofleute

auf sich. Man sagte: Dieß ist der Mann, der den Lacedämoniern die Herrschaft zu Wasser und zu Lande entrissen, und diese Nation, die kurz vorher noch mit dem grossen Persischen Könige um Susa und Ekbatana stritt, hinter den Berg Taygetus und den Fluß Eurotas eingeschränkt hat.

König Artaxerxes selbst empfand über die Ankunft des Pelopidas ein Vergnügen. Er bewies ihm vorzügliche Ehre, denn er wünschte immer von den größten Männern sich bewundert und verehrt zu sehen. Als er aber bey gegebener Audienz ihn auch reden hörte, und gewahr wurde, daß sein Ausdruck stärker als der Athenienſische, und ungekünstelter als der Lacedämonische war, so schätzte er ihn noch höher, und erzeigte ihm öffentlich so viele königliche Gnade, daß die andern Gesandten einen grossen Vorzug vor sich an ihn bemerken mußten, obgleich unter allen Griechen der Lacedämonier Antalcides die allervorzüglichste Ehre in Persien genossen zu haben scheint, als welchem sogar der König den Kranz, den er bey einem Gastmahle auf dem Kopfe gehabt hatte, in Salben eingetaucht, überschickte. So grosse Vertraulichkeit hatte der König gegen den Pelopidas zwar nicht, aber er beehrte ihn mit den herrlichsten und kostbarsten Geschenken, die nur jemals Gesandten pflegten gegeben zu werden, und gestand ihm alles das zu, was er verlangte, daß die Griechen ihre Freyheit erhalten, Messene wieder bewohnt, und die Thebaner beständige Freunde des Königs von Persien seyn sollten.

Pelopidas reisete nach diesen erhaltenen Versicherungen wieder ab, und nahm von den ihm ange-

botenen Geschenken keine andre als solche an, die ein Zeichen der königlichen Gnade und Hochachtung waren, welches nachher den Gesandten der andern Griechischen Städte zu grossen Vorwürfen gereichte. Die Athenienser straften sogar den Timagoras wegen der so vielen genommenen Geschenke mit Rechte am Leben; denn er hatte nicht allein viel Gold und Silber angenommen, sondern auch ein prächtiges Bette mit einigen Bettedienern, als wenn die Griechen dergleichen nicht verstünden;*) ausserdem achtzig Kühe mit Hirten, unter dem Vorwande, daß er wegen einer Unpäßlichkeit die Milchkur brauchen müsse, und er hatte sich auch mit einer Sänfte bis ans Meer tragen, und den König die Träger mit vier Talenten belohnen lassen.

Dennoch scheint es nicht, daß die Athenienser bloß dieser Geschenke wegen auf den Timagoras so erbittert worden; denn als Epikrates, mit dem Zunamen Langbart,**) öffentlich gestand, daß er vom

*) Xylander führt bey dieser Stelle aus dem Athenäus an, daß das kostbare Bette des Timagoras silberne Fußgestelle gehabt, und der König Artaxerxes dem Timagoras einen Bettediener, das Bette zurechte zu machen, mit diesen ausdrücklichen Worten dazu geschenkt: weil die Griechen das nicht verstünden.

**) In allen Editionen des Plutarchs steht Ἐπικράτες τῦ σκευοφόρυ, Palmerius schlägt aus dem Harpokration in voc. Ἐπικράτης vor, τῦ σακεσφόρυ, und Maussacus bestättigt in seinen Anmerkungen über den Harpokration S. 162 diese Lesart weitläuftig. Dacier vertheidigt die gewöhnliche, aber nicht hinlänglich. Wenn man

Persischen Könige Geschenke angenommen habe, und den Vorschlag that, man sollte, an statt der neun Archonten, die man jährlich wählte, lieber alle Jahre neun Gesandten von den gemeinsten und ärmsten Bürgern zu dem Könige in Persien schicken, damit die Leute in Athen reich würden, so lachten die Athenienser bloß darüber. Aber in Absicht des Timagoras waren sie vornemlich darüber so unwillig, daß die Thebaner alles, was sie gesucht, von dem Könige in Persien erhalten hatten, wobey sie nicht bedachten, daß bey einem Könige, der vorzügliche Kriegsmänner immer mit einer besondern Hochachtung beehrte, der berühmte Held Pelopidas mehr gelten mußte, als ihre geschwätzigen Redner. Die so glücklich vollendete Gesandtschaft dieses Mannes, durch welche er die Wiederaufbauung von Messene, und die Freyheit von ganz Griechenland ausgewirkt hatte, vermehrte das Wohlwollen ungemein, in welchem er schon stand.

Der Tyrann zu Pherä, Alexander, war indessen wieder zu seinen vorigen Grausamkeiten zurückgekehrt. Er hatte verschiedene Thessalische Städte eingenommen, und in alle Phtiotische, Achajische und Magnesische Städte Besatzung gelegt. Sobald

den Aristophanes nachliest in Concion. f. Ἐκκλησιαζουσαις Act. I. Scen. 2. und den Scholiasten dabey, der diesen Epikrates als einen von den damals häufigen Rednern in den Versammlungen des Volks beschreibt, so kann man wohl nicht zweifeln, daß σακεσφορος die rechte Lesart sey. Reiske hat auch über diese kritische Stelle, so wie über die meisten, nichts gesagt.

diese Völkerschaften von der Rückkunft des Pelopidas aus Persien Nachricht bekommen hatten, baten sie durch Abgeordnete zu Theben um Hülfstruppen und um diesen Feldherrn. Die Thebaner erfüllten ganz bereitwillig ihr Verlangen. Schon war alles fertig, und Pelopidas im Begriffe abzugehen, als eine so starke Sonnenfinsterniß sich ereignete, daß es am hellen Tage in Theben ganz dunkel wurde. Pelopidas, der gewahr wurde, daß jedermann über diese Erscheinung in Schrecken gerieth, und den Muth verlor, wollte die siebentausend Mann, die mit ihm sollten, nicht zwingen, sich in Gefahr zu begeben, sondern überließ sich ganz den Thessaliern selbst, und gieng nur mit dreyhundert freywilligen Reutern und Miethsvölkern ab. Die Wahrsager widerriethen ihm sein Vorhaben, und auch die übrigen Bürger waren damit unzufrieden; man glaubte, diese Erscheinung am Himmel sey für einen so grossen Mann ein unglückliches Zeichen. Er aber war theils wegen der vormaligen erlittenen Beleidigungen gegen den Alexander zu sehr aufgebracht, theils hoffte er auch in Rücksicht der mit der Thebe, der Gemahlin des Tyrannen, gepflogenen Unterredungen, in dessen Hause schon alles in innerlicher Gährung zu finden, am meisten reitzte ihn der Ruhm seiner Unternehmung, und der Ehrgeitz, der ihn antrieb, zu eben der Zeit, in welcher die Lacedämonier den Tyrannen in Sicilien, Dionysius, Feldherren und Staatsmänner zuschickten, und die Athenienser vom Alexander sich Geld geben liessen, und ihm als einen Wohlthäter eine Statüe errichteten, allen Griechen zu zeigen, daß die Thebaner allein

für die Unterdrückten die Waffen führten, und die unrechtmäßigen und gewaltthätigen Herrschaften vertilgten.

Sobald er in Pharsalus seine Truppen versammelt hatte, gieng er auf den Alexander los. Da dieser erfuhr, daß Pelopidas ein so schwaches Heer hatte, und seine Infanterie mehr denn zweymal so stark war, als die Thessalische, so rückte er ihm bis an den Tempel der Themis entgegen. Bey dieser Gelegenheit sagte jemand zum Pelopidas. „Der Tyrann habe ein sehr grosses Heer" — „desto besser, sagte Pelopidas, so werden wir desto mehrere überwinden."

Beyde Partheyen suchten die um Kynoskephalä herumliegenden steilen und hohen Hügel mit ihren Fußvölkern zu besetzen, zugleich ließ auch Pelopidas seine Reuterey, die zahlreich und gut war, die feindliche Reuterey angreifen; sie schlug dieselbe und verfolgte sie in der Ebene herum. Aber mit den Fußvölkern hatte Alexander die Hügel eher gewonnen als die Thessalier ankommen konnten, welche er bey ihrem Andringen auf die Höhen mit Heftigkeit angrif, und die vordersten niederhauen ließ, so daß die andern nichts ausrichten konnten. Sobald Pelopidas dieses gewahr wurde, gab er der Reuterey Befehl, zurückzukommen, und in die feindliche Schlachtordnung einzuhauen. Er selbst aber ergrif sein Schild, eilte durch die hintersten Glieder zu den vordersten an den Platz hin, wo man um die Hügel fochte, und flößte seinen Truppen wiederum so viel Muth und Herz ein, daß die Feinde glaubten, es rückten ganz neue fri-

sche Völker gegen sie an. Sie schlugen dennoch zwey oder drey Angriffe ab, bis sie durch die unüberwindliche Herzhaftigkeit der Thessalier zum Weichen gebracht wurden, besonders da sie sahen, daß die Reuterey des Pelopidas von der Verfolgung ihrer Reuterey zurück und auf sie los kam.

Pelopidas, der von den Hügeln herab die feindliche Armee beobachtete, sahe, daß sie zwar noch nicht völlig in die Flucht gebracht, aber voller Verwirrung und Unordnung war. Er sahe sich um, wo Alexander seyn möchte, und wurde gewahr, daß er auf den rechten Flügel seine Miethstruppen ermunterte und in Ordnung zu bringen suchte. Dieser Anblick brachte ihn in eine Wuth, die ihn der Vernunft beraubte: er vergaß in der Hitze sein Feldherrnamt, sein Leben, und alles, sprang vor allen seinen Truppen weit voraus, und foderte den Tyrannen mit Geschrey zu einem Zweykampfe heraus. Dieser aber nahm die Ausforderung nicht an, sondern floh zurück, und versteckte sich hinter seinen Trabanten. Die vordersten der Miethsoldaten, welche auf den Pelopidas einfielen, wurden von ihm theils getödtet, theils verwundet, aber die Menge der andern, welche von ferne mit ihren Spiessen auf ihn einstachen, verwundeten ihn tödtlich. Indessen kamen die Thessalier in voller Eile und Bestürzung von den Hügeln herab ihm zu Hülfe, aber er war schon todt niedergesunken. Die Reuterey kam auch herangesprengt, und brach in die feindliche Schlachtordnung ein. Die Feinde wurden geschlagen, weit verfolgt, und das Schlachtfeld mit mehr als dreytausend Todten bedeckt.

Daß die Thebaner, welche bey dieser Schlacht gegenwärtig waren, über den Tod des Pelopidas sich sehr betrübten, und ihn als ihren Vater, Erretter, und theuersten ruhmvollsten Lehrmeister betrauerten, ist nicht zu verwundern. Aber die Thessalier und die andern Bundesgenossen übertrafen durch ihre zum Ruhme dieses Helden öffentlich herausgegebenen Dekrete alle der menschlichen Tapferkeit gebührende Ehrenbezeigungen, und ihre Dankbarkeit äusserte sich durch ihre Betrübniß bey seinem Falle auf die lebhafteste Art. Man erzehlt, daß alle diejenigen, welche bey der Schlacht zugegen gewesen, sobald sie seinen Tod erfahren, weder ihre Harnische abgelegt, noch ihre Pferde abgesattelt, noch ihre Wunden verbunden, sondern mit ihren Waffen eilends zu seinen Körper gelaufen sind, und, gleichsam als wenn er noch Empfindung hätte, die feindliche Beute rings um ihn herum gelegt haben. Sie beschworen nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Pferde: viele zündeten in ihren Zeltern kein Licht an, und nahmen keine Speise zu sich. Im ganzen Lager herrschte eine solche Stille und Traurigkeit, als wenn sie nicht einen so grossen und glorreichen Sieg erhalten hätten, sondern vom dem Tyrannen besiegt, und in die Sklaverey gestürzt worden wären.

Sobald die Nachricht von seinem Tode in die Städte kam, giengen die obrigkeitlichen Personen in Begleitung von Jünglingen, Kindern und Priestern, mit Siegeszeichen, Kränzen und goldenen Rüstungen ab, um seinen Körper abzuholen. Zugleich begaben sich die ältesten von diesen Thessa-

liern nach Theben, und baten um die Erlaubniß, den Pelopidas bey sich begraben zu dürfen. Der Redner dieser Gesandschaft drückte sich auf folgende Art aus: „Freunde und Bundesgenossen, wir bitten euch um eine Gnade, welche uns bey unserm grossen Unglücke Ehre und Trost seyn wird. Wir können den Pelopidas nicht lebendig zu euch zurück begleiten, noch so, daß er es empfände, ihm die verdiente Ehre erzeigen, aber wenn ihr uns die Erlaubniß gebt, nur seinen todten Körper zu berühren, und ihn mit den verdienten Ehrenbezeigungen zu begraben, so werdet ihr sehen, daß wir den Verlust des Pelopidas für ein grösseres Unglück für die Thessalier als für die Thebaner halten. Ihr habt blos einen grossen General, wir aber unsern Feldherrn und die Freyheit dazu verloren. Denn wie dürfen wir es wagen, uns von euch wieder einen Feldherrn auszubitten, da wir euch den Pelopidas nicht wieder zurückgeben?“ Die Thebaner verstatteten den Thessaliern ihr Begehren.

Man kann sagen, daß kein glänzenderes Leichenbegängniß als des Pelopidas seines je gewesen sey, wenn man den Glanz nicht nach Elfenbein, Gold und Purpur schätzt, wie Philistus thut, der das Leichenbegängniß des Dionysius so sehr bewundert, und es als einen theatralischen Ausgang des Schauspiels der despotischen Regierung darstellt. Alexander der Große ließ bey dem Tode des Hephästions nicht allein die Pferde und Maulesel bescheren, sondern auch die Spitzen von den Stadtmauern abnehmen, damit auch die Städte zu trauern schienen, wenn sie anstatt ihrer vorigen erhab-

nern Gestalt gleichsam geschoren und gebeugt sich darstellten. Dieß waren Befehle von Despoten, die mit vielem Zwange ausgeführt wurden, mit Neid über diejenigen, die dadurch geehrt, und mit Haß derjenigen, die dazu genöthigt wurden: es waren keine Beweise einer allgemeinen Dankbarkeit und Hochachtung, sondern einer barbarischen Pracht und Verschwendung, und eines Stolzes, welcher seine Schätze auf eitle und unbeneidenswerthe Dinge verwendete. Pelopidas hingegen, ein Mann ohne Rang, der in einem fremden Lande starb, ohne Frau, Kinder oder Anverwandte bey sich zu haben, der ohne Zwang oder Bitte von irgend jemanden, von so vielen Völkerschaften und Städten mit einem allgemeinen Wetteifer auf das ehrenvolleste begraben wurde, scheint in der That den glückseligsten Ausgang aus diesem Leben gehabt zu haben. Denn der Tod ist, wie Aesopus sagt, für Männer, die glücklich sterben, kein Unglück, sondern ein glücklicher Zufall, welcher sie an einen sichern Ort bringt, und für allem Wechsel des Schicksals in Ruhe setzt. Noch schöner sagt ein Lacedämonier zum Diagoras, der selbst in den Olympischen Spielen den Preis erhalten hatte, und es erlebte, daß ihn auch seine Söhne und seiner Söhne und Töchter Kinder erhielten: — Stirb, Diagoras, denn du wirst doch nicht in die Wohnung der Götter steigen. — Und ich bin überzeugt, daß man alle Olympische und Pythische erhaltene Preise zusammen genommen, nicht mit einem von den erhaltenen Siegen des Pelopidas in Vergleichung stellen könne, dergleichen er viele gewonnen, der den größten Theil seines Le-

bens in dem größten Ruhme und den wichtigsten Ehrenstellen zugebracht, und zuletzt, als er zum dreyzehnten male Böotarch war, in dem herrlichsten Kampfe wider einen Tyrannen, für Thessaliens Freyheit starb.

Sein Tod brachte den Bundesgenossen grosse Betrübniß, aber noch größre Vortheile. Denn die Thebaner verzögerten nicht, den Tod des Pelopidas zu rächen, und schickten sogleich ein Heer von siebentausend Mann Fußvolk und siebenhundert Reutern, unter Anführung des Malkitas und Diogiton wider den Alexander zu Felde. Dieser Tyrann war schon so geschwächt und gedrängt, daß er sich genöthigt sah, die den Thessaliern weggenommene Städte ihnen wieder zu geben, den Magnesiern, Phtioten und Achäern ihre Freyheit zu lassen, und eydlich zu versprechen, daß er allen Befehlen und Verordnungen der Thebaner Gehorsam leisten wolle. Mit dieser Rache waren die Thebaner zufrieden.

Ich will hier noch beyfügen, wie Alexander wegen des Pelopidas von den Göttern ist gestraft worden. Thebe, die Gemahlin des Tyrannen, hatte, wie schon gesagt worden, von dem Pelopidas gelernt, sich nicht vor der äusserlichen Macht und Hoheit zu fürchten, die mit bewafneten Flüchtlingen beschützt war. Sie fürchtete die Untreue, und haßte die Grausamkeit ihres Mannes. Sie entschloß sich also mit ihren drey Brüdern, Tisiphonus, Pytholaus und Lykophron, eine Verschwörung wider das Leben des Tyrannen zu machen, welche sie auf folgende Art ausführte. Der ganze Pallast war mit Wächtern, auch die Nacht über, besetzt:

sein Schlafzimmer war in der Höhe, und vor demselben lag ein Hund, vor dem sich ausser dem Alexander und seiner Gemahlin, und dem, der ihn fütterte, jedermann fürchten mußte.

Als Thebe den Zeitpunkt zur Ermordung des Tyrannen sich ausersehen hatte, so versteckte sie bey Tage noch, ihre Brüder in einem nahen Hause. Abends gieng sie, wie gewöhnlich, allein zum Alexander in sein Schlafzimmer; sie fand ihn schon schlafend: sie gieng bald darauf wieder heraus, und befahl dem Knechte vor der Thüre den Hund wegzuführen, weil Alexander recht ruhig schlafen wolle. Sie belegte auch die Treppen mit Wolle, damit, wenn ihre Brüder heraufstiegen, kein Geräusch entstünde. Hierauf führte sie ihre Brüder, die Degen bey sich hatten, bis vor die Thüre des Schlafzimmers, gieng aber noch einmal herein, und nahm das Schwerdt weg, welches über den Kopf ihres Gemahls hieng, zum Zeichen, daß er ruhig schliefe. Aber die Jünglinge geriethen auf einmal ins Schrecken, und zauderten, so, daß sie voll Unwillen ihnen drohen mußte, sie wolle den Alexander aufwecken, und ihm alles entdecken. Dadurch brachte sie denn ihre Brüder in Schaam und Furcht, führte sie in das Schlafzimmer, stellte sie vors Bette, und holte ein Licht. Der eine ergrief nun den Tyrannen beym Kopfe, der andre bey den Füssen, und der dritte ermordete ihn. Die Geschwindigkeit seines Todes scheint eine zu gelinde Strafe für diesen Tyrannen gewesen zu seyn: aber der Umstand, daß er der erste unter den Tyrannen gewesen ist, der durch seine eigne Gemahlin umkam, und die Be-

schimpfungen, welche seinem Körper nach seinem Tode widerfuhren, da ihn die Pheräer sogar mit Füssen traten, machten seine Bestrafungen seinen Ungerechtigkeiten angemessener.

Marcellus.

Marcus Claudius, des Marcus Sohn, welcher fünfmal Consul zu Rom war, soll der erste von seinem Geschlechte gewesen seyn, der den Zunamen Marcellus, d. i. der martialische, oder kriegrische, führte *). Er war ein Kriegsmann von Erfahrung, hatte einen starken Körper, eine tapfre Faust, und eine natürliche Neigung zum Kriege. So sehr er sich aber im Felde wild und muthig bewies, so bescheiden und menschenfreundlich war er sonst, und liebte die griechischen Künste und Wissenschaften sehr, ob er gleich nur diejenigen, die sich darinnen hervorthaten, verehren und bewundern, selbst aber wegen seiner vielen andern Beschäftigungen seine Wißbegierde in diesen Wissenschaften nicht stillen konnte. Denn wenn, wie Homer sagt **), Gott einige Menschen dazu bestimmt hat, daß sie von Jugend

*) Nach dem Livius hat nicht dieser zuerst, sondern ein andrer schon vor ihm den Zunamen Marcellus, in der Familie der Claudier, geführt. S. Liv. Libr. VII. cap. 18.

**) Iliad. Libr. XIV. vers. 86. sequ.

auf bis ins Alter schwere Kriege führen sollen, so war dieß gewiß die Bestimmung der vornehmsten Römer der damaligen Zeiten. Diejenigen, welche in ihrer Jugend mit den Charthaginensern um Sicilien gefochten, mußten in ihrem reifern Alter mit den Galliern um Italien, und in ihren spätern Jahren wieder mit den Carthaginensern unter dem Annibal fechten, und sie hatten nicht, wie gemeine Soldaten, wegen ihres Alters endlich Ruhe, sondern mußten, wegen ihres vornehmen Standes und bewiesenen Tapferkeit, die Armeen wider die Feinde anführen.

Marcellus hatte in allen Arten von Gefechten viel Uebung und Geschicklichkeit, aber in den Zweykämpfen übertraf er sich selbst. Er schlug keine Ausfoderung ab, und überwand alle, die ihn herausgefodert hatten. In Sicilien hatte er seinen Bruder Otacilius aus der äußersten Gefahr errettet, da er mit seinem Schilde ihn bedeckt, und die andringenden Feinde getödtet hatte, weswegen er auch noch in früher Jugend von den Feldherren mit Kränzen und Ehrenbelohnungen beschenkt wurde. Er erwarb sich in der Folge noch immer mehr Ruhm, und wurde zu einem Aedil von der ersten Ordnung, und von den Auguren, d. i. denjenigen Priestern, die die Aufsicht über die Wahrsagungen von der Beobachtung der Vögel her haben, zu einem Augur erwählt.

Als Aedil wurde er genöthigt eine rechtliche Klage zu führen. Sein Sohn, der einerley Namen mit ihm hatte, zog durch seine Schönheit, Keuschheit, und wohlgesittetes Wesen die Augen der

Römer auf sich. Capitolinus, der mit dem Marcellus zugleich Aedil war, ein wollüstiger und kühner Mann, verliebte sich in den jungen Marcellus, und sprach mit ihm von seiner Leidenschaft: der junge Mensch wieß zuerst den Antrag für sich allein ab, wie er aber von neuen deswegen beunruhigt wurde, entdeckte er die Sache seinem Vater, der darüber so aufgebracht wurde, daß er den Capitolinus beym Senate verklagte. Capitolinus wollte sich durch allerhand Ausflüchte helfen, und suchte den Schutz der Tribunen, da diese ihm aber ihren Schutz versagten, so läugnete er die ganze Sache. Weil kein Zeuge dabey zugegen gewesen war, so beschloß der Senat, den jungen Marcellus selbst kommen zu lassen. Die Schaamröthe dieses Jünglings, seine Thränen, und sein mit der Schaam vermischter heftiger Zorn bewogen den Senat, ohne weitere Beweise zu verlangen, den Capitolinus zu einer Geldstrafe zu verdammen, von welcher Summe Marcellus silberne Opfergefässe machen ließ, und sie den Göttern heiligte.

Nach geendigtem Carthagienensischen Kriege, welcher über ein und zwanzig Jahr gedauert hatte, entstand schon wieder ein neuer Krieg der Gallier gegen die Römer. Die Insubrier, welche in Italien an den Alpen wohnten, ein celtisches Volk, das vor sich selbst schon mächtig war, riefen noch fremde Völker zu Hülfe, und nahmen diejenigen Gallier, die Gessaten *) hiessen, weil sie für Geld

*) Γεσσάται. So nennt sie Plutarch hier und mehrmalen. Polybius nennt sie γαισάτας und

in fremde Dienste giengen, in ihren Sold. Es war ein bewundernswürdiges Glück für Rom, daß der celtische Krieg nicht mit dem Carthaginensischen zugleich geführt wurde, und die Gallier dabey müßige und ruhige Zuschauer abgaben, und dann erst die Römer, da sie Sieger und ohne andre kriegrische Beschäftigungen waren, angriffen. Indessen erregte der Gallische Krieg doch allenthalben grosse Furcht, theils wegen der nahen Nachbarschaft der Feinde, theils wegen des alten Ruhms der Gallier, vor denen sich die Römer am allermeisten zu fürchten schienen, weil sie seit der Zerstörung ihrer Stadt durch die Gallier ein Gesetz gemacht hatten, daß alle Priester von Kriegsdiensten frey seyn sollten, ausser wenn wieder mit den Galliern Krieg geführt würde.

Die Römer gaben auch ihre Furcht bey diesem Kriege durch die grossen Zurüstungen, die sie machten, und durch neue Anstalten bey ihren Opfern zu erkennen. So viele tausend Truppen, wie damals, hatten sie vorher niemals gehabt, und sollen sie auch niemals nachher gehabt haben. Auch hatten sie niemals bey ihren Opfern die barbarischen Gewohnheiten der andern wilden Völker angenommen, sondern meistentheils nach Art der Griechen einen mildern menschlichen Gottesdienst eingeführt; aber beym Anfange dieses Gallischen Krieges hielten sie sich für genöthigt, gewissen Weissagungen der Sibyllinischen Bücher gemäß, einen griechischen Mann

und

diesen folgt Xylander nebst einigen andern Uebersetzern, und nennt sie Gaelatas.

und eine griechische Frau, und ebenfalls einen gallischen Mann und eine gallische Frau auf den so genannten Ochsenmarkte lebendig zu begraben, denen sie noch bis jetzt, im Monate November, einige geheime und unbekannte Opfer bringen.

In den ersten Gefechten dieses Krieges hatten die Römer bald Sieg, bald Verlust, und es fiel nichts entscheidendes vor. Die beyden Consuln, Flaminius und Furius, giengen hierauf mit grossen Heeren wider die Insubrier zu Felde. Aber man wollte bald hernach gesehen haben, daß der Fluß, der durch das Picenische Gebiete fließt, mit Blute vermischt gewesen wäre; bey der Stadt Ariminium hatte man es drey Monden gesehen: die Priester, welche bey der Wahl der Consuln die Vögel zu beobachten haben, versicherten, daß die Wahl der Consuln fehlerhaft, und mit unglücklichen Zeichen der Vögel geschehen wäre. Der Senat schicke sogleich Befehle an die Armee, daß die Consuln ihr Amt niederlegen, nichts als Consuln wider den Feind unternehmen, und nach Rom zurückeilen sollten. Aber Flaminius eröfnete die erhaltenen Briefe nicht eher, bis er den Feinden eine Schlacht geliefert, sie geschlagen, und einen Einfall in ihr eigenes Land gethan hatte.

Er kam mit vieler Beute nach Rom zurück, allein das Volk gieng ihm nicht, wie sonst gebräuchlich war, entgegen, weil er den Befehlen, die ihn zurückgerufen, nicht Gehorsam geleistet, sondern sie so frech verachtet hatte, und es fehlte nicht viel, daß man ihm auch den Triumph versagt hätte. Sobald er aber den Triumph gehalten hatte, mußte

er, nebst seinem Collegen, das Consulat und alle öffentliche Aemter niederlegen. So sehr unterwarfen die Römer alles ihrer Religion, und übersahen auch nicht bey den glücklichsten Begebenheiten die Vernachläßigung ihrer Religionsgebräuche, denn sie glaubten, daß es mehr zur Wohlfahrt ihrer Stadt gereiche, wenn ihre Obrigkeiten die Götter verehrten, als wenn sie die Feinde schlügen.

So hatte einmal der Consul Tiberius Sempronius, ein Mann, den die Römer wegen seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit vorzüglich liebten, den Scipio Nasica, und Cajus Marcius zu seinen Nachfolgern ernannt. Die beyden Consuln waren schon in ihre Provinzen mit ihren Truppen abgegangen, als er über gewisse heilige Bücher kam, und darinnen fand, daß er bey der Ernennung der Consuln etwas versehen hatte. Es war nämlich in diesen Büchern folgendes verordnet: „Wenn ein Consul ausserhalb der Stadt in einem gemietheten Hause oder Hütte auf die Wahrzeichen der Vögel Achtung giebt, und durch irgend eine Ursache genöthigt wird, in die Stadt zurückzukehren, ehe er sichere Wahrzeichen bekommen hat, so soll er das vorher gemiethete Haus nicht mehr dazu brauchen, sondern ein andres miethen, und darinnen von neuen die Auspicien anstellen.“ Dieß war dem Tiberius unbekannt gewesen, und er hatte sich bey Ernennung der vorher genannten Consuln zweymal eines Hauses bedienet. Sobald er aber seinen Fehler gewahr wurde, trug er die Sache dem Senate vor, welcher auch ein so kleines Versehen nicht gering schätzte, sondern den Consuln davon Nachricht gab, die sogleich nach Rom

zurück kamen, und ihr Amt niederlegten. — Und selbst in den Zeiten des gallischen Krieges trug es sich zu, daß zwey angesehene Priester ihres Amtes entsetzt wurden, Cornelius Cethegus, weil er die Eingeweide des Opferthiers, wider die eingeführte Ordnung, gezeigt hatte, und Quintus Sulpitius, weil ihm währendem Opferdienste der Federbusch von seinem Hute, den die so genannten Flamines tragen, vom Kopfe gefallen war. So setzten auch die Römer den Diktator Minutius nebst dem Cajus Flaminius, den jener zu seinen General über die Reuterey erwählt hatte, ab, weil eben während der Erwählung eine Spitzmaus geschrien hatte. Und bey aller dieser sorgfältigen Beobachtung von Kleinigkeiten geriethen die Römer doch auf keinen Aberglauben, weil sie die eingeführten Religionsgebräuche weder überschritten noch auch im geringsten veränderten.

Nachdem Flaminius nebst seinem Collegen vorgedachtermassen das Consulat niedergelegt hatte, so wurde Marcellus durch die so genannten Interreges oder Zwischenkönige zum Consul erwählt. Er ernannte den Cnejus Cornelius zu seinem Nebenconsul. Man erzehlt, daß die Gallier viele Friedensvorschläge gethan, und der Senat zum Frieden geneigt gewesen sey, aber Marcellus das Römische Volk zur Fortsetzung des Krieges aufgemuntert habe, es sey dennoch ein Friede geschlossen worden, aber die Gessaten hätten ihn gebrochen, und die Insubrier mit zugleich aufgewiegelt. Die Gessaten sollen dreyßigtausend Mann stark, mit einer noch weit grössern Anzahl Insubrier, voller Kühnheit, Acerra, eine Stadt zwischen dem Po und den Alpen,

bestürmt haben, und von da aus that Viridomar,*) der König der Gessaten, mit zehntausend Mann einen Einfall in die Gegend am Po, und verwüstete sie gänzlich.

Marcellus ließ auf die davon erhaltene Nachricht seinen Nebenconsul mit den Fußvölkern, den schwerbewaffneten, und dem dritten Theile der Reuterey bey Acerra stehen, er selbst aber eilte mit der übrigen Reuterey und sechshundert Mann von der leichten Infanterie, ohne Tag oder Nacht zu rasten, den Viridomar zu überfallen. Er traf ihn mit seinen zehntausend Mann bey einem gallischen Flecken, Clastidium, welches kurze Zeit vorher unter Römische Bothmäßigkeit gekommen war. Er konnte seine Truppen nicht einmal rasten, oder sich erholen lassen. Die Feinde hatten von seiner Ankunft Nachricht bekommen, und verachteten die geringe Anzahl seiner Fußvölker, die er bey sich hatte: vor der Reuterey aber fürchteten sich die Gallier überhaupt nicht, denn sie waren die geschicktesten Reuter, und übertrafen in dieser Kunst alle andre Truppen, und damals war noch dazu ihre Reuterey stärker, als des Marcellus seine. Sie sprengten daher unter Anführung ihres Königs sogleich mit starker Gewalt und heftigen Drohungen auf den Marcellus ein, um ihn über den Haufen zu werfen. Dieser Feldherr dehnte deswegen, um nicht von dem weit stärkern Fein-

*) Βριτόμαρτος ist wohl ein Fehler der Abschreiber des Plutarchs, und die Lesart des Anon. beym Bryan, Βιρλόμαρος, die wahre. Viridomarus wird dieser König vom Livius, Florus, Eutropius, und andern Geschichtschreibern dieses Krieges genennt.

de umringt zu werden, die Flügel seiner Reuterey weiter aus, und stellte sie ganz dünne, bis er dem Feinde nahe gekommen war.

Hier trug es sich zu, als er eben den Angrif anordnete, daß sein Pferd durch das Geschrey der Feinde schüchtern wurde, und ihn mit Gewalt zurückführte. Er befürchtete, die Römer möchten das für ein unglückliches Zeichen erklären, und darüber bestürzt werden, zog also sein Pferd geschwind mit dem Zügel wieder linker Hand herum, und dem Feinde gerade entgegen, und betete dabey die Sonne an, als wenn dieser Ursache wegen und nicht durch einen Zufall sich sein Perd umgedreht hätte, denn die Römer haben die Gewohnheit, indem sie beten, sich unzudrehen. Und da eben die Schlacht angieng, that er ein Gelübde, dem Jupiter Feretrius die schönsten feindlichen Waffen, die er erbeuten würde, zu weihen.

Indessen bemerkte der König der Gallier den Marcellus, und schloß aus den Ehrenzeichen, die er trug, daß er der Feldherr seyn müßte. Sogleich sprengte er mit seinen Truppen voran, und foderte mit geschwungener Lanze und grossen Geschrey den Marcellus zum Zweykampfe heraus. Dieser König der Gallier war grösser als alle seine Soldaten, und blitzte mit seiner Rüstung von Gold und Silber und mancherley Farben herrlich hervor. Marcellus bemerkte, daß dieses in der ganzen feindlichen Armee die schönsten Waffen waren, und daß also sein voriges Gelübde auf diese Waffen gienge: er sprengte auf den König an, und brachte ihn mit der Lanze durch den Harnisch einen harten Stoß bey, der durch die Gewalt des Pferdes im vollen Rennen so

stark wurde, daß der König vom Pferde fiel, und mit zwey oder drey Stichen vom Marcellus getödtet wurde. Darauf sprang Marcellus vom Pferde, faßte die Waffen des getödteten Königs mit beyden Händen an, und betete folgendermassen gen Himmel: — „O, der du auf die grossen Thaten der Feldherren und Anführer in den Gefechten siehst, Jupiter Feretrius, ich rufe dich zum Zeugen, daß ich der dritte Römer bin, der als Feldherr einen Feldherrn, und als Anführer einen König, mit eigener Hand getödtet hat, und daß ich dir die erste und schönste Beute, die Waffen dieses erschlagenen Mannes, widme. Gieb uns ein gleiches Glück zum fernern Fortgange der Schlacht.“

Darauf wurde die Römische Reuterey mit der feindlichen, die sich auch durch ihre Fußvölker verstärkt hatte, handgemein. Die Römer gewannen einen sonderbaren und in seiner Art ganz eigenen Sieg: denn weder vorher, noch nachmals hatte so wenige Reuterey über eine so grosse Anzahl Reuterey und Fußvolk zugleich gesiegt. Die meisten Feinde wurden niedergehauen, und ihre Waffen und ganze Bagage erbeutet.

Marcellus gieng nach diesem Siege wieder zu seinem Nebenconsul zurück, welcher vor Mayland mit den Galliern nicht so glücklich den Krieg führte. Denn Mayland, die größte und volkreichste Stadt der Gallier diesseits der Alpen, die sie für ihre Hauptstadt hielten, wurde von ihnen so tapfer beschützt, daß Cornelius von der Uebermacht der Feinde fast selbst wie belagert war. Als aber Marcellus mit seinen Truppen wieder zu ihm stieß, und die Gessa-

ten nach erhaltner Nachricht von ihrer Niederlage und dem Tode ihres Königs sich hinwegbegaben, so wurde Mayland erobert. Die Gallier mußten auch ihre übrigen Städte in dieser Gegend nebst allen ihren Gütern der Herrschaft der Römer übergeben. Und auf diese Bedingungen erhielten sie einen erträglichen Frieden.

Der Senat zu Rom gestand dem Marcellus allein einen Triumph zu, welcher sich auch durch die Menge und Kostbarkeit der Beute, und durch die ungeheure Grösse der gefangenen Gallier vor vielen andern auszeichnete: das angenehmste und neueste Schauspiel dabey aber war Marcellus selbst, der die Rüstung des feindlichen Königs dem Gotte Jupiter zum Opfer hinbrachte, und einen grossen Eichenstamm zu einem Siegeszeichen hatte zurecht machen, und an demselben die Stücke der Beute einzeln und mit künstlicher Ordnung anhängen lassen. Sobald der feyerliche Zug seinen Anfang nahm, bestieg Marcellus den vierspännigen Triumphswagen, und zog im herrlichsten Pompe durch die Stadt. Die Truppen folgten ihm mit den schönsten Waffen geschmückt, und sangen Siegeslieder und Lobgesänge auf den Jupiter und den Feldherrn. So fuhr Marcellus nach dem Tempel des Jupiter Feretrius, und weihete da dem Gotte seine Beute.

Er war der dritte und bis auf unsre Zeit der letzte unter den Römern, der eine solche Königsbeute darbringen konnte. Der erste war Romulus, der den König der Cäninenser, der zweyte, Cornelius Cossus, der den Volumnius, den Heerführer der Tyrrhenier, und der dritte nun Marcellus, der den

gallischen König, Viridomar, getödtet hatte. *) Nach dem Marcellus hat keiner mehr dieses Glück gehabt. Der Gott, dem eine solche Beute geopfert wird, heißt Jupiter Feretrius, und soll, nach einiger Meynung, seinen Namen von dem griechischen Worte φερετρον, dem Gerüste, worauf man die Siegeszeichen trug, bekommen haben, denn damals war noch die lateinische Sprache mit vielen griechischen Wörtern vermischt. Nach andrer Meynung ist Feretrius ein Zuname des donnernden Jupiters, denn ferire heißt schlagen. Und wieder andre behaupten, daß dieser Name von dem Schlagen im Kriege herkommt. Denn noch jetzt pflegen die Römer in Schlachten einander häufig zuzurufen feri, schlag zu. Die Beute überhaupt wird von den Römern spolia genannt, aber dergleichen Beute, von der wir eben jetzt geredet haben, hat den eigenen Namen spolia opima. Man erzehlt, daß Numa Pompilius in seinen Lehrbüchern diese spolia opima in die ersten, zweyten und dritten eingetheilt, und verordnet habe, daß die ersten dem Jupiter Feretrius, die zweyten dem Mars, die dritten dem Quirinus gewidmet werden sollten, und daß derjenige, der die ersten gewönne, dreyhundert, der die zweyten gewönne, zweyhundert, und der die dritten, hundert As zur Belohnung haben sollte. Darinnen stimmen alle Nachrichten überein, daß nur diejenige Beute spolia opima genennt wird, die bey einer ordentlichen Schlacht ein Römischer Feldherr dem feindlichen Feldherrn zuerst abnimmt. So viel mag von dieser Sache genug seyn.

*) Vergl. den 1. Band dieser Uebersetzung der Biograph. des Plutarchs. S. 83 und 84.

Die Römer waren über diesen Sieg und die Endigung des gallischen Krieges so vergnügt, daß sie dem Gotte Apollo zu Delphos von der Beute ein goldnes Trinkgeschirr zur Bezeigung ihrer Dankbarkeit überschickten, und sowohl den Städten, die mit ihnen im Bunde standen, als auch dem Könige Hiero zu Syrakus, ihrem Freunde und Bundesgenossen, einen grossen Theil der Beute schenkten.

Bey dem nachherigen Einfalle Annibals in Italien *) wurde Marcellus mit einer Flotte nach Sicilien gesandt. Da die grosse Niederlage bey Cannä vorgefallen war, und so viele tausend Römer in dieser Schlacht umkamen, und die wenigen, die noch entkommen waren, sich nach Canusium gerettet hatten, so vermuthete jedermann, daß Annibal sogleich auf Rom losgehen würde, weil er die größte Macht der Römer vertilgt hatte. Hier schickte Marcellus von seiner Flotte zuerst wieder nach Rom eine Besatzung von funfzehnhundert Mann, und dann gieng er auf erhaltenen Befehl vom Senate selbst nach Canusium, übernahm die da versammelten Truppen, führte sie aus ihren Verschanzungen heraus, und deckte die Gegend da herum vor der feindlichen Verwüstung.

Die vornehmsten und erfahrensten Römischen Feldherren waren in den bisherigen Schlachten umgekommen. Fabius Maximus war der einzige, wel-

*) Vier Jahre nach Endigung des gallischen Krieges. Zur Erläuterung der folgenden Geschichte in dieser Lebensbeschreibung gehört das Leben des Fabius Maximus, welches im 2ten Theile dieser Uebersetzung S. 172 u. ff. beschrieben steht.

cher noch allgemeines Zutrauen und Einsicht besaß, aber seine allzugenaue vorsichtige Bedachtsamkeit, für allen Schaden sich zu hüten, machte, daß man ihn für zu schläfrig und unthätig etwas zu unternehmen hielt. Man glaubte, daß man ihn zwar dazu brauchen könnte, sich in Sicherheit zu stellen, allein nicht, um den feindlichen Feldherrn wegzutreiben. Man nahm daher die Zuflucht mit zum Marcellus. Die kühne Thätigkeit dieses Generals wurde durch die Bedachtsamkeit und Vorsicht des Fabius gemildert, und auf eine glückliche Art wurden beyde Eigenschaften vereinigt. Es wurden daher auch bald beyde Männer zugleich zu Consuln erwählt, bald der eine als Consul, der andre als Proconsul gegen den Feind geschickt. Posidonius erzehlt, daß die Römer den Fabius ihren Schild, und den Marcellus ihr Schwerdt genannt, und Annibal selbst sagte: *) „Er fürchte sich vor dem Fabius wie vor seinem Lehrmeister, und vor dem Marcellus wie vor seinem Gegner, jener verhindere ihn, den Römern Schaden zu thun, und dieser thäte ihm selbst Schaden.

Die Soldaten des Annibals waren durch die erhaltenen Siege so keck und frech geworden, daß sie auf dem Lande herum allerhand Streifereyen unternahmen. Marcellus bändigte zuerst diesen Muth,

*) Hier ist ein übler Druckfehler in der Reiskischen Ausgabe vorgefallen. Nach den Worten ὁ δε Ποσειδώνιος φησὶ fehlt der ganze Satz τὸν μὲν Φάβιον δυρεὸν καλεῖσθαι, τὸν δὲ Μάρκελλον ξίφος, αὐτὸς δὲ ὁ Ἀννίβας ἔλεγεν τ. μ. Φ. κ. λ.

hieb viele von ihnen nieder, und schwächte die Macht der Feinde. Er gieng auch den Städten Neapolis und Nola zu Hülfe, und bestärkte die Treue der Neapolitaner gegen die Römer, zu welcher sie schon von selbst geneigt waren. Zu Nola aber fand er eine Empörung, und der Rath konnte das Volk, das dem Annibal geneigt war, nicht bändigen. Es war daselbst ein Mann von vornehmer Geburt und einer ausgezeichneten Tapferkeit, mit Namen Bantius. Dieser hatte sich in der Schlacht bey Cannä ganz vortreflich gehalten, und viele Cathaginenser umgebracht, zuletzt war er ganz voller Wunden unter den Todten liegen geblieben. Annibal, der ihn da fand, bewunderte seine Tapferkeit, und ließ ihn nicht allein ohne Ranzion los, sondern beschenkte ihn noch dazu, und errichtete mit ihm Freundschaft und Gastrecht. Bantius, um diese Güte zu erwiedern, war einer der eifrigsten Anhänger des Annibals, und bewegte durch sein Ansehen das Volk zum Abfalle von den Römern.

Marcellus hielt es für ungerecht, einen Mann von so erhabner Denkungsart, und der an den größten Gefahren der Römer Theil genommen hatte, umzubringen. Da er von Natur menschenfreundlich gesinnt und sehr geschickt war, im Umgange die Menschen zu gewinnen, so fragte er den Bantius, als ihn dieser einmal besuchte, wer er wäre? ob er es gleich längst wußte, um nur dadurch Gelegenheit zu weitern Gespräche zu bekommen. Als ihm Bantius antwortete, er sey Lucius Bantius, so bezeigte Marcellus darüber seine Verwunderung und Freude. Du bist also der Bantius, sagte er, von

dem man in Rom so viel spricht, daß er sich so sehr tapfer zu Cannä gehalten, und der allein den Feldherrn Paulus Aemilius nicht verlassen, sich vor ihm gestellt, und die meisten auf ihn geschossenen Pfeile aufgefangen hat? Bantius versicherte, daß er derjenige wäre, und zeigte einige seiner Wunden, worauf Marcellus fortfuhr: Und du bist nicht sogleich zu uns gekommen, da du solche Merkmale deiner Freundschaft gegen uns hast? Oder glaubst du, daß wir so ungerecht sind, unsern Freunden nicht Dankbarkeit zu bezeugen, da wir sogar die Tapferkeit bey den Feinden hochschätzen? Nach diesem freundlichen Gespräche umarmte er ihn, und beschenkte ihn mit einem guten Pferde, und fünfhundert Drachmen Silbers.

Von diesem Augenblicke an wurde Bantius der getreueste Freund und Anhänger des Marcellus, und entdeckte ihm mit der eifrigsten Ergebenheit alle die die Parthey des Annibals hielten. Es waren ihrer eine grosse Menge, und sie hatten den Anschlag gemacht, das Gepäcke der Römer zu plündern, wenn diese gegen die Feinde ausmarschiren würden. Marcellus, der dieses erfahren hatte, stellte seine Truppen in der Stadt in Schlachtordnung, und sein Gepäcke an die Thore, und ließ den Einwohnern von Nola öffentlich verbieten, sich den Mauern zu nähern. Da also keine bewafnete Leute zu sehen waren, so rückte Annibal ohne genaue Ordnung an, und hofte in der Stadt alles in innerlicher Verwirrung zu finden. Sogleich ließ Marcellus das nächste Thor öffnen, gieng den Feinden mit seiner besten Reuterey entgegen, und grif sie an. Bald dar-

auf rückte das Fußvolk aus einem andern Thore mit starkem Feldgeschrey gegen den Annibal an. Dieser theilte seine Truppen gegen beyde Partheyen, aber in dem Augenblicke wurde das dritte Thor geöffnet, und die übrigen Römischen Truppen fielen von daher den Feind an, welcher durch diese unerwartete Angriffe von allen Seiten her in Bestürzung gerieth, und sich gegen diejenigen, mit denen er schon handgemein war, schlecht wehrte, indem die andern Römischen Partheyen andrangen.

Und hier wich denn nun Annibal zum erstenmale den Römern, und wurde mit grossem Verluste in sein Lager zurückgetrieben. Es sollen dabey über fünftausend Feinde, und nicht mehr als fünfhundert Römer geblieben seyn. Livius *) will zwar nicht glauben, daß die Niederlage so groß gewesen, und so viele Feinde geblieben seyn; aber er sagt doch, daß Marcellus dadurch einen grossen Ruhm, und die Römer nach ihren Niederlagen durch diesen Sieg zuerst wieder einen guten Muth erhalten, und geglaubt haben, der Feind sey doch nun nicht ganz unüberwindlich, sondern könne auch geschlagen werden.

Das Römische Volk rief daher, da eben einer von den beyden Consuln umgekommen war, den Marcellus nach Rom zurück, um die Stelle des getödteten Consuls zu erhalten, und schob auch die Wahl

*) Libr. XXIII. cap. 16. Livius sagt in dieser Stelle, er getraue sich nicht zu behaupten, daß, wie einige erzehlten, 2300 Feinde und nur ein Römer geblieben wäre, aber der Vorfall sey sehr wichtig gewesen, weil er die Römer mit Muth belebt hätte.

wider den Willen des Senats auf, bis Marcellus aus dem Lager angekommen war, da er denn mit allgemeinen Stimmen zum Consul erwählt wurde. Weil es aber währender Wahl gedonnert hatte, und die Priester dieses für ein unglückliches Zeichen erklärten, ob sie sich gleich nicht getrauten, dem Volke öffentlich zu widerstreiten, so legte Marcellus sein Consulat selbst nieder. Doch entzog er sich nicht den Kriegsdiensten, sondern gieng als Proconsul, wozu man ihn erklärte, wieder ins Lager nach Nola ab, wo er die Anhänger des Annibals züchtigte.

Annibal eilte der Stadt Nola zu Hülfe, und bot dem Marcellus eine ordentliche Schlacht an, auf welche sich aber Marcellus nicht einließ. Da aber bald darauf der größte Theil der Carthaginensischen Armee aufs Fouragiren weggeschickt war, und man keine Schlacht vermuthete, so überfiel Marcellus die zurückgebliebenen. Er hatte seinen Fußvölkern solche lange Spiesse gegeben, dergleichen man nur in Seegefechten brauchte, und sie unterrichtet, damit von weiten auf die Carthaginenser loszustossen, welche überhaupt nicht gewohnt waren, mit Spiessen zu fechten, sondern sich nur kurzer Degen bedienten. Und dieß war wohl die Ursache, daß das ganze Heer der Carthaginenser, als es angegriffen wurde, sich auf die Flucht begab, und fünftausend Mann verlor. Die Römer tödteten bey diesem Siege auch vier Elephanten, und bekamen zwey lebendig gefangen. Das wichtigste war, daß am dritten Tage nach dieser Schlacht über dreyhundert Spanische und Numidische Reuter zu den Römern übergiengen, welches dem Annibal noch niemals begeg-

net war, der die mehrste Zeit hindurch seine aus so mannigfaltigen und vielerley barbarischen Völkerschaften bestehende Armee bey guter Eintracht erhalten hatte. Jene Ueberläufer blieben dem Marcellus und den nachfolgenden Feldherren beständig getreu.

Marcellus wurde zum drittenmale Consul, und gieng nach Sicilien. Die grossen Siege des Annibals in diesem Kriege hatten den Carthaginensern aufs neue Muth gemacht, sich dieser Insel wieder zu bemächtigen, besonders da zu Syrakus, nach der Ermordung des Tyrannen Hieronymus, grosse Verwirrung herrschte. Die Römer hatten deswegen auch schon vorher Truppen nach Sicilien, unter dem Commando des Appius, geschickt.

Sobald Marcellus das Commando der Armee übernommen hatte, fanden sich eine Menge Römer bey ihm ein, und baten fußfällig, sich ihrer anzunehmen. Ihr Schicksal war dieses. In der Schlacht bey Cannä waren eine so grosse Menge Römer theils geflohen, theils gefangen worden, daß es schien, als wenn nicht einmal Leute genug da wären, die Mauern von Rom zu beschützen. Gleichwol behaupteten die Römer noch so viel Standhaftigkeit und Stolz, daß sie die ihnen vom Annibal für ein geringes Lösegeld angebotenen Kriegsgefangenen nicht auslösen wollten, sondern beschlossen, es geschehen zu lassen, daß sie entweder umgebracht, oder ausserhalb Italien verkauft würden. Von denen, die entflohen waren, schickten sie eine grosse Menge nach Sicilien, mit dem ausdrücklichen Befehle, so lange der Krieg mit dem Annibal dauern würde, nicht

wieder nach Italien zu kommen. Diese versammelten sich nun, da Marcellus nach Sicilien gekommen war, haufenweise bey ihm, und baten ihn fußfällig, und mit Geschrey und Thränen, daß er sie wieder mit Ehren unter seine Kriegsvölker aufnehmen möchte, und versprachen, werkthätig zu zeigen, daß ihre Flucht bey Cannä mehr einem unglücklichen Schicksale als ihrer Feigherzigkeit zuzuschreiben sey. Marcellus, durch ihr Schicksal gerührt, bat den Senat zu Rom um Erlaubniß, mit diesen Leuten sein Heer recrutiren zu dürfen. Der Senat zu Rom antwortete nach langer Ueberlegung: „Die Römer brauchten zur Beschützung ihres Staats keine feige Menschen, wenn aber Marcellus sie brauchen wollte, so könnte er es zwar thun, doch sollte er keinem von diesen Leuten Ehrenkränze oder andere Belohnungen, die nur für tapfre Soldaten gehörten, ertheilen.“ Marcellus war über dieses Dekret mißvergnügt, und beklagte sich auch nach seiner Rückkunft aus Sicilien bey dem Senate darüber, daß man ihm für seine so vielen und wichtigen Dienste nicht einmal die Erlaubniß zugestanden hätte, das unglückliche Schicksal so vieler Römer zu verbessern.

Das erste Geschäft des Marcellus in Sicilien war, daß er auf den Hippokrates, den Feldherrn der Syrakusaner, losgieng, welcher, um den Carthaginensern einen Gefallen zu erzeigen, und sich die Herrschaft von Syrakus zu erwerben, die Römer bey Leontium angegriffen, und eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet hatte. Marcellus nahm Leontium mit Sturm ein, und that den Einwohnern zwar keinen Schaden, aber alle Ueberläufer,

die

die er in seine Gewalt bekam, ließ er zu Tode geis=seln. Hippokrates schickte zuerst eine Nachricht nach Syrakus, daß Marcellus alle Einwohner von Leon=tium umgebracht hätte, darauf überfiel er selbst die Stadt in ihrer Verwirrung, und machte sich Mei=ster davon. Marcellus gieng nun mit seiner ganzen Armee auf Syrakus los, und schickte, als er sich vor der Stadt gelagert hatte, Abgeordnete hinein, welche die wahren Umstände von dem Betragen ge=gen die Leontiner erzehlen mußten, aber sie richte=ten mit allen ihren Vorstellungen nichts aus, weil Hippokrates sich den stärksten Anhang in der Stadt gemacht hatte. Marcellus fieng also an, Syrakus zu Wasser und zu Lande zu belagern.

Appius führte die Landarmee an, und Marcel=lus selbst sechzig Kriegsschife, die mit allen Arten von Waffen erfüllt waren. Er hatte auf acht an einander gebundenen Schifen eine besondere grosse Kriegsmaschine, womit er an die Mauer anrückte. Er verließ sich auf seine zahlreiche Flotte, auf seine vielen Kriegszurüstungen, und auf den im Kriege schon erlangten Ruhm. Alles dieß aber war nichts gegen den Archimedes und den Kriegsmaschinen die=ses Mannes. Und Archimedes hatte sie nicht ein=mal als etwas wichtiges, sondern als spielende Ne=benbeschäftigungen in der Geometrie verfertiget. Der König Hiero hatte ihn vormals gebeten, und beredt, etwas von dem Abstrakten in seiner Kunst auf das Körperliche anzuwenden, und seine tiefen Betrach=tungen zum Gebrauche gemeinnütziger zu machen.

Diese so beliebte und mechanische Kunst hatten zuerst Eudoxus und Architas getrieben, sie hatten

bloß, um die Geometrie angenehmer zu machen, ihre Aufgaben, deren Beweise nicht sogleich eingesehn und begriffen werden konnten, durch sinnliche und mechanische Beyspiele aufgelöset. So löseten sie die Aufgabe von zwey mittlern Proportionallinien, als den Grund zu vielen andern Auflösungen, auf eine mechanische Art auf, und brauchten dazu gewisse von krummen Linien und Kegelschnitten hergenommene Mesolabia. Aber Plato war damit unzufrieden, und machte ihnen Vorwürfe, daß sie dadurch das Vorzügliche der Geometrie entehrten, wenn diese Wissenschaft von unkörperlichen und abstrakten Dingen zu sinnlichen Dingen übergehen, und wiederum Körper brauchen sollte, die nur für gemeine und grobe Handwerker gehörten. Durch diese Gedanken wurde die Mechanik wieder von der Geometrie abgesondert, lange Zeit von der eigentlich so genannten Philosophie verachtet, und bloß für eine Kunst der Kriegsleute gehalten.

Einsmals schrieb Archimedes an den König Hiero, dessen Verwandter und Freund er war, daß jede gegebene Last durch eine dagegen gegebene Kraft könnte bewegt werden, und bestärkte, wie man sagt, seinen Satz so sehr, daß er auch behauptete, er könnte diese Erde, wenn er eine andre hätte, auf der er stehen könnte, in Bewegung setzen. Hiero verwunderte sich darüber, und bat den Archimedes, sein Vorgeben zu bewerkstelligen, und zu zeigen, daß eine grosse Last durch eine kleine Kraft bewegt werden konnte. Darauf kaufte Archimedes eines von den königlichen Lastschiffen, welches nur mit vieler Mühe und durch viele Menschen ans Land gezogen

werden konnte, ließ es mit einer Menge Menschen und der gewöhnlichen Frucht beladen, setzte sich in einer Entfernung davon nieder, und zog es, indem er, ohne Mühe, nur das eine Ende einer mit vielen Seilen und Kloben versehenen Maschine bewegte, ganz leicht und so gut heran, als wenn das Schif auf dem Meere segelte. Der König, der darüber erstaunte, und die grosse Wirkung dieser Kunst einsah, bat den Archimedes, daß er ihm verschiedene Maschinen zur Vertheidigung und zum Angriffe für alle Arten von Belagerungen verfertigen möchte, der König selbst brauchte sie nicht, weil er den größten Theil seines Lebens in Ruhe und Frieden zubrachte, allein jetzt bey der Belagerung nutzten diese Kriegsmaschinen, und ihr Erfinder, Archimedes, den Syrakusanern ungemein.

Die Römer griffen Syrakus von zwey Seiten an, und die Syrakusaner wurden ganz bestürzt und muthlos, weil sie einer so starken Macht nicht widerstehen zu können glaubten. Da ließ nun Archimedes mit seinen Maschinen auf einmal den Römischen Landtruppen eine Menge von verschiedenen Pfeilen und grossen Steinen entgegen schiessen, welche mit einem unglaublichen Geräusche und solcher Schnelle auf die Römer herabflogen, daß ganze Haufen von dieser unwiderstehlichen Gewalt niedergerissen, und die geordneten Reihen in Verwirrung gebracht wurden. Auf die Schife wurden von den Mauern herab zugespitzte Balken mit eisernen Hacken geschleudert, welche theils durch den heftigen Stoß die Schife versenkten, theils mit ihren eisernen Hacken, die man Kranichsschnäbel nannte, die Vor-

dertheile der Schife so in die Höhe zogen, daß die Hintertheile ins Meer sich senken mußten, oder, indem sie durch die Maschinen herumgeschwenkt wurden, die Schife an die Felsen und Klippen unter den Mauern trieben, wo sie mit dem Verluste der Mannschaft scheiterten. Man sah sehr oft das schreckliche Schauspiel, daß ein Schif über das Meer in die Höhe getrieben, in der Luft herumgeschwenkt, die Leute darauf weggeschleudert wurden, und alsdenn das leere Schif an die Mauer anfuhr oder versenkt wurde.

Die grosse Belagerungsmaschine, welche Marcellus auf den an einander gebundenen Schifen hatte, und welche, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem musikalischen Instrumente gleiches Namens, Sambuca genannt wurde, näherte sich kaum der Mauer, als hinter einander drey grosse Steine, deren jeder auf zehn Centner schwer war *) angeflogen kamen und mit einer solchen Gewalt und Krachen auf die Basis der Maschine fielen, daß ihre Fugen aus einander giengen, und die zusammen gebundenen Schife sich von einander trennten. Marcellus gerieth darüber so in Verlegenheit, daß er der Flotte be-

*) Der griechische Centner, welcher τάλαντον hieß, war eben so verschieden, als der Centner zu unsern Zeiten in den verschiedenen Ländern. Man weiß nicht, was für Centner Plutarch hier meynt, ob attische, euböische, sicilianische u. s. w. Der Sicilianische Centner soll nach einigen 25 Pfund, nach andern nur 10 Pfund gewesen seyn. Dacier meynt der geringste griechische Centner sey von 125 Pfund gewesen.

fahl, eilends zurück zu segeln, und seine Landtruppen mußten sich ebenfalls zurückziehn.

Man hielt einen Kriegsrath, und beschloß, des Nachts noch einen Versuch zu machen, ob man sich nicht der Mauer nähern könnte, denn man glaubte, das Geschütz des Archimedes würde wegen der Stärke seines Triebwerks nur in die Ferne, und wenn die Römer an der Mauer wären, über sie hinweg gehen, in der Nähe aber ganz fruchtlos seyn. Aber Archimedes hatte sich darauf längst gefaßt gemacht, und Maschinen für jede Entfernung verfertigt, so daß in dieser Nähe kürzere Pfeile desto häufiger abgeschossen wurden: und hinter den vielen Schießlöchern *) in der Mauer waren die so genannten Scorpionen angebracht, die in die Nähe schossen, und von den Feinden nicht gesehen werden konnten.

Wie also die Römer sich den Mauern näherten, und verborgen zu seyn glaubten, wurden sie wieder mit einer Menge von Pfeilen und allerhand Geschütz empfangen: es wurden grosse Steine gerade auf ihre Köpfe herabgeworfen, und ein Hagel von Wurfspiessen flog von allen Orten der Mauer auf sie los. Sie mußten zurückweichen. Als sie sich aber etwas entfernt hatten, so wurde wieder das grosse Geschütz gegen sie abgeschossen, und eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet, auch viele Schife zertrümmert, ohne daß sie den Feinden den geringsten Schaden thun konnren: denn Archimedes hatte seine meisten Maschinen hinter die Mauer gestellt. Es schien, als wenn

*) τρημάτων. In allen Ausgaben steht τραυμάτων, ohne Sinn in dieser Stelle.

die Römer mit Göttern kämpften, sie wurden von Oertern her, die sie nicht sehen konnten, mit unbeschreiblichen Schaden überschüttet.

Marcellus, der diesen Gefahren noch entkommen war, spottete über seine Kriegsbaumeister. „Werden wir nun bald aufhören, sagte er, gegen den Geometer dort in der Stadt, den Briareus, zu fechten, der mit unsern Schifen, wie mit Bechern, aus der See schöpft, und unsre Sambuca mit schimpflichen Ohrfeigen aus der Gesellschaft stößt *), der die hunderthändigen Riesen in der Mythologie noch übertrieft, und so eine abscheuliche Menge Geschütz uns mit einem Wurfe entgegen wirft?“ Und in der That stellten die übrigen Syrakusaner nur den Leib von den Kriegsrüstungen des Archimedes vor. Er war die Seele, die alles in Bewegung setzte und ordnete; die andern Syrakusanischen Kriegsrüstungen blieben ungebraucht liegen, man hatte nichts als die seinigen bloß nöthig, um die Stadt zu vertheidigen und zu beschützen.

*) Ich folge in dieser verderbten Stelle der ohnstreitig wahren Lesart, welche Bryan, einem Mſct. das schon Dacier anführt, und dem Polybius zufolge, aus welchem Plutarch diesen Scherz des Marcellus genommen, in einer Note angeben. ὃς ταῖς μὲν ναυσὶν ἡμῶν κυαθίζει ἐκ τῆς θαλάττης, τὴν δὲ σαμβύκην ῥαπίζων μετ' αἰσχύνης ἐκβέβληκεν. Uebrigens ist der Scherz eine Anspielung auf die Gastmale der Alten, bey denen man die Musikanten, wenn sie nicht gefielen, mit Prügeln wegjagte, und da Sambuca zugleich diese Kriegsmaschine und ein musikalisches Instrument hieß, wird der Scherz passend.

Marcellus sah, daß die Römer endlich so furchtsam wurden, daß sie, wenn sie nur ein Seil oder einen Balken auf der Mauer erblickten, sogleich glaubten, daß Archimedes eine neue Kriegsmaschine auf sie richtete, und schrien und flohen. Er beschloß also, keine Angriffe weiter zu wagen, sondern die Stadt nur einzuschliessen, und das Glück der Belagerung der Zeit zu überlassen.

Archimedes hatte bey seinem Reichthume von Erfindungen einen so erhabnen Geist und so grosse Gesinnungen, daß er von diesen Künsten, die ihm den Ruhm eines übermenschlichen und göttlichen Verstandes erwarben, nichts schriftliches hinterlassen wollte. Er hielt die praktische Mechanik und überhaupt jede Kunst, die man der Nothwendigkeit wegen triebe, für niedrig und handwerksmäßig: sein Ehrgeitz gieng nur auf solche Wissenschaften, in denen das Gute und Schöne einen innern Werth für sich selbst hat, ohne der Nothwendigkeit zu dienen, die mit keiner andern Wissenschaft verglichen werden können, und bey welchen die behandelten Dinge mit den Beweisen in Absicht der Vortreflichkeit gleichsam wetteifern, weil die Sachen an sich so erhaben und schön, und die Beweise so gründlich und wichtig sind. Und man wird auch in der Geometrie keine der schweren Aufgaben so simpel und leicht erklärt finden, als Archimedes that; welches einige dem hellen Verstande dieses Mannes, andere seinem unermüdeten Fleisse zuschreiben, wodurch ihm alles möglich und leicht geworden. Denn wenn man den Beweis zu einem geometrischen Satze nicht von sich selbst herausbringen kann, und ihn beym Archi-

medes nachsieht, so ist er so leicht, daß man glauben muß, man hätte ihn von sich selbst finden müssen: auf eine so simple und kurze Art führt Archimedes seine Beweise.

Man darf daher wohl nicht schlechterdings alles verwerfen, was von ihm erzehlt wird, z. E. daß er, wie von einer vertrauten Sirene bezaubert, oft Essen und Trinken, und die Wartung seines Körpers vergessen, daß man ihn oft zum Salben und Baden zwingen müssen, daß er dabey in der Asche auf dem Heerde geometrische Figuren gezeichnet, und beym Salben auf seinen Körper mathematische Linien gezogen, weil er wirklich von dem Vergnügen seiner Wissenschaft ganz eingenommen, und wie von den Musen begeistert gewesen. Es soll auch dieser grosse Erfinder seine Freunde und Anverwandten gebeten haben, daß sie nach seinem Tode auf sein Grabmal eine Sphäre mit einem Cylinder, und darunter das Verhältniß der Fläche zu dem körperlichen Inhalte setzen sollten. Und dieser grosse Mann war es, der sich und die Stadt Syrakus, so weit es auf ihn ankam, unüberwindlich machte.

Indem sich nun die Belagerung von Syrakus verzog, nahm Marcellus Megara ein, eine der ältesten Städte in Sicilien: er eroberte auch das Lager des Hippokrates bey Akrilla, überfiel die Feinde, da sie eben mit der Verschanzung des Lagers beschäftigt waren, und tödtete über acht tausend Mann. Er zog darauf durch einen grossen Theil von Sicilien, machte viele Städte von dem Bündnisse mit den Carthaginensern abwendig, und schlug in allen Gefechten alles, was sich ihm widersetzte.

In der Folge der Zeit bekam er einen gewissen Spartaner, Damippus, der von Syrakus hatte absegeln wollen, gefangen. Die Syrakusaner wollten diesen Mann wieder ranzioniren, und es wurden deswegen mit dem Marcellus, der wieder bey Syrakus angekommen war, verschiedene Unterredungen gehalten. Bey dieser Gelegenheit bemerkte Marcellus einen Thurm, der schlecht bewacht war, und eine gute Anzahl Soldaten einnehmen und verbergen konnte, und von welchem es möglich war, die Mauer zu ersteigen. Er beobachtete bey den öftern Unterredungen in der Nähe dieses Thurms die Höhe desselben genau, darauf ließ er Sturmleitern machen, und wartete die Gelegenheit des Festes ab, welches die Syrakusaner der Diana zu Ehren feyerten, wobey sie sich der Lust und dem Weine ergaben. Er war so glücklich, nicht allein unbemerkt den Thurm einzunehmen, sondern auch die Mauer ringsherum mit seinen Soldaten noch vor Tages Anbruch zu besetzen, worauf er die Thore von Hexapylon aufhauen ließ.

Sobald die Syrakusaner anfiengen in Bewegung zu kommen, ließ er auf einmal allenthalben mit Trompeten blassen, wodurch die Feinde auf die Vermuthung kamen, daß schon alle Theile der Stadt eingenommen wären, und voller Bestürzung flohen; aber der festeste, größte und schönste Theil der Stadt, Achradine, war noch nicht in der Gewalt der Römer, weil ihn eine Mauer von der äussern Stadt, davon ein Theil Neustadt hieß, der andre Tyche, absonderte.

Marcellus rückte mit Anbruch des Tages durch Hexapylon in die Neustadt, und empfieng hier schon von seinen Officiern die Glückwünsche zu dieser Eroberung. Er selbst aber soll, indem er von der Höhe herab diese grosse und schöne Stadt betrachtete, die nun im kurzen ihre Gestalt so verändern und von den Soldaten verwüstet werden sollte, ihr Schicksal mit Thränen bedauert haben. Denn es wagte kein Officier, sich den Soldaten zu wiedersetzen, die, um sich durch den Raub zu bereichern, die Plünderung verlangten, viele wollten sogar die Stadt in Brand stecken, und der Erde gleich machen. Dieß gab Marcellus nicht zu, und nur von den Umständen gezwungen, erlaubte er die Plünderung der Häuser, und die Wegnehmung der Sklaven, verbot aber, sich an den freyen Bürgern zu vergreifen, und von den Syrakusanern irgend jemanden zu tödten, oder zu schänden, oder zu Sklaven zu machen.

Bey aller dieser Mäßigung mußte Syrakus doch ein trauriges Schicksal erfahren, und der Gedanke darüber erweckte bey dem Marcellus ein so grosses Mitleiden, daß der Schmerz die lebhafte Freude der Eroberung verdrang; denn alle so mannichfaltige und prachtvolle Glückseligkeit dieser Stadt sollte nun in wenigen Stunden verschwinden. Man erzehlt, daß bey der Plünderung von Syrakus nicht weniger Reichthümer erbeutet worden sind, als bey der nachmaligen Plünderung von Carthago: denn die Römer bekamen bald darauf auch den übrigen Theil der Stadt ein, und plünderten alles, den königlichen Schatz ausgenommen, welcher in die öffentliche Casse genommen wurde.

Am meisten bedauerte Marcellus das Schicksal des Archimedes. Er war eben, als Syrakus erstiegen wurde, mit mathematischen Zeichnungen in seinem Zimmer beschäftigt, und darinnen mit seinen Gedanken so sehr vertieft, daß er die stürmende Eroberung der Stadt durch die Römer gar nicht merkte. Auf einmal stand ein Römischer Soldat in seinem Zimmer, und befahl ihm, sogleich mit ihm zum Marcellus zu gehen. Archimedes wollte es nicht eher thun, bis er seine Aufgabe aufgelöset, und den Beweis dazu vollendet hätte. Darüber wurde der Soldat so böse, daß er seinen Degen zog, und den Archimedes niederstieß. Einige erzehlen, der Römische Soldat habe den Archimedes sogleich mit seinem Degen umbringen wollen, dieser aber habe ihn gebeten, nur noch eine kurze Zeit zu warten, daß er seinen Satz nicht unvollendet und unerwiesen hinterlassen müßte; der Soldat aber habe wenig darauf geachtet, und ihn umgebracht. Einer dritten Erzehlung zufolge, begegneten ihm, als er eben einige mathematische Instrumente, Sonnenuhren, Sphären und Triangel zur Beobachtung der Sonne zum Marcellus trug, einige Soldaten, welche glaubten, daß er in dem Kästchen Gold trüge, und ermordeten ihn. So viel ist gewiß, daß Marcellus das Schicksal des Archimedes sehr bedauerte; den Soldaten, der ihn ermordet hatte, als einen Bösewicht verabscheute, und allen Anverwandten des Archimedes, die er auffinden konnte, viele Ehre erwies.

Bis dahin standen die Römer bey den auswärtigen Völkern nur in dem Rufe, daß sie tapfre,

erfahrne, und furchtbare Krieger wären, aber von Sanftmuth, Menschenliebe, und überhaupt den politischen Tugenden hatten sie noch keine Beyspiele gegeben; Marcellus wurde damals der erste Römer, der da zeigte, daß die Römer auch in der Gerechtigkeit die Griechen überträfen. Er begegnete allen, die zu ihm kamen, und so vielen Städten und Menschen in Sicilien so freundlich und wohlthätig, daß das härtere Schicksal, welches den Städten Enna, Megara und Syrakus widerfuhr, mehr ihre eigene Schuld als der Römer ihre war. Ich will von vielen nur ein Beyspiel anführen.

In Sicilien liegt eine Stadt, Engyion genannt, die nicht groß, aber sehr alt, und wegen der Erscheinung der Göttinen, die den Namen Mütter führen, berühmt ist. Den Tempel daselbst sollen die Kretenser erbaut haben, und man zeigt einige Lanzen und eherne Helme, die mit den Namen des Merions und Ulysses, als welche sie dem Tempel geweiht, bezeichnet sind. Diese Stadt ward der Parthey der Carthaginenser eifrig ergeben, den Nicias ausgenommen, einer der ersten Männer in der Stadt. Dieser suchte seine Mitbürger zu bewegen, daß sie die Parthey der Römer ergreifen möchten, und sprach in öffentlichen Versammlungen darüber mit sehr vieler Freyheit, so daß er auch die carthaginensisch Gesinnten mit den heftigsten Vorwürfen angrif, welche denn, weil sie sich vor seiner Gewalt und seinem Ansehn fürchteten, den Anschlag machten, ihn zu fangen, und den Carthaginensern auszuliefern. Nicas wurde gewahr, daß man auf ihn lauerte, und fieng an, öffentlich allerhand ungebühr-

liche Reden wider die Göttinnen und deren Verehrung und Erscheinung, die er als unglaublich verlachte, zu führen, worüber sich seine Feinde freueten, weil er dadurch die beste Ursache selbst gab, ihren Anschlag auszuführen.

Es war schon alles dazu vorbereitet, ihn in der öffentlichen Versammlung, die eben gehalten wurde, zu greifen. Nicias trat auf, und that verschiedene Vorschläge an das Volk, fiel aber mitten in seiner Rede plötzlich auf die Erde nieder, und nachdem er ein wenig so gelegen, und jedermann darüber in Bestürzung und stille war, so erhob er sich wieder, drehete sich herum, und fieng an mit einer zitternden und schweren Stimme zu reden, die er allmählig mehr anstrengte, und als er bemerkte, daß die ganze Versammlung voll Schaudern und ganz stille war, so warf er seinen Mantel weg, zerriß sein Unterkleid, lief halb nackend über den Schauplatz davon, und schrie, daß ihn die Göttinnen Mütter peinigten. Niemand wagte es, aus Aberglauben, ihn anzurühren, oder aufzuhalten. Er kam, da ihm jedermann auswich, zum Thore heraus, und hörte sogleich auf, irgend ein Wort zu sagen, oder eine Bewegung zu machen, die einen Besessenen oder Verrückten angezeigt hätte.

Seine Frau, welche an dieser List mit Antheil hatte, nahm ihre Kinder, und warf sich anfänglich vor dem Tempel der Göttinnen fußfällig nieder, hierauf gab sie vor, ihren Mann in der Irre aufzusuchen, und kam, ohne daß es ihr jemand wehrte, sicher zur Stadt heraus. So kamen beyde glücklich errettet beym Marcellus zu Syrakus an. Mar-

cellus gieng nach Engyion, nahm die Stadt ein, und ließ die Einwohner, wegen ihrer groſſen Frechheit und Vergehungen an den Römern, alle in Ketten und Banden legen. Aber Nicias, der bey ihm war, ergrif weinend seine Hand, und that endlich fußfällig eine Fürbitte, zuerst für seine Feinde, hernach für alle übrige Mitbürger, wodurch Marcellus so sehr gerührt wurde, daß er alle wieder los gab, und der Stadt keinen Schaden zufügte, dem Nicias gab er viel Land und eine Menge Geschenke.—Diese Umstände erzehlt der Philosoph Posidonius.

Marcellus wurde nach Rom zurückberufen, um in dem Kriege, der in Italien selbst geführt wurde, gebraucht zu werden. Er nahm die besten und meisten Kostbarkeiten mit, die er zu Syrakus erbeutet hatte, um dadurch seinen Triumph glänzender zu machen, und der Stadt Rom einen neuen Schmuck zu verschaffen. Denn bisher hatte Rom dergleichen herrliche und überflüßige Kostbarkeiten weder gehabt noch gekannt, und es war noch nichts darinnen von den angenehmen zierlichen Dingen, die in der Folge so hoch geschätzt wurden. Rom war mit feindlichen Waffen und andrer blutiger Beute erfüllt, und sein Schmuck bestand in Denkmälern von Triumphen und Siegeszeichen, welches kein heitrer und für weichliche Zuschauer ein fürchterlicher Anblick war. Man konnte damals Rom, mit Pindars Worten, den Tempel des kriegliebenden Mars nennen, so wie Epaminondas die Felder von Böotien des Mars Orchester nannte, und Xenophon die Stadt Ephesus die Werkstatt des Krieges. Daher erwarb sich Marcellus durch diese in die Stadt gebrachten Kostbarkeiten,

die durch ihre griechische Grazie und geschmackvolle Mannigfaltigkeiten den angenehmsten Anblick verschaften, bey dem Römischen Volke grossen Ruhm; Fabius Maximus aber, der nichts dergleichen aus dem eroberten Tarent mitbrachte, sondern nur Geld und wirkliche Reichthümer, den Beyfall der ältern Römer. Fabius hatte mit jenen berühmten Worten befohlen, die Statüen zu Tarent zu lassen: Wir wollen den Tarentinern ihre erzürnten Götter lassen. Viele machten auch dem Marcellus Vorwürfe, und sagten, er habe theils der Stadt Rom Neid und Haß dadurch zugezogen, weil es schiene, als wenn man in derselben nicht nur Menschen, sondern auch Götter gefangen im Triumphe aufführte, theils eine Nation, die nur zum Kriege und Ackerbau gewöhnt gewesen, und von Ueppigkeit und Trägheit nichts gewußt, die, wie Herkules bey Euripides, eitler Dinge unerfahren, nur zu grossen Dingen geschickt gewesen, zu einer müßigen Geschwätzigkeit verführt, und Gelegenheit gegeben, daß die Römer von Kunstsachen und Fehlern und Vollkommenheiten der Artisten zu urtheilen, und einen grossen Theil des Tages damit zuzubringen, angefangen hätten. Er aber rühmte sich auch sogar gegen die Griechen damit, daß er die Römer die schönen und bewundernswürdigen Kunstwerke Griechenlands, die sie gar nicht gekannt, schätzen und bewundern gelehrt hätte.

Die Feinde des Marcellus suchten seinen Triumph zu verhindern, weil der Krieg in Sicilien noch nicht geendigt wäre, und sein erster Triumph schon so viel Neid erweckt hätte *). Er gab in so fern

*) Im Texte steht ὁ τρίτος θρίαμβος; aber Max-

nach, daß er den grossen und vollkommenen Triumph auf dem Albanischen Berge, und nur den kleinern in der Stadt hielt, welchen die Griechen Evan, und die Römer Ovatio nennen. Bey diesem kleinern Triumphe fährt der Sieger nicht auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen, und hat weder einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe, noch blasende Trompeter zur Seite gehend, sondern er geht zu Fusse, wird von vielen Flötenspielern begleitet, und trägt nur einen Myrtenkranz, so, daß dieses Schauspiel mehr unkriegerisch und angenehm als fürchterlich ist. Und dieses scheint mir der stärkste Beweis zu seyn, daß in den alten Zeiten der Unterschied des Triumphs nicht nach der Wichtigkeit des Krieges, sondern nach der Art, wie er geendigt, bestimmt worden sey. Denn diejenigen, welche durch Waffen und Gefechte die Feinde besiegten, scheinen nur den martialischen und fürchterlichen

cellus hatte nur erst einmal wegen des Sieges über die Gallier, und der Ueberwindung des Viridomars, ihres Königs, triumphirt. Xylander hat deswegen so übersetzt, als wenn im Texte der zweyte Triumph stünde. Dacier fand in einem Mscr. ὁ πρῶτος θρίαμβος, und übersetzte so. Bryan fand eben diese Lesart in einem andern cod. behielt aber doch, wie Reiske, die alte Lesart bey, weil Plutarch auch in der Vergleichung des Marcellus mit dem Pelopidas drey Triumphe erwähnt. Allein dieß ist nicht hinreichend, hier dem Marcellus einen zweyten Triumph zuzueignen, von dem weder Plutarch selbst in dieser Lebensbeschreibung, noch Livius, noch Polybius und andere Schriftsteller etwas erwähnen, und der auch der Geschichte nach gar nicht wahrscheinlich ist.

Triumph gehalten zu haben, bey welchen, wie bey den Musterungen der Armee gewöhnlich war, die Waffen und Soldaten sich mit Lorbeerzweigen schmückten: diejenigen hingegen, welche nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch gütliche Unterhandlungen und die Kunst ihrer Beredtsamkeit den Krieg rühmlich endigten, erhielten, nach den Gesetzen, die Ehre dieses unkriegerischen und freudigen Aufzuges. Und die Flöte singt Friedenslieder: die Myrte aber ist der Venus heilig, die unter allen Gottheiten Gewaltthätigkeit und Krieg am meisten haßt.

Der kleinere Triumph, Ovatio, hat seinen Namen nicht von den Ausrufungen dabey, Evan, Evoe, wie die meisten glauben, denn dergleichen Ausrufungen und Singen sind auch bey dem grösfern Triumphe gewöhnlich, sondern die Griechen haben diese Benennung fälschlich auf ihre Gebräuche gezogen, und geglaubt, daß ein Theil der Ehre des Triumphs auch dem Bacchus geheiligt wäre, welchen sie Evios und Thriambos nennen. Der Grund der Benennung ist eigentlich dieser. Bey dem grosfen Triumphe pflegt der Feldherr einen Ochsen, bey dem kleinen aber nur ein Schaaf zu opfern. Ein Schaaf heißt bey den Römern Ovis, und davon kommt Ovatio, der Name des kleinen Triumphs, her. Es ist hiebey wohl werth, zu bemerken, daß der Spartanische Gesetzgeber die Opfer in dergleichen Fällen auf eine den Sitten der Römer ganz entgegengesetzte Art bestimmt hat. In Sparta opfert der Feldherr, der sein Amt niederlegt, wenn er den Krieg durch List oder Ueberredung geendigt hat,

einen Ochsen, und wenn er ihn durch Gewalt der Waffen geendigt hat, einen Hahn. So kriegrisch auch die Spartaner waren, hielten sie es doch für etwas grösseres und dem menschlichen Geiste anständigers, durch Klugheit und Beredtsamkeit, als mit Tapferkeit und Gewalt, zu siegen. Ich überlasse andern die Betrachtung darüber.

Marcellus war zum viertenmale Consul, als seine Feinde die Syrakusaner beredten, ihn beym Senate zu Rom anzuklagen, daß er mit ihnen zu hart und wider das mit den Römern errichtete Bündniß verfahren sey. Es traf sich, daß Marcellus eben auf dem Capitolium war, und ein Opfer verrichtete, als die Syrakusanischen Abgeordnete dem versammelten Römischen Senate sich zu Füssen warfen, und um Erlaubniß baten, ihre Beschwerde vorbringen zu dürfen. Der andere Consul war unwillig, daß man diese Klage in Abwesenheit des Marcellus vorbringen wollte, und wies die Kläger ab. Aber Marcellus, der davon Nachricht erhalten hatte, kam eilfertig wieder zurück, setzte sich anfänglich auf den Sitz des Consuls, und that einige andre Geschäfte als Consul ab, darauf verließ er diesen Stuhl, trat, als Privatmann, an den Ort hin, wo die Beklagten zu stehen pflegten, und erwartete die Anklagen der Syrakusaner.

Diese wurden über die Würde und die zuversichtliche Miene des Marcellus gewaltig bestürzt, sein in den Waffen unwiderstehliger und kaum zu ertragender Blick dünkte ihnen jetzt im Purpur noch fürchterlicher zu seyn. Aber die Neider des Marcellus ermunterten sie wieder, ihre Klage anzubrin-

gen, welches sie mit vielen Jammern und untermischten Entschuldigungen thaten. Das hauptsächlichste bestand darinnen, „daß sie als Freunde und Bundesgenossen der Römer mehr erlitten hätten als viele andre Feinde der Römer von andern Feldherren.“ Marcellus antwortete darauf, „daß für den vielfachen Schaden, den sie den Römern zugefügt hätten, ihnen nichts anders widerfahren sey, als was gegen eine Stadt, die mit stürmender Hand erobert werden müßte, zu verhindern unmöglich wäre. Sie selbst aber wären Ursache, daß ihre Stadt mit Sturm eingenommen wäre, denn sie hätten so vielen Aufforderungen von ihm kein Gehör gegeben; und sie wären nicht von Tyrannen gezwungen worden, wider die Römer Krieg zu führen, sondern hätten sich selbst Tyrannen gewählt, um den Krieg zu führen.“

Nach geendigter Klage und Verantwortung, und nachdem die Syrakusanischen Abgeordnete, wie gewöhnlich, ihren Abtritt genommen, gieng Marcellus mit ihnen heraus, und trug dem andern Consul auf, die Stimmen zu sammeln. Er blieb vor der Thüre der Rathsstube stehen, und erwartete da mit einem gelassenen und gesetzten Wesen, ohne Furcht wegen der Anklage, und ohne Zorn gegen die Syrakusaner, die Entscheidung der Sache.

Das Urtheil des Senats sprach den Marcellus frey. Die Syrakusanischen Abgeordnete fielen ihm zu Füssen, und baten mit Thränen, seinen Zorn nur an ihnen auszulassen, und den übrigen Einwohnern von Syrakus zu verzeihen, welche sich seiner Wohlthaten mit Dankbarkeit erinnerten. Marcellus wurde dadurch so gerührt, daß er diesen Abgeord-

neten Vergebung ertheilte, und den Einwohnern von Syrakus beständig Gutes zu erweisen sich bemühte: der Senat bestättigte auch die Freyheit, und die Regierungsform, die ihnen Marcellus gegeben, und versprach ihnen die Sicherheit der ihnen übrig gebliebenen Güter *). Zur Dankbarkeit gaben sie unter andern dem Marcellus erwiesenen Ehrenbezeigungen eine Verordnung, daß, so oft Marcellus oder einer seiner Nachkommen nach Syrakus kommen würden, die Syrakusaner mit Kränzen auf dem Kopfe den Göttern opfern sollten **).

Nach Berichtigung dieser Syrakusanischen Sache gieng Marcellus gegen den Annibal zu Felde. Fast alle bisherigen Consuln und Feldherren hatten gegen diesen Feind nach der Schlacht bey Cannä die

*) Man muß sich wundern, daß Plutarch nicht noch eine andre Großmuth des Marcellus gegen die Syrakusaner angeführt hat. Das Loos hatte ihm als Consul Sicilien zur Provinz gegeben, er überließ diese Provinz dem andern Consul Lävinus, um die Syrakusaner nicht in Furcht zu setzen. S. Liv. Lib. XXVI. cap. 29. Ueberhaupt muß man, wenn man die Geschichte des Marcellus und seiner Zeiten umständlicher kennen lernen will, das VII. und VIII. Buch des Polybius, und das XXV. XXVI. XXVII. Buch des Livius nachlesen, obgleich Livius besonders in vielen Umständen von der Plutarchischen Erzehlung abweicht, daher es unerträglich seltsam ist, daß manche behauptet haben, Plutarch sey in seinen Erzehlungen dem Livius gefolgt, von dem er, ob er ihn gleich zuweilen anführt, fast immer abweicht, und anders erzehlt.

**) S. Cic. Orat. in Verrem. II, cap. 21.

einzige Kriegslist gebraucht, sich in kein Treffen mit ihm einzulassen, weil es keiner gewagt hatte, sich ihm entgegen zu stellen, und mit ihm zu fechten. Marcellus schlug einen andern Weg ein. Er glaubte, wenn man den Annibal durch die Länge der Zeit sich selbst aufreiben lassen wollte, so würde man eher Italien von ihm entkräften lassen, und Fabius Maximus, der nur immer auf Sicherheit sähe, würde die Uebel des Vaterlandes schlecht theilen, der Krieg könnte länger dauern als Roms geschwächte Kräfte, und Fabius sey einer von den feigen furchtsamen Aerzten, welche glaubten, die Krankheit müsse alsdenn von selbst aufhören, wenn sie ihre Kraft verloren hätte.

Er nahm zuerst die grossen Samnitischen Städte ein, welche die Parthey der Carthaginenser ergriffen hatten, wobey er grosse von dem Feinde errichtete Magazine, Geldvorrath, und die vom Annibal zurückgelassenen Besatzungen, die in allen auf dreytausend Mann betrugen, in seine Gewalt bekam. Als bald darauf der Proconsul Cnejus Fulvius in Apulien nebst elf Obersten und dem größten Theile seiner Truppen vom Annibal erschlagen worden war, so schrieb er Trostbriefe nach Rom, und ermunterte seine Mitbürger, getrosten Muth zu fassen, weil er selbst nun auf den Annibal losgehen, und ihm die Freude über diesen Sieg schon verderben wolle. Aber dieses Schreiben verringerte, als es im Senate verlesen wurde, wie Livius erzählt *), gar nicht die Betrübniß, sondern vermehrte die Furcht, denn

*) Libr. XXVII. cap. 2.

die Gefahr der Römer war nun um desto gröſſer, je gröſſer Marcellus als Fulvius war.

Marcellus that, wie er geſchrieben, zog ſogleich dem Annibal nach, und brach in Lucanien ein. Er traf den Feind bey der Stadt Numiſtron, wo er ſich auf ſteilen Hügeln poſtirt hatte: Marcellus lagerte ſich in der Ebene. Den Tag nach ſeiner Ankunft bot er dem Annibal ein Treffen an, welcher auch von den Hügeln herab kam, und ſich mit ihm in eine Schlacht einließ, die zwar ſehr heftig und hart, aber nicht entſcheidend war, man hatte von drey Uhr bis es finſter wurde, gefochten, die Nacht hatte die Armeen getrennt.

Mit Anbruch des folgenden Tages führte Marcellus ſeine Armee dem Feinde wieder entgegen, ſtellte ſie auf dem Wahlplatze mitten unter den Todten in Schlachtordnung, und bot dem Annibal ein neues Treffen an, das den Sieg entſcheiden ſollte. Aber Annibal zog ſich zurück, da denn Marcellus die todten Feinde auf dem Schlachtfelde des vorigen Tages plündern, und die gebliebenen Römer begraben ließ. Darauf zog er dem Annibal weiter nach, entgieng allen Schlingen, die Annibal ihm legte, ſiegte in den vielen dabey vorfallenden Scharmützeln, erwarb ſich allgemeine Bewunderung. Daher beſchloß auch der Senat, da die Zeit zur Wahl neuer Conſuln erſchien, lieber den andern Conſul dazu aus Sicilien zurückzuberufen, als den Marcellus, der den Annibal immerfort ſo ſcharf zuſetzte. Der aus Sicilien angekommene Conſul bekam von Senate den Auftrag, den Quintus Fulvius zum Dictator zu ernennen. Denn ein Dictator wurde we-

der vom Volke noch vom Senate erwählt, sondern einer der beyden Consuln oder ein General erklärte in einer öffentlichen Versammlung des Volkes wen er wollte zum Dictator. Und davon soll der Name Dictator seinen Ursprung haben, denn dicere heißt bey den Römern ernennen. Andre behaupten, der Dictator führe deswegen diesen Namen, weil er nicht nach den Stimmen des Senats und Volks, sondern nach seiner eigenen Willkühr Befehle gäbe, denn die obrigkeitlichen Befehle und Verordnungen, welche die Griechen Diatagmata nennen, heissen bey den Römern Edicta.

Der Consul Lävinus wollte bey seiner Ankunft aus Sicilien zu Rom nicht den, den ihm der Senat vorschlug, sondern einen andern zum Dictator ernennen, und segelte, weil er sich nicht wollte zwingen lassen, des Nachts wieder nach Sicilien zurück. Darauf ernannte das Volk den Quintus Fulvius zum Dictator, und der Senat schrieb an den Marcellus, die Wahl des Volks zu bestättigen, welches dieser auch that, und selbst zum Proconsul auf das folgende Jahr ernannt wurde.

Er entwarf mit dem Fabius Maximus einen Plan, daß dieser Tarent belagern, und er selbst, Marcellus, den Annibal durch geschickte Märsche verhindern sollte, der belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen. Er zog also nach Canusium, und erschien dem Annibal, der immer sein Lager veränderte, und eine Schlacht vermied, beständig zur Seite. Endlich kam es durch Scharmützel bey der Befestigung eines Lagers zu einer Action, die aber durch die einbrechende Nacht geendigt wurde. Den Tag

darauf erschien Marcellus wieder in völliger Schlachtordnung, so daß Annibal darüber selbst beunruhigt wurde, seine Truppen versammelte, und sie bat, wegen der vorigen Siege doch auch noch in dieser Schlacht auszuhalten. „Denn ihr sehet" sagte er, „daß wir nach allen unsern Siegen nicht einmal Athem holen und ausruhen können, wenn wir uns diesen Menschen nicht vom Halse schaffen." In dem darauf erfolgten Treffen wurde Marcellus geschlagen, woran ein unzeitiges Manöver von ihm Schuld gewesen zu seyn scheint; denn er befahl, als der rechte Flügel etwas ins Gedränge kam, daß eine Legion vorrücken sollte; diese Bewegung aber brachte seine Truppen in Unordnung, und verschafte den Feinden den Sieg, der den Römern zweytausend siebenhundert Mann kostete.

Sobald Marcellus ins Lager zurückgekommen war, ließ er seine Truppen zusammenkommen, und sagte: „Ich sehe zwar Römische Waffen und Körper, aber keinen einzigen Römer." Die Soldaten baten ihm um Verzeihung. „Ich werde" antwortete er, „den Ueberwundenen nicht eher verzeihen, bis sie Ueberwinder sind. Morgen wollen wir wieder schlagen, damit unsre Mitbürger eher unsern Sieg als unsre Flucht erfahren." Darauf gab er Befehl, daß diejenigen Compagnien, die die Flucht ergriffen hätten, anstatt des Weitzen Gerste bekommen sollten. Alle wurden durch dieses Betragen des Marcellus gegen sie gerührt, und selbst diejenigen, die in der Schlacht verwundet waren, schmerzten die Vorwürfe des Marcellus mehr als ihre Wunden.

Mit Anbruch des folgenden Tages wurde der Purpurrock, als das gewöhnliche Zeichen zur Schlacht, vor dem Zelte des Feldherrn ausgehangen. Die Compagnien, die beschimpft worden waren, verlangten, daß sie an die Spitze gestellt würden. Als Annibal von dem Anmarsche des Marcellus benachrichtiget wurde, rief er aus: Beym Herkules, was soll man mit diesem Manne anfangen, der weder Glück noch Unglück ertragen kann! Dieß ist der einzige Mann, der siegend keine Ruhe läßt, und überwunden keine haben will. Gegen den werden wir unaufhörlich fechten müssen, denn, wenn er siegt, so treibt ihn der Muth, und wenn er besiegt wird, die Schaam zu neuen Kühnheiten.

Darauf lieferten die Heere einander wieder ein Treffen, worinnen das Glück auf beyden Seiten gleich war, bis Annibal die Elephanten vorführen, und den Römern entgegen treiben ließ. Dieß verursachte anfänglich eine grosse Bestürzung und Unordnung, aber ein Oberster, mit Namen Flavius, ergrif eine Fahne, gieng auf die Elephanten los, und stieß mit der Spitze der Fahne einen Elephanten in den Leib, der sogleich umwandte, auf den hinter ihm stehenden stürzte, und dadurch diese Thiere alle in Unordnung brachte. Sobald dieses Marcellus merkte, ließ er die Reuterey an dem Orte, wo die Verwirrung war, einhauen, um die Feinde über den Haufen zu werfen. Die Reuterey that auch so brav, daß die Feinde die Flucht ergriffen, und bis in ihr Lager hinein mit vielem Blutvergiessen verfolgt wurden, wobey die getödteten und auf die Carthaginenser fallenden Elephanten den mehr-

sten Verlust verursachten. Es sollen in diesem Treffen über acht tausend Carthaginenser geblieben seyn. Die Römer hatten dreytausend Todte, aber es waren wenige Soldaten von ihnen ohne Wunden davon gekommen. Annibal bekam dadurch Gelegenheit, des Nachts in der Stille sein Lager abzubrechen, und weit vom Marcellus weg zu ziehen, welcher ihn wegen seiner vielen Verwundeten nicht verfolgen konnte, sondern selbst nach Campanien marschirte, wo er den Sommer über zu Sinuessa liegen blieb, um seine Truppen ausruhen zu lassen.

Annibal, der sich nun vom Marcellus losgemacht hatte, ließ seine gleichsam wieder freye Armee alles rings um sich herum in Italien in Feuer und Verwüstung setzen. Dieß gab zu vielen Verläumdungen des Marcellus in Rom Anlaß. Seine Feinde bewogen den Tribun des Volks, Publicius Bibulus, einen beredten und geschickten Mann, daß er öfters in den Versammlungen des Volks über den Marcellus Klage führte, und den Vorschlag that, ihm das Commando der Armee zu nehmen, und einem andern Feldherrn aufzutragen. Er sagte unter andern einmal: Marcellus hat sich ein klein wenig im Kriege geübt, und hat sich nun aus der Fechtschule in die warmen Bäder begeben, um da seinen Körper zu pflegen.

Sobald Marcellus diese Bewegungen gegen sich erfuhr, überließ er den ältesten Generalen das Commando der Armee, und begab sich selbst nach Rom, um sich gegen die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu rechtfertigen. Er fand schon eine durch jene Verläumdungen wider ihn völlig eingeleitete

Klage. An dem dazu bestimmten Termine versammelte sich das Volk auf dem Flaminischen Rennplatze, und Bibulus brachte seine Klage vor. Marcellus vertheidigte sich selbst auf eine sehr kurze und simple Art. Aber die vornehmsten Römer sprachen mit vieler Freymüthigkeit zum Vortheil und Lobe des Marcellus, und ermahnten die versammelte Menge, sich nicht durch ein Verdammungsurtheil des Marcellus und Beschuldigung der Feigherzigkeit als schlechtere Richter, wie Annibal selbst, gegen ihn zu zeigen, da Marcellus der einzige Feldherr wäre, vor dem Annibal flöhe, und mit dem er eben so sehr eine Schlacht zu vermeiden suchte, als er sie mit den andern Feldherrn zu halten wünschte. Die Vorstellungen wirkten so viel, daß der Ankläger in seiner Hoffnung gänzlich betrogen, und Marcellus nicht allein freygesprochen, sondern auch zum fünftenmale zum Consul erwählt wurde.

Nach übernommenen Consulate gieng er zuerst nach Hetrurien, und stillte da die grosse Bewegung, die man zum Abfalle von den Römern machte, und gewann wiederum die Neigung der Städte. Darauf wollte er den Tempel einweihen, den er von der Sicilianischen Beute der Ehre und Tugend erbaut hatte, wurde aber von den Priestern daran verhindert, welche behaupteten, daß in einem Tempel nicht zwey Götter seyn könnten. Er ließ noch einen zweyten Tempel an den ersten anbauen, mit vieler Mißmüthigkeit über die ihm gemachte Hinderniß, welche er für eine üble Vorbedeutung hielt. Es beunruhigten ihn auch andre Zeichen. In einige Tempel hatte der Blitz geschlagen, an dem Golde im Tempel

Jupiters hatten Mäuse genagt, man erzehlte, daß ein Ochse wie ein Mensch geredt hätte, daß ein Kind mit einem Elephantenkopfe geboren wäre, und die deswegen zur Abwendung des Zorns der Götter dargebrachten Opfer keine glückliche Zeichen gehabt hätten. Durch solche Dinge hielten die Wahrsager den Marcellus, der vor Eifer zum Kriege brannte, in Rom auf. Denn niemals hat wohl jemand eine so brennende Begierde nach etwas gehabt, als Marcellus nach einer Schlacht mit dem Annibal. Davon träumte er des Nachts, davon sprach er beständig mit seinen Generalen und Freunden, dieß war sein einziges Gebet zu den Göttern. Ich glaube, er würde, wenn auch eine Mauer oder ein Wall beyde Armeen getrennt hätte, dem Annibal ein Treffen angeboten haben. Und wenn er nicht schon mit so vieler Ehre überhäuft gewesen wäre, und so viele Beweise gegeben hätte, daß er es an reifer Erfahrung und Klugheit jedem andern Feldherrn gleich thäte, so würde man vermuthen können, daß sein Ehrgeitz in eine für sein Alter zu jugendliche Leidenschaft ausgeartet wäre; denn er war schon über sechzig Jahr alt, da er zum fünftenmale Consul wurde.

Endlich waren die Versöhnungsopfer nach den Vorschriften der Wahrsager geschehen, und Marcellus gieng mit seinem Nebenconsul zu Felde. Er lagerte sich zwischen den Städten Bantia und Venusia, und reitzte den Annibal auf alle mögliche Art zu einer Schlacht, allein dieser Feldherr ließ sich darauf nicht ein. Wie er aber erfuhr, daß die Römischen Consuln ein Korps gegen die epizephyrischen Lokrier abschicken würden, so über-

fiel er aus einem Hinterhalte diese Truppen bey dem Berge Petelia, und tödtete zweytausend fünfhundert Mann. Dieser Zufall entflammte die Begierde des Marcellus nach einer Schlacht noch mehr, und er rückte dem Annibal näher entgegen.

Zwischen den beyderseitigen Lagern stand ein Hügel, der ein sichrer Posten zu seyn schien: er war mit allerhand Gebüsche bewachsen, und hatte auf beyden Seiten viele Höhlen und herabfliessende Bäche. Die Römer wunderten sich, daß Annibal, der zuerst bey diesem bequemen Platze angelangt war, ihn nicht besetzt, und seinen Feinden überlassen hatte. Aber Annibal hatte diesen Ort zwar ganz bequem zu einem Lager, aber noch bequemer zu einer Falle für die Römer gefunden. Um ihn dazu zu nutzen, hatte er das Gehölze und die Höhlen mit Schützen und Lanzen bewafneten Soldaten angefüllt, und sicher gehofft, daß dieser so gut gelegene Platz die Römer an sich locken würde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht. Denn man wurde kaum dieses Hügel gewahr, als sogleich alles in der Römischen Armee von Besetzung dieses Hügels sprach, und behauptete, daß man einen grossen Vortheil über die Feinde gewinnen würde, wenn man sich da lagerte oder wenigstens Verschanzungen machte.

Marcellus entschloß sich, mit einiger Reuterey den Hügel zu rekognosciren. Er ließ aber doch vorher ein Opfer anstellen. Der Wahrsager brachte ihm die Nachricht, daß die Leber in dem Opfervieh nicht ganz wäre. Es wurde ein zweytes Opfer geschlachtet, bey welchem man eine übernatürlich grosse Leber fand, und alle andre Anzeichen ganz ungewöhn-

lich gut waren, so daß die Furcht wegen des ersten Opfers vertrieben zu seyn schien. Aber die Wahrsager meynten, daß man darüber nur desto unruhiger seyn müsse, denn wenn auf so sehr schlechte Anzeichen gleich so ausserordentlich glückliche folgten, so wäre diese wunderbare Abwechslung allemal verdächtig.

Allein das Schicksal kann, wie Pindar sagt, durch kein Feuer und keine eherne Mauer aufgehalten werden. — Marcellus gieng mit seinem Nebenconsul, Crispinus, und seinem Sohne, der Oberster war, zur Besichtigung des Hügels ab. Er nahm zu seiner Bedeckung nicht mehr als zweyhundert und zwanzig Reuter mit, unter denen kein Römet war, der meiste Theil bestand aus Hetruriern, und nur vierzig Fregellaner waren dabey, die dem Marcellus immer Proben von ihrer Tapferkeit und Treue gegeben hatten.

Annibal hatte oben auf dem Hügel in dem dichten Gebüsche eine Schildwache gestellt, die das ganze Römische Lager übersehen, und von den Römern nicht gesehen werden konnte. Diese gab sogleich von der Annäherung der Römer Nachricht. Die in dem Hinterhalte gestellten Carthaginenser liessen den Marcellus erst ganz nahe kommen, und brachen dann auf einmal von allen Seiten hervor, und umringten den Marcellus. Sie fochten mit Wurfspiessen, Pfeilen und Lanzen, jagten den Flüchtigen nach, und liessen sich mit denen ins Handgemenge ein, die sich wiedersetzten, welches die einzigen Fregellaner waren, denn die Hetrurier waren gleich im Anfange des Gefechts geflohen. Die Fregellaner stellten sich

also allein um die Consuln herum, und vertheidigten sie so lange, bis der von zwey Wurfspiessen getroffene Consul Crispinus die Flucht ergrif, und Marcellus mit einer breiten Lanze durch die Seite gestochen, niedersank. Darauf flohen die noch übrig gebliebenen Fregellaner auch davon, und rissen den Sohn des Marcellus, der auch verwundet war, noch mit sich fort, und brachten ihn ins Lager. Es waren in diesem Gefechte nicht über vierzig Mann geblieben, aber fünf Liktoren, und achtzehn Ritter gefangen worden, und der Consul Crispinus starb wenige Tage darauf an seinen Wunden. Noch niemals war den Römern ein solches Unglück begegnet, denn noch niemals waren in einem Gefechte alle beyde Consuln geblieben.

Annibal bekümmerte sich anfänglich um die Gebliebenen gar nicht. Wie er aber erfuhr, daß Marcellus sich unter den Todten befände, begab er sich selbst auf den Kampfplatz hin. Er betrachtete eine lange Weile den starken Körper des Marcellus und seine Gestalt, ohne ein einziges stolzes Wort hören zu lassen, oder Freude zu bezeigen, wie wohl mancher zu thun pflegt, wenn er einen gefährlichen und furchtbaren Feind zu seinen Füßen liegen sieht. Annibal verwunderte sich nur über die sonderbare Art, wie Marcellus umgekommen war, zog ihm den Ring vom Finger, und ließ seinen Körper mit anständigen Ehrenbezeigungen verbrennen: seine Asche ließ er in einer silbernen mit einer goldnen Krone geschmückten Urne sammeln, und überschickte sie seinem Sohne. Diejenigen aber, die sie überbringen sollten, begegneten unterwegens einigen Numidiern,

welche ihnen die Urne entreissen wollten; darüber kam es zum Handgemenge, wobey die Asche verschüttet wurde. Annibal brach über die Nachricht davon in die Worte aus: Wie unmöglich ist es, etwas wider der Götter Willen zu thun! Er bestrafte die Numidier, bekümmerte sich aber weiter nicht um die Sammlung und Uebersendung der Asche. Es schien ein besondres Verhängniß zu seyn, daß Marcellus auf eine so ungewöhnliche Art umkommen, und unbegraben bleiben sollte. So erzehlen Cornelius Nepos und Valerius Maximus die Sache; aber Livius und Cäsar Augustus erzehlen, daß die Urne dem Sohne des Marcellus überbracht, und mit vieler Pracht beygesetzt worden sey.

Marcellus hatte sich, ausser den Denkmälern zu Rom, noch andre in auswärtigen Ländern gestiftet: er hatte zu Catana in Sicilien eine Fechtschule erbauen lassen, und verschiedene zu Syrakus erbeutete Statüen und Gemählde in Samothrace den Göttern, welche Kabiren heissen, und zu Lindus dem Tempel der Minerva geschenkt. Am letztern Orte stand, wie Posidonius erzehlt, die Statüe des Marcellus selbst mit folgender Inschrift: „Dieß ist der grosse Mann von Rom, der Stern seines Vaterlandes: Marcellus aus dem erlauchten Geschlechte der Claudier; er verherrlichte siebenmal die Consulatwürde durch grosse Thaten im Kriege, und besiegte fechtend eine Menge Feinde.“ In dieser Aufschrift werden die zwey Proconsulate, die er führte, zu seinen fünf Consulaten mit gerechnet.

Das Geschlecht des Marcellus dauerte mit vielem Glanze bis auf den Marcellus, dem Vetter des

Kai-

Kaisers Augustus, welcher der Oktavia, der Schwester des Kaisers, und des Cajus Marcellus' Sohn war, und als Aedil kurz nach der Vermählung mit der Tochter des Kaisers starb. Seine Mutter Oktavia errichtete zu seinem Andenken eine Bibliothek, und der Kaiser ließ ein Theater bauen, und gab demselben den Namen des Marcellus.

Vergleichung des Pelopidas mit dem Marcellus.

Dieß sind die merkwürdigsten Lebensumstände des Marcellus und Pelopidas, deren Geist und Charakter so viel Aehnlichkeit hat, daß man sie mit einem Paare ganz gleicher Fechter vergleichen könnte, die beyde gleich tapfer, gleich thätig, hitzig, und von hoher Denkungsart waren, aber sich dadurch von einander unterschieden, daß Marcellus in vielen von ihm überwundenen Städten viel Blut vergossen, Epaminondas und Pelopidas hingegen keinen von ihnen besiegten Feind umgebracht, und keine Städte in Sklaverey gestürzt haben, und man glaubt sogar, daß die Thebaner gegen die Orchomenier nicht würden so hart verfahren seyn, wenn diese beyden Feldherren zugegen gewesen wären.

Unter den grossen Thaten des Marcellus verdient sein Sieg über die Gallier, da er eine so grosse Menge Reuterey und Fußvolk mit einer geringen Anzahl blosser Reuterey schlug, und den feindlichen

König mit eigner Hand umbrachte, die größte Bewunderung, und man wird nicht leicht in der Geschichte ein ähnliches Beyspiel von einem Feldherrn aufzuweisen haben. Pelopidas, der eben diesen Ruhm suchte, wurde, anstatt den Tyrannen zu tödten, selbst umgebracht. Man kann hingegen jenem Siege des Marcellus die glänzenden und wichtigen Siege des Pelopidas bey Leuktra und Tegyra entgegen stellen. Und beym Marcellus finden wir kein solches mit geheimer List ausgeführtes Unternehmen, wie die Rückkunft des Pelopidas aus seinem Exil und die Ermordung der Tyrannen zu Theben ist, welche That gewiß unter allen, die je mit Verschwiegenheit und List sind ausgeführt worden, den Vorzug verdient.

Annibal war ein gefährlicher, furchtbarer Feind vor die Römer: die Lacedämonier waren es vor die Thebaner. Daß diese vom Pelopidas bey Tegyra und Leuktra geschlagen worden, ist sicher: aber dem Polybius zufolge ist Annibal vom Marcellus nicht ein einziges mal geschlagen worden, sondern bis auf die Schlacht mit dem Scipio unüberwindlich geblieben, wiewohl wir dem Livius, Cäsar, Nepos, und unter den griechischen Geschichtschreibern dem Könige Juba, mehr Glauben beymessen, welche alle erzehlen, daß Annibal einigemale von Marcellus sey geschlagen worden, obgleich diese Siege von keinen wichtigen Folgen waren, und es schien, als ob der Carthaginenser sich nur so gestellt hätte, als sey er geschlagen. Indessen verdient es wahre Bewunderung, daß die Römer durch den Marcellus, nach so vielen Niederlagen ihrer Armeen, und den Verlust so

vieler Feldherren, und einer gänzlichen Verwirrung ihrer Staats, zuerst wieder Muth erhalten haben, sich dem Annibal entgegen zu stellen. Marcellus war der einzige Mann, der die seit langer Zeit furchtsamen und niedergeschlagenen Römischen Truppen wiederum muthig machte, und ihnen einen solchen Eifer zu fechten einflößte, daß sie den Feinden den Sieg entweder sehr schwer, oder gar zweifelhaft machten; er lehrte diese Soldaten, die bisher sich schon für glücklich geachtet hatten, wenn sie sich durch die Flucht vor dem Annibal retten konnten, sich zu schämen, wenn sie mit Verlust geflohen waren, jeden Schritt dem Feinde streitig zu machen, und unzufrieden zu seyn, wenn sie nicht siegten.

Pelopidas verlor keine Schlacht, in der er selbst Anführer war: Marcellus gewann die meisten unter allen Römischen Feldherren seiner Zeit, und es scheint, daß der, der so schwer zu besiegen war, mit dem, der niemals besiegt wurde, wegen seiner andern grossen Thaten gar wohl in Parallele stehen könne. Marcellus eroberte Syrakus; und Pelopidas mußte von Sparta sich zurückziehn: aber ich halte es für ein grösseres Werk, der erste zu seyn, der mit einer siegenden Armee über den Eurotas geht, und sich Sparta nähert, als Sicilien einzunehmen, wenn man nicht dagegen einwenden will, daß dieser Marsch, so wie der Sieg bey Leuktra, mehr das Werk des Epaminondas als des Pelopidas gewesen, Marcellus aber die Ehre seiner Unternehmungen mit keinem theilen dürfen. Denn er eroberte als alleiniger Feldherr Syrakus, und schlug, ohne einen Nebengeneral zu haben, die Gallier. Und

dem Annibal stellte er sich, ohne Beyhülfe, indem alles ihm abrieth, entgegen, gab dem Kriege ein ander Ansehen, und wurde der erste Anführer zum muthigen Widerstande.

Die Art, wie beyde Feldherrn sich den Tod zuzogen, kann ich nicht rühmen, sondern muß vielmehr Bedaurung und Mißvergnügen über das Sonderbare bey ihrem Falle äussern; dagegen bewundere ich, daß Annibal in so vielen Schlachten, bey deren Erzehlung man schon ermüdet, nicht ein einzigmal verwundet worden ist. Ich lobe mir den Chrysantes, von dem Xenophon in der Cyropädie *) erzehlt, daß er, als er eben mit seinem Schwerdte ausgeholt, einen Feind niederzusäbeln, und zum Abzuge blasen hört, von dem Streiche abläßt, und in ruhiger Ordnung sich zurückbegiebt. Indessen entschuldigen den Pelopidas die Umstände der Schlacht, wodurch seine Hitze zur Rache auf keine unedle Art angeflammt wurde. Denn schön ists, wie Euripides sagt, **) wenn der Feldherr siegend sein Leben erhält, aber gebeut es das Schicksal, so stirbt er, das Leben mit Tapferkeit endend. Auf diese Art wird der Tod kein Leiden, sondern eine Handlung. Und da zu der Hitze des Pelopidas noch die Absicht zu siegen, die ohne dem Tode des Tyrannen nicht erhalten werden konnte, hinzukam, so kann man nicht sagen, daß er von einer unvernünftigen Heftigkeit sich hat hinreissen lassen, denn es findet sich nicht

*) Libr. IV. init.

**) In einem verlornen Stücke. Barnesius hat diese hier angeführte Stelle unter den Fragmenten des Euripides mit abdrucken lassen.

so leicht eine so herrliche Gelegenheit, die Tapferkeit zu zeigen. Marcellus hingegen stürzte sich, ohne dringende Nothwendigkeit, und ohne von jener Hitze getrieben zu werden, die in gefährlichen Umständen oft die Vernunft entreißt, in die Gefahr, und sein Fall war nicht der Fall eines Feldherrn, sondern eines Vorläufers oder Kundschafters. Er gab fünf Consulate, zwey Triumphe, die Ehre seiner Beute, und seiner wegen besiegter Könige errichtete Trophäen, einigen Carthaginensischen Miethssoldaten, Spaniern und Numidiern Preis, welche selbst mit ihrem Glücke müssen unzufrieden gewesen seyn, da sie den vornehmsten, tapfersten, und ruhmvollsten der Römer mitten unter einem zum Rekognosciren ausgesandten Trupp Fregellaner umgebracht hatten.

Man glaube nicht, daß ich hier Beschuldigungen dieser beyden Feldherren vorbringen wollte: es sind nur freymüthige Anmerkungen über ihre Tapferkeit, der sie ihre andern grossen Eigenschaften aufgeopfert, und weswegen sie ihr Leben so wenig geschont haben, daß sie mehr für sich selbst als für ihr Vaterland und ihre Freunde gestorben sind.

Pelopidas wurde von den Bundesgenossen, für die er sein Leben aufgeopfert hatte, begraben: Marcellus wurde von den Feinden begraben, die ihn umgebracht hatten. Jenes ist ein beneidenswürdiges Glück, aber wenn Feinde die Tapferkeit ehren, die ihnen geschadet hat, so ist es etwas Erhabners, als wenn Freunde das ihnen bewiesene Wohlwollen wieder vergelten, denn da wird bloß die Tapferkeit, und hier der Nutzen der Tapferkeit verehrt.

Aristides.

Aristides, des Lysimachus Sohn, war aus dem Stamme Antiochus, und aus der Gemeinde Alopeke gebürtig. Wegen seines Vermögens sind die Nachrichten verschieden: einigen zufolge lebte er in grosser Armuth, und hinterließ zwey Töchter, die wegen ihrer Armuth lange Zeit unverheirathet blieben. Aber dieser von vielen behaupteten Nachricht widerspricht Demetrius Phalereus in seinem Buche, das den Titel Sokrates führt. Er sagt, er kenne selbst ein Landgut im Phalereischen Distrikte, daß das Landgut des Aristides hieße, auf welchem auch Aristides begraben liege. Und er führt noch andere Beweise von seinem guten Vermögen an, nämlich die Würde eines Archons, von dem das Jahr benannt wurde, welche Würde Aristides durch das Loos bekam, zu welchem aber keine andere als die aus den vornehmsten Geschlechtern waren, und Pentakosiomedimni hießen, d. i. fünfhundert Maas jährlicher Einkünfte hatten, *) zugelassen wurden; ferner den Ostracismus, welche nicht beschimpfende Verweisung aus der Stadt auf zehn Jahr keinem armen Manne, sondern nur denen aus den größten

*) Von dieser der Römischen etwas ähnlichen Athenienſischen Rangordnung S. das Leben des Solons, (der diese Staatsordnung machte) im 1. Theile d. Uebers. S. 267. ff.

Häusern, die sich durch ihr Ansehen Neid zugezogen hatten, widerfuhr; endlich die Dreyfüsse in dem Tempel des Bacchus, welche Aristides zum Denkmale des bey dem von ihm angestellten Schauspiele erhaltnen Preises in den Tempel geschenkt haben soll, und welche noch heutiges Tages gezeigt werden, und diese Inschrift haben: Der Stamm Antiochus erhielt den Preis, Aristides gab die Kosten, und machte die Einrichtung, Archestratus hatte die Aufsicht.

Inzwischen ist dieser letztere Beweis, der der stärkste zu seyn scheint, gerade der schwächste. Denn auch Epaminondas, von dem jedermann weiß, daß er in Armuth geboren, und beständig in Armuth gelebt hat, und der Philosoph Plato haben kostbare Schauspiele gegeben, jener mit einem Trupp Flötenspielern, dieser mit einem Chor tanzender Knaben, aber Plato bekam vom Dio zu Syrakus und Epaminondas vom Pelopidas das Geld dazu. Denn auch die rechtschaffensten Männer widerstreiten nicht immer den Geschenken ihrer Freunde: sie halten es für unedel und niedrig, Geschenke aus Geitz anzunehmen, um sie hinzulegen, aber sie verwerfen sie nicht, wenn Ruhm und eine uneigennützige Ehre damit verbunden ist.

In Absicht des Dreyfusses zeigt Panätius, daß sich Demetrius durch die Gleichheit des Namens hat verführen lassen; denn vom Anfange des Persischen Krieges bis zum Ende des Peloponnesischen findet man nur zwey Aristiden in den öffentlichen Verzeichnissen, die bey den von ihnen angestellten Schauspielen den Preis erhalten hätten: davon aber sey keiner dieser Aristides, des Lysimachus Sohn,

sondern einer des Xenophilus Sohn, und der andere habe viel später gelebt, wie man aus der veränderten Orthographie, die erst nach dem Euklides aufkam, und aus dem Namen Archestratus sehen könne, da die ganze Zeit des Persischen Krieges hindurch kein einziger Aufseher der Schauspiele Archestratus, während dem Peloponnesischen Kriege aber viele Schauspielaufseher so geheißen haben. Aber des Panätius Einwürfe könnten vielleicht noch einer genauen Untersuchung bedürfen.

Was aber den Ostracismus betrift, so war ein jeder demselben ausgesetzt, der sich entweder durch sein vornehmes Geschlecht, oder durch seinen erlangten Ruhm, oder durch seine Beredtsamkeit über den gemeinen Stand erhoben hatte, daher wurde auch Damon, der Lehrmeister des Perikles, weil er an Verstande die andern Bürger übertraf, aus Athen verbannt.

Idomeneus erzehlt, daß Aristides nicht durch das Loos, sondern durch die Wahl des Athenienschen Volks die Archontenschaft erhalten. Wenn er, wie selbst Demetrius Phalereus angiebt, diese Würde nach der Schlacht bey Platäa erhalten hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß man ihn wegen des bey diesem Siege erlangten Ruhms und wegen seiner grossen Verdienste einer Ehre würdig geachtet hat, zu welcher sonst andere durch ihren Reichthum gelangten. Und Demetrius bemüht sich nicht allein den Aristides, sondern auch den Sokrates als gar nicht arme Leute darzustellen, als wenn die Armuth ein grosses Uebel wäre. Vom Sokrates behauptet er, daß er nicht nur ein eigen Haus, sondern auch

ein Capital von siebzig Minen*) auf Interessen beym Krito stehen gehabt habe.

Aristides war ein Freund vom Klisthenes, welcher nach Vertreibung der Tyrannen die vorige Regierungsform von Athen wieder hergestellt hatte;**) aber er bewunderte unter allen Staatsmännern den Lacedämonischen Gesetzgeber Lykurg am meisten. Er war der aristokratischen Regierungsform sehr ergeben, und hatte dabey den Themistokles, des Neokles Sohn, welcher es immer mit dem Volke hielt, zu seinem beständigen Gegner. Einige erzehlen, daß Aristides und Themistokles mit einander erzogen worden, und von ihrer frühesten Jugend an beständig in allen ernsthaften Beschäftigungen und Lustbarkeiten, auch bey Spielen, sich nicht mit einander haben vertragen können. Man entdeckte dabey sehr bald ihre verschiedenen Charaktere. Der eine war behend, unternehmend, listig, und that alles mit einer schnellen Leichtigkeit: der andere war gesetzt, von standhaftem Wesen, auf eine strenge Art gerecht, und konnte Lügen, Leichtsinn und List auch nicht einmal beym Spielen leiden.

Aristo aus Chios erzehlt, daß die Feindschaft dieser beyden Männer ihren Ursprung in einer Lie-

*) 875 Rthlr. Die Athenienſischen Interessen, welche monatlich abgetragen werden mußten, betrugen 5 bis 8 pro Cent.

**) Er hatte drey und zwanzig Jahr vor der Marathonischen Schlacht den Sohn des Pisistratus, Hippias, verjagt, und sich auch gegen den Isagoras behauptet, die Athenienser in zehn Stämme abgetheilt, und die Freyheit ihres Staats von neuen gegründet.

besgeschichte habe, und nachher so groß geworden sey. Nämlich Stesileos, aus Keos gebürtig, ein Jüngling von ausnehmend vortreflicher Gestalt und Schönheit, sey von beyden sehr stark geliebt worden, und ihre darüber entstandene Eifersucht habe sich auch nicht verloren, da schon die Schönheit des Jünglings vorbey gewesen wäre, und ihre Feindschaft habe fortgedauert, da schon beyde sich gänzlich den Staatsgeschäften gewidmet hätten.

Themistokles suchte sich einen großen Anhang zu machen, und verschafte sich dadurch Schutz und kein geringes Ansehen, so daß er auch einem, der zu ihm sagte, er würde den Athenienſischen Staat recht gut regieren, wenn er nur unpartheyischer und gegen alle gleich gesinnt seyn wollte, zur Antwort gab: Ich mag nicht auf einem solchen Richterstuhle sitzen, wo meine Freunde vor denen, die mich nichts angehen, nichts voraus haben sollen. Aristides hingegen gieng in der Staatskunst seinen Weg vor sich allein. Er wollte eben so wenig wegen Freunde ungerecht seyn, als ihnen durch nicht erzeigte Gefälligkeiten unangenehm werden, zumal da er sahe, daß der Einfluß der Freundschaften so viele zu Ungerechtigkeiten verleitete. Er vermied dergleichen Anhang, und glaubte, ein rechtschaffener Bürger des Staats brauche sich auf nichts weiter als auf seine rechtschaffenen Handlungen und Reden zu verlassen.

Allein, da Themistokles viel sonderbare Dinge unternahm, und ihm schlechterdings alles, was er in Staatsgeschäften vorbrachte, hintertrieb, so fand er sich gewissermassen genöthigt, theils um sich zu

vertheidigen; theils um des Themistokles Ansehen, das täglich durch die Gunst des Volks sich vermehrte, zu dämpfen, auch allen Unternehmungen des Themistokles sich zu widersetzen. Er hielt nunmehr für besser, einige Vortheile des Athenienſischen Volks zu verabsäumen, als den Themistokles so weit kommen zu lassen, daß er alles, was er wollte, durchsetzte, und die Oberhand im Staate hätte. Endlich kam es so weit, daß er auch in den nützlichsten Vorschlägen dem Themistokles Widerstand that, daher er auch einstmals, da er eine gute Sache von ihm hintertrieben, beym Weggehen aus der Versammlung sagte: Die Athenienser werden nicht eher glücklich seyn, bis sie den Themistokles und mich ins ewige Staatsgefängniß *) geworfen haben.

Ein andermal that er einen Vorschlag, und setzte ihn, ohnerachtet vieler Widersprüche und Streitigkeiten darüber, durch; als aber der vorsitzende Senator das Volk darüber wollte die Stimmen sammeln lassen, stand er von seinem Vorschlage ab, weil er aus den dawider gehaltenen Reden bemerkt hatte, daß die Sache nicht nützlich seyn würde. Oefters ließ er auch seine Vorschläge durch andere vortragen, damit nicht Themistokles durch seine Eifersucht gegen ihn das Beste des Staats hindern möchte.

Am meisten war die Gleichmuth zu bewundern, mit welcher er sich bey den Staatsgeschäften so gewöhnlichen Veränderungen betrug. Ehrenbezeigungen machten ihn eben so wenig stolz als widrige Be-

*) βάραθρον. So hieß das Criminalgefängniß der Athenienser, in welchem die Verbrecher umgebracht wurden.

gegnungen niedergeschlagen oder unruhig: er glaubte, man müsse dem Vaterlande dienen, ohne Ehre und Belohnungen zu verlangen. Daher kam es, daß, als einstmals auf dem Athenienſischen Theater das Schauspiel des Aeschylus, Sieben wider Theben, aufgeführt wurde, bey dem folgenden Lobe auf dem Amphiaraus:

Gerecht zu seyn und nicht zu scheinen strebt der Mann,
In tiefen Grunde liegt sein edler Sinn,
Und theure Weisheit keimt daraus hervor:

alle Zuschauer ihre Blicke auf den Aristides wandten, und ihn als denjenigen betrachteten, dem der Lobspruch einer solchen Tugend allein zukäme.

Er war aber nicht allein fähig der Freundschaft und Gunst, sondern auch dem Zorne und der Feindschaft zu widerstehen, wenn es darauf ankam, gerecht zu seyn. Als er einstmals einen seiner Feinde vor Gericht anklagte, und die Richter, nach geschehener Anklage, den Beklagten nicht anhören, sondern sogleich zur Stimmensammlung schreiten wollten, so sprang er auf, und bat mit dem Beklagten zugleich, daß sie ihm Recht widerfahren lassen und anhören möchten. Ein andermal richtete er über eine Klage zwischen zwey Bürgern, und der eine sagte, sein Gegner habe auch den Aristides stark beleidigt. Aber Aristides antwortete: Sage mir, lieber Freund, nur das, womit er dich beleidigt hat, denn jetzt bin ich dein und nicht mein Richter. Wie er Aufseher der öffentlichen Einkünfte des Staats wurde, so zeigte er, wie viel Geld die andern Staats-

Rentmeister untergeschlagen hätten, und besonders Themistokles:

Denn dieser kluge Mann war seiner Hand nicht mächtig.

Aber Themistokles machte sich, um Rache zu nehmen, einen großen Anhang wider den Aristides, und klagte ihn bey Ablegung der Rechnung an, daß er auch öffentliche Gelder entwandt hätte, und brachte es, wie Idomeneus erzehlt, dahin, daß das Urtheil wider den Aristides ausfiel. Allein die Vornehmsten und Rechtschaffensten in Athen mißbilligten dieses so sehr, daß ihm die zuerkannte Strafe erlassen, und er sogar wieder auf das folgende Jahr zum Staats-Rentmeister erwählt wurde. Nunmehr stellte er sich, als wenn ihm seine vorige Strenge gereuete, bewies sich in allem viel nachsichtiger, und machte sich dadurch bey denen gefällig, welche nun, ohne genaue und scharfe Untersuchungen befürchten zu dürfen, sich aus der öffentlichen Staatskammer bereichern konnten. Sie lobten den Aristides aufs höchste, und bemüheten sich äußerst, das Volk zu bewegen, daß es ihn wieder aufs neue zum Rentmeister erwählen möchte. Als aber eben die Wahl vorgenommen werden sollte, machte Aristides seinen Mitbürgern Vorwürfe. — „Da ich, sagte er, eure Staatseinkünfte getreu und gut verwaltet hatte, wurde ich von euch beschimpft, jetzt, da ich die öffentliche Kammer habe bestehlen lassen, werde ich als der beste Bürger verehrt. Ich schäme mich über die Ehre, die ihr mir jetzt erweiset, mehr als über das Urtheil, das ihr vordem über mich fälltet. Ich bedaure euch, daß es unter euch mehr Ehre bringt,

Bösewichtern gefällig zu seyn, als das Beste des Staats zu besorgen.“ Darauf entdeckte er die Diebereyen, die an den öffentlichen Geldern waren begangen worden, machte diejenigen, die vorher so sehr zu seinem Lobe geschrien, und ihm das beste Zeugniß gegeben hatten, ganz stille, und erwarb sich bey den Rechtschaffenen den Ruhm des gerechten redlichen Mannes.

Als der Persische König Darius den Datis mit einer Flotte abgeschickt hatte, unter dem Vorwande, die Athenienser wegen der Verwüstung der Stadt Sardis zu bestrafen, der wahren Absicht nach aber Griechenland unter die Persische Bothmäßigkeit zu bringen, so wählten die Athenienser zu dem bevorstehenden Kriege, indem Datis bey Marathon gelandet hatte, und das ganze Land da herum verwüstete, zehn Generale, unter denen Miltiades das größte Ansehen, Aristides aber nächst ihm den größten Ruhm und das meiste Ansehen hatte. Und er gab auch der Meinung des Miltiades, daß man eine Schlacht wagen müßte, durch seinen Beytritt das größte Gewicht.

Es war ausgemacht, daß der Oberbefehl unter den zehn Athenienſischen Generalen täglich abwechseln sollte. Als aber die Reihe an den Aristides kam, so überließ er dem Miltiades den Oberbefehl, und zeigte dadurch seinen Nebengeneralen, daß es keine Schande, sondern Ehre, und den Vortheilen des Staats nützlich sey, wenn man Männern von Verstande Gehorsam leiste, und unter ihnen stehe. Er unterdrückte auf diese Art auch alle Eifersucht, und bewog die andern Generale, nur immer der einzi-

gen besten Meinung sich zu unterwerfen, und die Gewalt des Miltiades durch ein ununterbrochenes Commando zu bestärken: sie überließen ihm alle den beständigen Oberbefehl, und hoben die tägliche Abwechslung darinnen auf.

In der Marathonischen Schlacht kam das Centrum des Athenienſischen Heeres am meisten ins Gedränge, und die Feinde kämpften lange Zeit mit den beyden Stämmen Leos und Antiochus, wobey sich besonders Themistokles und Aristides, die neben einander standen, weil jener aus dem Stamme Leo, und dieser aus Antiochus war, vorzüglich tapfer verhielten. Als nach erhaltenem Siege die Feinde sich wieder zu Schiffe begeben hatten, und man gewahr wurde, daß sie nicht nach den Inseln zurück schiften, sondern, von Wind und Wasser getrieben, gerade nach Attica zufuhren, so befürchtete man, daß Athen selbst, das jetzt nicht gehörige Besatzung hatte, möchte von den Feinden eingenommen werden, und neun Stämme marschirten daher wieder in aller Eile nach Athen zurück, wo sie auch noch an demselben Tage eintrafen. Aristides aber blieb mit seinem Stamme zu Marathon, um die Gefangenen und die Beute zu bewachen.

Auch hier übertraf er die Hoffnung, die man sich von ihm gemacht hatte. Er berührte nicht das Gold und Silber, die kostbaren Kleider, und alle die mannichfaltigen in den Zelten und auf den weggenommenen Schiffen vorhandenen Schätze, ließ auch andere nichts davon anrühren, und es geschah ohne sein Wissen, daß sich einige bey dieser Gelegenheit bereicherten. Unter diesen war ein gewisser Kallias,

der das Amt eines Fakkelträgers bey den heiligen Ceremonien besaß. Ihm fiel ein Perser in die Hände, den er wegen seines lang herunterhängenden Haares und seiner Kopfbinde für einen König hielt. Der Perser ergrif seine Hand, fiel vor ihm nieder, und führte ihn zu einen Brunnen, wo eine Menge Gold versteckt war. Kallias bezeigte sich hier als den grausamsten und ungerechtesten Mann von der Welt, nahm das Gold weg, und brachte den Perser um, damit er die Sache nicht verrathen könnte. Daher soll es kommen, daß die alten komischen Dichter von Athen alle die zum Geschlechte des Kallias gehören, in einem spöttischen Bezuge auf diese Geschichte, Lakkopluten, Brunnenreiche, nennen.

Aristides erhielt bald nach dem Marathonischen Siege die Athenienſische Archontenschaft, nach welcher das Jahr genannt wird. Demetrius Phalereus sagt zwar, daß Aristides erst kurz vor seinem Tode, nach der Schlacht bey Platäa, zu dieser Würde gelangt sey. Aber in allen Verzeichnissen der Archonten findet sich der Name Aristides nicht nach den Xanthippides, unter welchem Mardonius bey Platäa geschlagen wurde, sondern gleich nach dem Phanippus, unter dessen Regierung die Marathonische Schlacht gewonnen wurde.

Unter allen Tugenden des Aristides wurde keine so sehr bemerkt als die Gerechtigkeit, weil keine von so fortdauerndem allgemeinen Nutzen war. Daher bekam auch dieser arme gemeine Bürger den königlichen und göttlichen Zunamen des Gerechten; einen Zunamen, um welchen sich kein König und kein Tyrann beeiferte, welche sich lieber Städteeroberer,

Blitze, Sieger, einige auch Adler und Habichte nennen ließen, und mehr den Ruhm der Gewalt und Macht als die Ehre der Tugend achteten. Obgleich unter den dreyen Eigenschaften, durch welche die Götter, denen doch die Fürsten so gern ähnlich seyn wollen, sich von den Menschen unterscheiden, nämlich der Unsterblichkeit, der Macht und der Tugend, die Tugend das Erhabenste und Göttlichste ist, denn auch der leere Raum und die Elemente sind unverweslich, und Gewalt haben auch Erdbeben, Blitze, Sturmwinde, Wasserfluthen, aber der Gerechtigkeit sind die Götter bloß dadurch fähig, daß sie den höchsten Verstand haben. Und wegen dieser drey Eigenschaften der Götter haben auch die Menschen gegen sie eine dreyfache Empfindung, Bewunderung, Furcht, Verehrung. Wir bewundern die Götter und preisen sie glücklich wegen ihrer Unsterblichkeit, wir fürchten uns vor ihnen wegen ihrer Macht, und wir verehren und lieben sie wegen ihrer Gerechtigkeit. Gleichwohl wünschen wir uns nur Unsterblichkeit, deren unsre Natur nicht fähig ist, und Macht, die meistens vom Ungefähre abhängig ist; aber die Tugend, die einzige göttliche Eigenschaft, die wir zu erlangen fähig sind, setzen wir hinten an, und bedenken dabey nicht, daß auch ein Leben mit grosser Macht, Glück und Herrschaft, nur durch Gerechtigkeit göttlich, durch Ungerechtigkeit hingegen viehisch wird.

Aristides hatte das Schicksal, daß eben derjenige Zuname, den ihm die Hochachtung gegeben hatte, in der Folge den Neid erweckte, weil besonders Themistokles allenthalben ausbreiten ließ, Aristides habe dadurch, daß er der allgemeine Richter

sey, alle Gerichte aufgehoben, und unvermerkt sich eine monarchische Herrschaft, ohne dem äußerlichen Ansehen davon, erworben. Das Athenienſische Volk war ohnehin schon durch seine Siege so hochmüthig geworden, daß es sich in seinen Gedanken über die größten Männer hinweg setzte, und jeden haßte, der sich durch Ruhm und Ehre auszeichnete. Mit solchen Gesinnungen liefen die Athenienſischen Bürger von allen Orten her in Athen zusammen, und verwiesen durch eine Stimmensammlung den Aristides auf zehn Jahr aus Athen. Zum Vorwande ihres Neides brauchten sie das Vorgeben der Furcht vor einer monarchischen Herrschaft.

Diese Art von Verweisung, welche Ostracismus hieß, war keine Strafe eines Verbrechens, sondern man gab ihr den gelinden Namen einer Demüthigung und Züchtigung eines zu sehr erhobenen, dem Staate beschwerlichen Ansehens. Sie war ein sanfter Trost des Neides, der sein Mißvergnügen zu keiner harten Rache, sondern nur zu einer zehnjährigen Entfernung von der Stadt ausließ. Und diese Art von Verbannung hörte ganz auf, da man anfieng sie gegen einige niedrige und schlechte Menschen zu gebrauchen: der letzte, der durch den Ostracismus bestraft wurde, hieß Hyperbolus, und die Ursache dazu war diese. Alcibiades und Nicias, die beyde das größte Ansehen zu Athen hatten, waren einander entgegen. Das Athenienſische Volk wollte endlich zum Ostracismus schreiten, und einen von beyden mußte diese Strafe treffen. Da verglichen sie sich geschwind mit einander, vereinigten ihren Anhang zusammen, und brachten es dadurch dahin, daß

Hyperbolus verwiesen wurde *). Von der Zeit an hielt das Volk diese Art von Verbannung für beschimpft und verunehrt, und hob sie gänzlich auf.

Es pflegte bey dem Ostracismus so zuzugehen. Jeder Athenienſischer Bürger schrieb auf eine Scherbe (ὄστρακον) den Namen desjenigen, den er verwiesen haben wollte, und legte ihn auf einen dazu bestimmten Ort auf dem Markte, der ringsherum mit Schranken umgeben war. Die Archonten zehlten zuerst die Scherben, die da lagen: wenn ihrer weniger als sechstausend waren, so fand die Verweisung nicht statt. Darauf legten sie die Scherben, die einerley Namen hatten, zusammen, und derjenige, mit dessen Namen die meisten Scherben bezeichnet waren, wurde auf zehn Jahr aus Athen verwiesen, behielt aber den Genuß seines ganzen Vermögens.

Man erzehlt, als die Verweisung des Aristides vor gewesen sey, wäre ein Bauer, der weder lesen noch schreiben gekonnt, dem Aristides begegnet, den er nicht gekannt, und habe ihn gebeten, auf eine Scherbe, die er ihm dargereicht, den Namen Aristides zu schreiben. Aristides habe den Bauer gefragt, ob ihm denn Aristides was zu Leide gethan habe? — Nichts in der Welt, sagte der Bauer, ich kenne auch den Mann gar nicht, aber ich kanns nicht leiden, daß ihn jedermann den Gerechten nennt. Aristides schrieb darauf, ohne ein Wort weiter zu sagen, seinen Namen auf die Scherbe, und gab sie dem Bauer. Als er die Stadt verließ, betete er mit gegen Himmel gehobenen Händen, ganz anders als

*) S. den 2. Th. dieser Biogr. des Plutarchs S. 235. u. ff.

der beleidigte Achill in der Ilias — möchte doch niemals eine Zeit kommen, da sich die Athenienser des Aristides erinnern müßten.

Im dritten Jahre seiner Verbannung rückte Xerxes durch Thessalien und Böotien ins Athenienſische Gebiet. Da wurde durch ein Edikt allen Verwiesenen die Rückkehr in ihr Vaterland verstattet. Man hatte sich am meisten gefürchtet, daß Aristides sich zu den Feinden schlagen, und viele andere auf die Parthey des Persischen Königs ziehen möchte, aber man hatte von diesem Manne sehr falsch geurtheilt, der schon, noch vor der Erscheinung des Edikts, die Griechen zur Vertheidigung ihrer Freyheit ermuntert hatte. Als er nach Athen zurück gekommen war, bewies er sich als den treusten Rathgeber und Hülfsgenossen des Themistokles, welcher unumschränkter Feldherr geworden war, und trug zur Vermehrung des Ruhms seines ärgsten Feindes, weil es die Wohlfahrt des Vaterlandes erforderte, ungemein viel bey.

Als Eurybiades die Insel Salamis verlassen wollte, und die feindlichen Schife des Nachts den Weg versperrt, und die Inseln ringsherum eingeschlossen hatten, so wagte es Aristides, auch in der Nacht, von Aegina mit gröſter Gefahr durch die feindlichen Schife durchzuschifen, kam vor das Zelt des Themistokles, und rief ihn heraus, um ihn allein zu sprechen: — „Laß uns, Themistokles, sprach er, klug seyn, und unsre nichtige und kindische Feindschaft jetzt bey Seite setzen, und vielmehr in einem edlen und nützlichen Wetteifer mit einander Griechenland zu erhalten suchen, du als oberster Befehlshaber, und ich als dein Freund und Rathgeber. Ich halte deinen Vorschlag, den ich erfahren habe, so-

bald als möglich in dieser Meerenge ein Seetreffen zu liefern, für den allerbesten. Und es scheint, daß bey der Widersetzung deiner Bundesgenossen dagegen, die Feinde selbst dein Vorhaben bewerkstelligen helfen: denn das Meer ist ringsherum mit feindlichen Schifen angefüllt, so daß auch diejenigen, die keine Lust dazu haben, sich durch die Nothwendigkeit gezwungen sehen, brave Leute zu seyn, und zu fechten; denn alle Wege zur Flucht sind abgeschnitten."

Themistokles antwortete dem Aristides: „Ich hoffe nicht, Aristides, daß du mich durch deine Großmuth übertreffen sollst; ich werde mich bemühen, da du den Anfang zu einem so edlen Wetteifer gemacht hast, durch thätige Beweise der Freundschaft dir zuvor zu kommen." Darauf entdeckte er ihm den Entwurf, den er gemacht hatte, den Persischen König in die Falle zu locken, und bat ihn, den Eurybiades, bey dem Aristides viel vermochte, zu einer Schlacht zu bereden, und ihm vorzustellen, daß es unmöglich sey, ohne eine Seeschlacht sich zu retten. Als daher in dem gehaltenen Kriegsrathe Kleokritus aus Korinth gegen den Vorschlag des Themistokles Einwendungen machte, und sich auf den Aristides berief, der gewiß auch nicht der Meinung des Themistokles sey, weil er ganz stille schwiege, so antwortete Aristides darauf, „er würde nicht stille geschwiegen haben, wenn er die Meinung des Themistokles nicht billigte, und er schwiege nicht aus Liebe zu dem Manne, sondern aus Beyfall für seinen Vorschlag." Die Griechischen Generale beschlossen also eine Schlacht zu liefern.

Indessen hatte Aristides bemerkt, daß die kleine

Insel Psyttalia, in der Meerenge vor Salamis, mit feindlichen Truppen ganz angefüllt war. Er setzte sich mit den tapfersten und bereitwilligsten Soldaten in kleinen Schifen nach der Insel über, griff die feindlichen Truppen an, und tödtete alle bis auf einige der Vornehmsten, die er zu Gefangenen machte. Unter diesen befanden sich auch die drey Söhne der Schwester des Persischen Königs, Sandauce, welche sogleich zum Themistokles geschickt wurden, und einem Orakel zufolge, auf Anrathen des Wahrsagers Euphrantides, dem Bacchus Omestus sollen seyn geopfert worden.

Aristides besetzte dieses Inselchen allenthalben mit Soldaten, und traf solche Anstalten, daß alle Feinde, die dahin verschlagen wurden, nicht entkommen konnten, und alle griechischen Schife, die da ankamen, sicher waren. Es scheint, daß sich in dieser Gegend die Schife am meisten gedrängt haben, und daß auch in der nachherigen Schlacht dort das heftigste Gefecht gewesen sey; denn das Siegeszeichen wurde auf dieser Insel errichtet.

Nach der gewonnenen Schlacht entdeckte Themistokles dem Aristides ein neues Vorhaben, um seine Meynung darüber zu hören. „Unser erhaltener Sieg, sagte er, ist ein schönes Werk, aber es ist ein noch schöneres für uns übrig, wir müssen in aller Eile nach den Hellespont schifen, dort die Brücken abwerfen, und Asien in Europa gefangen nehmen.“ Aristides schrie dagegen, Themistokles möchte ja diesen Anschlag fahren lassen, und sich alle mögliche Mühe geben, den Persischen König sobald als möglich aus Griechenland wegzuschaffen,

damit er nicht durch die Nothwendigkeit, wenn er nicht entfliehen könnte, mit seiner so grossen Macht zu einer tapfern Gegenwehr getrieben würde. Diese Vorstellung fand beym Themistokles so viel Eingang, daß er einen Verschnittenen unter den Gefangenen, mit Namen Arnaces, zum Persischen König schickte, und ihm insgeheim melden ließ, daß die Griechen mit aller Gewalt nach den Hellespont schifen, und dort die Brücken abreissen wollten, er habe aus Sorgfalt für das Leben des Königs sie noch bisher zurückgehalten. Xerxes erschrack über diese Nachricht so sehr, daß er sogleich nach dem Hellespont zu marschirte, ließ aber den Mardonius mit dreymalhundert tausend Mann der besten Trüppen in Griechenland.

Mardonius war mit dieser Macht noch sehr furchtbar, und verließ sich auch so sehr darauf, daß er den Griechen drohte, und an sie schrieb: „Ihr habt mit euren Schifen Truppen überwunden, die nur zu Lande zu fechten verstehen, aber die Ruder nicht führen können. Jetzt giebt uns Thessalien und Böotien ein weites Feld, auf welchem die tapfre Landtruppen mit einander fechten können.“ An die Athenienser schickte er ein besondres Schreiben, und trug ihnen im Namen des Königs an, daß der König ihre Stadt wieder aufbauen lassen wollte, ihnen auch viele Reichthümer und die Oberherrschaft von Griechenland verschaffen wollte, wenn sie von dem Kriege gegen ihm abstünden.

Die Lacedämonier schickten, voll Furcht über die von diesen Vorschlägen erhaltene Nachricht, Gesandte zu den Athenienſern, und liessen sie bitten, ihre

Kinder und Weiber nach Sparta zu schicken, und den Unterhalt für ihre alten Leute auch nur von den Lacedämoniern zu nehmen, denn das Athenienſiſche Volk befand ſich in groſſer Dürftigkeit, weil die Perſer ihre Stadt und ihr Land gänzlich zerſtört hatten. Man gab, nachdem der Vortrag der Geſandten war angehört worden, den Lacedämoniern folgende, im Namen des ganzen Staats ausgefertigte ſchriftliche Antwort, welche Ariſtides aufgeſetzt hatte, und die Bewunderung verdient. — „Die Athenienſer verzeihen es den Perſern, wenn ſie glauben, daß ſie alles mit Geld kaufen können, weil ſie nichts koſtarers kennen: aber den Lacedämoniern bezeugen ſie ihr Mißfallen, daß ſie bloß auf den gegenwärtigen Mangel und Dürftigkeit der Athenienſer ſehen, und ohne ihrer Tapferkeit und Ruhmbegierde ſich zu erinnern, ihnen zumuthen, für ihre Ernährung Griechenlands Freyheit zu verfechten.“

Nachdem Ariſtides dieſe ſchriftliche Erklärung ausgefertigt hatte, ließ er die Geſandten in die öffentliche Verſammlung kommen, und ſagte ihnen, ſie möchten den Lacedämoniern melden, daß weder auf der Erde noch unter der Erde ſo viel Gold zu finden ſey, daß dafür die Athenienſer die Freyheit Griechenlands verkaufen würden. Den Abgeordneten des Mardonius aber zeigte Ariſtides die Sonne mit dieſen Worten: „So lange dieſe auf ihrem Wege fortlaufen wird, werden auch die Athenienſer mit den Perſern wegen ihres verwüſteten Landes und entheiligten und zerſtörten Tempel Krieg führen.“ Zugleich brachte er es dahin, daß beſchloſſen wurde, die Prieſter ſollten alle diejenigen verfluchen, wel-

che sich mit den Persern in Unterhandlungen einlassen, oder den gemeinen Bund der Griechen verlassen würden.

Als Mardonius zum zweytenmale in Attica einbrach, so begaben sich die Athenienser wieder nach Salamis, und Aristides gieng als Gesandter nach Lacedämon, um sich über der Lacedämonier Zaudern und Nachlässigkeit zu beschweren, mit welcher sie nun Athen abermals den Persern Preis gegeben hätten, und zugleich dringende Vorstellungen zu thun, daß sie dem, was noch von Griechenland erhalten werden könnte, zu Hülfe kommen möchten. Die Ephoren zu Lacedämon schienen darauf so wenig zu achten, daß sie den Tag, da ihnen dieser Vortrag gemacht wurde, mit Spielen und Lustbarkeiten zubrachten, denn es wurde eben das Fest Hyacynthia gefeyert; aber in der Nacht darauf schickten sie, ohne daß es die Athenienser wußten, ein auserlesenes Heer Spartaner von fünftausend Mann ab, davon jeder sieben Heloten bey sich hatte. Als Aristides am folgenden Tage seine Vorstellungen wiederholte, so antworteten sie ihm, er müsse träumen, und nicht wissen was er rede, denn die Spartanischen Hülfstruppen wären schon bey Oresteum angelangt, und im vollen Anmarsche gegen die Fremden (so nannten sie die Perser). Aristides sagte, jetzt wäre es nicht Zeit zu scherzen, und man müsse jetzt nicht die Freunde, sondern die Feinde hintergehn. Diese Umstände erzehlt Idomeneus. Aber in dem Dekrete, welches selbst Aristides ausgefertigt hat, steht er nicht als Gesandter genannt, sondern Cimon, Xanthippus, und Myronides.

Aristides wurde zum unumschränkten Befehlshaber der Athenienſiſchen Truppen ernannt, und gieng mit achttauſend Mann nach Platäa, wo Pauſanias, der das Oberkommando der ganzen griechiſchen Armee hatte, mit ſeinen Spartanern zu ihm ſtieß, und die Truppen der übrigen griechiſchen Völker ſich auch insgeſammt einfanden. Die Feinde hatten ihr Lager an dem Ufer des Fluſſes Aſopus aufgeſchlagen, welches ſo groß war, daß man es nicht überſehen konnte; um den Platz, wo ihr Gepäcke und ihre Koſtbarkeiten ſtanden, war eine viereckigte Mauer gezogen, davon jede Seite zehn Stadien lang war.

Tiſamenes, aus Elea, weiſſagte dem Pauſanias und den Griechen überhaupt den Sieg unter der Bedingung, daß ſie ſich bloß wehrten, und nicht angriffen. Aristides ſchickte nach Delphos, und erhielt vom Apollo die Antwort: „Die Athenienſer werden die Feinde überwinden, wenn ſie dem Jupiter, der Juno auf Citháron, dem Pan, und den ſphragitiſchen Nymphen Gelübde thun, den Heroen, Androkrates, Leukon, Piſander, Damokrates, Hypſion, Aktäon und Polyidus Opfer bringen, und in ihrem eignen Lande, auf den eleuſiniſchen Feldern der Ceres und Proſerpina, ſich mit dem Feinde ſchlagen.“ Dieſes Orakel beunruhigte den Ariſtides ſehr, denn die Heroen, denen er opfern ſollte, waren die alten Vorfahren der Platäer, und die Grotte der ſphragitiſchen Nymphen war auf einer Spitze des Berges Citháron, dem Orte gegen über, wo die Sonne im Sommer untergieng, wo auch vormals ein Orakel geweſen war, von dem viele Einwohner

der dasigen Gegend begeistert geworden seyn sollen, die Nympholepten, Nymphenbegeisterte, genannt wurden; aber die Felder der eleusinischen Ceres, die in Attica lagen, und der Umstand im Orakel, daß die Schlacht sollte im eignen Gebiete der Athenienser gewonnen werden, schienen anzudeuten, daß der Krieg sich wieder nach Attica ziehen sollte.

Indessen hatte der General der Platäer, Arimnestus, einen Traum, in welchen ihm Jupiter der Erhalter erschien, und ihn fragte: Was sind die Griechen in Willens zu thun? — Wir werden, antwortete Arimnestus, morgen mit der Armee nach Eleusis aufbrechen, und dort, einem Orakel zufolge, den Feinden eine Schlacht liefern. Jupiter antwortete: Ihr irrt euch gänzlich, der vom Orakel bestimmte Ort ist in der Gegend von Platäa, und wenn ihr ihn suchet, so werdet ihr ihn finden. Da diese Erscheinung dem Arimnestus so deutlich vorgekommen war, so ließ er, sobald er aufgestanden war, die erfahrensten und ältesten Platäer zu sich kommen, und erfuhr, da er sich mit ihnen über den Traum unterredete, daß bey der Stadt Hysia, am Berge Cythäron, ein alter Tempel stände, welcher der Tempel der eleusinischen Ceres und der Proserpina genannt würde.

Darauf gieng Arimnestus sogleich zum Aristides, und beyde besahen den angezeigten Ort. Sie fanden den Platz sehr bequem, das Fußvolk darauf zu stellen, um nicht von der überlegenen feindlichen Reuterey zu viel zu leiden, weil der untre Theil des Berges Cithäron, der sich bis an den Tempel erstreckte, die Bewegungen der Reuterey hindern

würde; sie fanden auch nahe dabey den Tempel des Androkrates, mit dichten schattigten Bäumen umgeben. Und damit kein Wort des Orakels die Hoffnung zum Siege ungewiß machte, so hoben die Plataer, auf den Vorschlag des Arimnestus, die bisherigen Grenzen ihres Gebiets gegen Attica auf, und schenkten diese Gegend den Athenienſern, weil die Athenienſer nach dem Orakel in ihrem eignen Lande die Freyheit Griechenlands gegen die Perſer verfechten ſollten. Dieſe Großmuth der Plataer wurde ſo berühmt, daß in den folgenden Zeiten Alexander, als er ſchon Herr von Aſien war, die Stadt Platäa mit einer Mauer umgeben, und bey den Olympiſchen Spielen durch einen Herold ausrufen ließ: „Der König Alexander vergilt den Plataern dadurch ihre ehemalige Entſchloſſenheit und Großmuth, mit welcher ſie in dem Perſiſchen Kriege den Athenienſern ein Stück von ihrem Lande geſchenkt, und ſich ſo herzhaft betragen haben.“

Es entſtand unter den Athenienſern und Tegeaten ein Streit in Abſicht der Schlachtordnung, indem dieſe verlangten, ſo wie die Lacedämonier immer auf den rechten Flügel ſtünden, auf den linken Flügel geſtellt zu werden, wobey ſie mit dem Lobe ihrer Vorfahren häufig prahlten. Die Athenienſer waren darüber ſehr unwillig, allein Ariſtides that deswegen Vorſtellungen: — „Die gegenwärtigen Umſtände, ſagte er, erlauben es nicht, daß wir uns mit den Tegeaten, in einen Streit über den Vorzug des Anſehns und der Tapferkeit einlaſſen, aber euch Spartanern und übrigen Griechen ſagen wir, daß der Platz, wo man ſteht, weder Tapferkeit

giebt noch wegnimmmt. Wir Athenienser werden suchen, dem Platze, den ihr uns in der Schlachtordnung anweiset, Ehre zu machen, und ihn behaupten, und unsern vorigen erhaltnen Siegen keinen Schimpf machen. Wir sind nicht hieher gekommen, um uns mit unsern Bundesgenossen zu streiten, sondern mit den Feinden zu fechten. Wir wollen unsre Voráltern nicht rühmen, wir wollen uns selbst vor den Augen von ganz Griechenland als tapfre Männer zeigen, und die bevorstehende Schlacht soll jeder Stadt, jedem Officier, und jedem Soldaten seinen Rang unter den Griechen bestimmen.“ Auf diese Rede entschieden die versammelten Generale zum Vortheile der Athenienser, und gestanden ihnen den Platz auf dem linken Flügel zu.

Indem Griechenland so über den Ausgang dieses Krieges in Ungewißheit schwebte, und es besonders um Athen sehr mißlich stand, traten verschiedene Männer aus den angesehensten und reichsten Häusern zusammen, die im Kriege arm geworden waren, und mit ihrem Reichthume zugleich ihre Gewalt und ihr Ansehn in Athen verloren hatten, und andre in dem Besitze des Ansehns und der Ehre sahen, und hielten heimlich in einem Hause zu Platäa Zusammenkünfte, in denen sie sich verschworen, die ganze Regierungsform zu Athen umzustürzen, und wenn ihnen dieses nicht gelingen sollte, das äusserste zu wagen, und Athen den Persern zu verrathen. Diese Zusammenverschwörung, die sich in der Armee ausbreitete, und immer grösser wurde, entdeckte Aristides, aber die damaligen Umstände, und die Ungewißheit, ob sich die Untersuchung

nicht auf eine gar zu grosse Menge erstrecken würde, bewogen ihn, die Gerechtigkeit dem allgemeinen Besten hintanzusetzen, und diese Sache weder gänzlich zu vernachlässigen, noch völlig zu entdecken. Er ließ von der ganzen Rotte nur acht Personen in Verhaft nehmen, von denen die beyden Rädelsführer, denen der Prozeß zuerst gemacht wurde, Aeschines, ein Lamprenser, und Agesias, ein Acharnenser, sich durch die Flucht retteten, worauf er die andern auch loß ließ, damit diejenigen, welche glauben konnten, daß sie noch nicht angegeben wären, Gelegenheit bekämen, ihr Verbrechen zu bereuen, wobey er öffentlich sagte: „Das Schlachtfeld sollte ihr Richtplatz seyn, und sie könnten sich dort mit allen denen, die im Verdachte wären, durch Beobachtung ihrer Pflichten gegen das Vaterland rechtfertigen.“

Darauf machte Mardonius mit seiner Reuterey, womit er den Griechen überlegen war, verschiedene Versuche, und ließ die griechische Armee beständig beunruhigen, welche jedoch am Fusse des Berges Cithäron in einer steinigten Gegend sicher stand, ausser den Megarensern, die, dreytausend Mann stark, von der Persischen Reuterey auf allen Seiten angegriffen wurden, und viel litten; sie ließen deswegen auch den Pausanias um eilfertige Hülfe bitten, weil sie die grosse Macht der feindlichen Reuterey nicht aushalten könnten. Indem Pausanias diese Nachricht bekam, sahe er auch schon das ganze Lager der Megarenser mit der Menge der fliegenden Pfeile und Wurfspiesse ganz verdunkelt, und die Truppen ganz in die Enge getrieben: gleichwohl

war er nicht vermögend, mit seinen eignen Spartanern, die alle zu schwer gerüstet waren, sie wider die Reuterey zu beschützen. Er mußte also die andern Generale und Officiers der Griechen, die bey ihm waren, zu einem Hülfseifer zu bewegen suchen, und fragte, ob welche unter ihnen Herz und Ehrbegierde genug hätten, freywillig den Megarensern zu Hülfe zu eilen? Die andern machten Schwierigkeiten: Aristides aber übernahm es mit Athenienserm zu thun, und schickte den herzhaftesten seiner Officiere, Olympiodorus, mit dreyhundert auserlesenen Soldaten, und einigen Schützen, den Megarensern zu Hülfe.

Diese Mannschaft eilte so schnell als möglich an den bestimmten Ort. Sobald Masistius, der General der feindlichen Reuterey, ein Mann von ausserordentlicher Stärke, Grösse und Schönheit, dieses bemerkte, wandte er mit seiner Reuterey um, und sprengte auf die anrückenden Athenienser los, welche ihn herzhaft empfiengen. Es entstand ein so heftiges Gefecht, als wenn das Glück der Heere darauf beruhte. Das Pferd des Masistius wurde verwundet, und warf ihn ab, und er konnte wegen seiner schweren Rüstung weder aufstehn noch sich bewegen; aber die Athenienser konnten ihm auch nicht, so sehr sie über ihn herfielen, und auf ihn zu hieben, eine Wunde beybringen, weil nicht allein sein Kopf und seine Brust, sondern sein ganzer Körper allenthalben mit Gold, Erzt und Eisen bepanzert war, bis ihn endlich ein Soldat mit der Spitze seines Wurfspiesses durch die Oeffnung des Helms über dem Auge durchstieß, worauf die Perser mit Hinterlas-

fung des Körpers des Masistius die Flucht ergriffen. Die Griechen merkten die Wichtigkeit ihres Sieges, den sie wegen der geringen Anzahl der Gebliebenen für unbedeutend hielten, erst aus der Trauer der Feinde; denn diese beschoren, wegen des Verlusts des Masistius, nicht allein sich selbst, sondern auch die Pferde und Maulesel, und erfüllten das ganze Lager mit Heulen und Klagen, weil sie an den Masistius den tapfersten und vornehmsten General nach dem Mardonius verloren hatten.

Nach diesem Gefechte mit der Reuterey verhielten sich beyde Heere eine lange Zeit stille: denn die Wahrsager hatten sowohl den Persern als den Griechen prophezeyt, daß sie siegen würden, wenn sie sich nur wehrten, und geschlagen werden würden, wenn sie den Angrif thäten. Als aber endlich Mardonius nur noch auf wenige Tage mit Lebensmitteln versehen war, und die Armee der Griechen täglich durch neuen Zulauf verstärkt wurde, so beschloß er, nicht länger zu warten, gieng mit Tages Anbruch über den Asopus, und suchte die Griechen unvermuthet zu überfallen, gab auch schon seinen Officiers den Abend vorher die gehörigen Ordres.

Gegen Mitternacht kam ein Mann in der Stille vors griechische Lager geritten, und sagte zu den Schildwachen, sie möchten den Aristides zu ihm herausrufen, weil er ihn sprechen müßte. Als Aristides erschien, sagte der unbekannte Mann zu ihm: „Ich bin Alexander, der Macedonische König, und habe mich, aus Wohlwollen gegen euch, durch die größten Gefahren hieher begeben, damit ihr nicht durch einen Ueberfall der Feinde in Bestürzung ge-

ra-

rathen, und weniger tapfer kämpfen möchtet. Morgen wird euch Mardonius angreifen, nicht, weil er sich eine zuverläßige Hoffnung zum Siege macht, sondern weil er Mangel an Lebensmitteln hat; seine Wahrsager rathen ihm auf alle Weise von einer Schlacht ab, und seine Truppen sind muthlos und bestürzt; aber die Noth zwingt ihn, lieber sein Glück zu versuchen, als durch längeres Harren den äussersten Mangel zu erwarten." Alexander bat darauf den Aristides, diese Entdeckung nicht aus der Acht zu lassen, aber sie niemanden mitzutheilen, allein Aristides wandte dagegen ein, daß es nicht gut dem Pausanias, als dem obersten Feldherrn, könnte verborgen bleiben, doch solle es ausser diesem vor der Schlacht niemand weiter erfahren, wenn aber die Griechen den Sieg davon trügen, so solle dieser Eifer und dieses Wohlwollen des Königs keinem Menschen unbekannt bleiben. Darauf begab sich der Macedonische König wieder zurück, und Aristides in das Zelt des Pausanias, dem er die Nachricht entdeckte. Pausanias ließ sogleich die andern Generale zusammenkommen, und befahl ihnen, alle ihre Völker im fertigen Stande zu einer Schlacht zu halten.

Hiebey soll, wie Herodotus erzehlt, Pausanias dem Aristides den Vorschlag gethan haben, sich mit seinen Athenienſern auf den rechten Flügel zu stellen, um die Perſer gegen sich über zu haben, weil die Athenienſer gegen die Perſer am besten fechten würden, da sie schon diese Feinde gewohnt wären, und wegen ihrer vorigen Siege den größten Muth haben würden, er selbst wolle sich mit seinen Spartanern auf den linken Flügel stellen, wo die Grie-

chen, die es mit den Persern hielten, stehen würden. Die andern Athenienſischen Generale hielten dieſen Vorſchlag des Pauſanias für eine ſtolze Verwegenheit, da man die übrige Schlachtordnung ſo wie ſie wäre laſſen, und nur ſie bald da bald dorthin ſtellen, und wie die Heloten, dem härteſten Streite ausſetzen wollte. Aber Ariſtides ſtellte ihnen vor, daß ſie einen groſſen Fehler begehen würden, wenn ſie, nach jenem Streite mit den Tegeaten wegen des linken Flügels, in welchem ſie den ehrenvollen Vorzug, auf dieſen Flügel geſtellt zu werden, erhalten hätten, nunmehr, da ihnen die Lacedämonier freywillig den rechten Flügel, und gleichſam die oberſte Stelle überlieſſen, dieſe Ehre nicht annehmen, und es auch für keinen Vortheil achten wollten, daß ſie nicht wider ihre Landesleute und Verwandte, ſondern wider die Perſer, ihre natürlichen Feinde, fechten ſollten.

Nach dieſer Vorſtellung verwechſelten die Athenienſer ſehr bereitwillig mit den Lacedämoniern den Flügel, und riefen durch das Heer hindurch einander zu, und ermunterten einander. Die Feinde, ſagten ſie, haben noch keine andre Waffen, und nicht mehr Herz als die bey Marathon. Sie haben noch eben die Bogen, eben ſo bunte Kleider, und ſo viel Gold über weiche Körper und feige Seelen. Und wir haben auch noch unſre vorigen Waffen, und ſtarke Körper, und wegen unſrer vorigen Siege noch mehr Muth. Wir fechten auch jetzt nicht allein, wie vormals bey Marathon, für unſer Vaterland und Athen, ſondern auch für die Ehre unſrer Siege bey Marathon und Salamis, und müſſen zeigen,

daß diese Siege kein Werk des Miltiades und des Glücks, sondern der Athenienser gewesen sind. Unter solchen Ermunterungen verwechselten die Athenienser voll muthiger Eile den Flügel.

Die Thebaner hatten durch Ueberläufer diese Veränderung der Schlachtordnung erfahren, und gaben dem Mardonius davon Nachricht. Sogleich ließ dieser Feldherr, entweder aus Furcht vor den Athenienfern, oder aus Eifer mit den Lacedämoniern zu fechten, auch seine Schlachtordnung verändern, und stellte die Perser auf seinen rechten Flügel, und die griechischen Hülfstruppen mußten sich auf den andern Flügel, den Athenienfern gegen über, stellen. Als Pausanias die Veränderung gewahr wurde, zog er mit seinen Spartanern wieder auf den rechten Flügel, und Mardonius stellte darauf wiederum die Perser, wie es anfänglich gewesen war, auf seinen linken Flügel, den Lacedämoniern gegen über. Mit diesen Manövern brachte man den ganzen Tag hin, ohne sonst etwas zu unternehmen.

Die Griechen hielten einen Kriegsrath, und beschloffen, sich etwas weiter zurückzuziehn, um einen Platz zu haben, wo gutes Wasser wäre, weil die feindliche Reuterey die Bäche in der Nähe ihres Lagers verdorben und verunreinigt hatte. Als aber die Armee des Nachts aufbrach, um das abgesteckte neue Lager zu beziehen, so wollten die Soldaten den Offiziers nicht recht folgen, sondern zertheilten sich, sobald sie aus ihren alten Verschanzungen heraus waren, viele liefen grade nach der Stadt Platäa zu, es entstand eine grosse Unordnung, einige schlugen da, die andern dort ihre Zelter auf; und

die Lacedämonier wurden fast ganz allein wider ihren Willen zurückgelassen, woran Amompharetus, ein kühner, herzhafter Mann, der schon längst zu schlagen gewünscht hatte, Schuld war. Er hatte sich immer über das bisherige Zaudern beschwert, und jetzt nannte er die Veränderung des Lagers eine vollkommene Flucht und Untreue, und sagte: „Er wolle seinen Platz nicht verlassen, und da mit seinem Haufen den Angrif des Mardonius erwarten.“ Pausanias suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß er ihm vorstellte, diese Veränderung des Lagers sey auf Gutachten des versammelten Kriegsraths geschehen, aber Amompharetus hob einen grossen Stein auf, und warf ihn mit diesen Worten vor den Füssen des Pausanias nieder: „Hiermit gebe ich meine Stimme zur Schlacht, und bekümmere mich nicht darum, was andre feige Leute beschliessen.“ Pausanias gerieth darüber in Verlegenheit, und ließ die Athenienser, die schon fortmarschirten, bitten, sie möchten doch auf ihn warten, und führte seine Truppen nach Platäa zu, um den Amompharetus zur Nachfolge zu bewegen.

Indessen brach der Tag an, und Mardonius, dem die Veränderung des griechischen Lagers nicht unbekannt geblieben war, rückte in völliger Schlachtordnung auf die Lacedämonier an: seine Truppen machten ein grosses Geschrey und Lermen, und glaubten, sie würden nicht sowohl ein Gefecht halten, als vielmehr nur die flüchtigen Griechen niederhauen dürfen, welches auch beynahe geschehen wäre. Denn Pausanias, der, sobald er den Anmarsch der Feinde sahe, mit seinen Truppen stille stehen blieb, und

Befehl gab, daß sich die ganze Armee in Schlachtordnung stellen sollte, vergaß, entweder noch aus Zorn über den Amompharetus, oder aus Bestürzung über die schnelle Anrückung der Feinde, das Zeichen zur allgemeinen Schlacht zu geben. Daher die Griechen, als das Gefecht schon angieng, weder fertig genug, noch geschlossen, sondern einzeln und zerstreut sich zur Gegenwehr setzten.

Das vor einer Schlacht gewöhnliche Opfer gab keine gute Anzeichen, daher befahl Pausanias den Lacedämoniern, ihre Schilde vor ihre Füsse zu stellen, und sich gegen den Feind ruhig zu verhalten, bis er ihnen das Zeichen geben würde. Er ließ eben das zweyte Opfer schlachten, als die feindliche Reuterey schon den Angrif that, und auch schon die Pfeile einige Lacedämonier tödteten, unter welchen Kallikrates sich befand, der schönste und größte Mann in der ganzen griechischen Armee, der von einem Pfeile tödlich verwundet wurde, und kurz vor seinem Tode sagte: „Ich beklage mich nicht, daß ich sterbe, denn ich kam hieher, um für Griechenland zu sterben, sondern daß ich sterben muß ohne meinen Degen gezogen zu haben.“

Der Stand der Lacedämonier war hart, und ihre Geduld bewundernswürdig, da sie so, ohne sich zu wehren, von dem Feinde angegriffen, und in ihren Reihen niedergeschossen wurden, und ruhig die Zeit erwarteten, wenn Gott und ihr Feldherr ihnen befehlen würden, sich zur Gegenwehr zu stellen. Man erzehlt auch, daß Pausanias, der etwas entfernt vom Lager opferte und betete, von einigen Lydiern angefallen worden sey, die sein Opfergeräthe hätten

plündern wollen, er habe sie aber nebst denen, die bey ihm standen, mit Prügeln und Geisseln, weil keine andre Waffen bey der Hand gewesen wären, fort gejagt; und zum Andenken dieses Fortjagens soll der lydische Aufzug zu Sparta und das dabey gewöhnliche Herumjagen der Knaben um den Altar eingeführt worden seyn.

Pausanias gerieth über die unglücklichen Anzeichen der Opfer, indem immer ein Opfer nach dem andern geschlachtet wurde, in grosse Bekümmerniß, wandte sich mit weinenden Augen gegen den Tempel der Juno, und betete mit gen Himmel gehobenen Händen zur Juno auf Cithäron, und den andern Schutzgöttern von Platäa: „Ist es denn durchs Verhängniß bestimmt, daß die Griechen nicht siegen sollen, so verleihet, daß sie sich herzhaft wehren, und den Feinden zeigen, daß sie mit tapfern Männern, die der Schlachten gewohnt sind, fechten.“ Indem Pausanias noch also betete, erschienen glückliche Zeichen der Opfer, und die Wahrsager prophezeyeten Sieg.

Darauf gab Pausanias der ganzen Armee Befehl, sich mit dem Feinde einzulassen; und das ganze griechische Heer zeigte sich nun auf einmal, wie ein ergrimmtes Thier, das mit aller Gewalt angreift. Die Perser wurden nun gewahr, daß sie es mit Feinden zu thun hätten, die sich bis aufs äußerste wehren würden; sie bedeckten sich daher mit ihren Schilden, und schossen auf die Lacedämonier Pfeile ab. Diese hingegen rückten mit dicht an einander geschlossenen Schilden an die Feinde an, stiessen mit einem stürmenden Anfalle die Schilde der Perser weg, und stachen sie mit ihren Lanzen ins

Gesicht und in die Brust. Es kamen viele Perser dabey um, aber sie wehrten sich auch muthig, viele ergriffen mit blossen Händen die Lanzen, und zerbrachen sie, sie griffen hierauf zu den Degen, gebrauchten dabey ihre Streitäxte und Säbel, stellten sich mit ihren Schilden wieder zusammen, und thaten einen muthigen langen Widerstand.

Die Athenienser, welche bisher ruhig auf den Angrif der Lacedämonier gewartet hatten, eilten, sobald sie das Schlachtgetümmel hörten, und vom Pausanias Nachricht bekamen, daß die Schlacht angegangen sey, den Lacedämoniern zu Hülfe. Indem sie aber durch die Ebene auf den bestimmten Ort zu marschirten, wurden sie von den griechischen Bundesgenossen der Perser angegriffen. Sogleich als Aristides dieses sahe, lief er seinen Soldaten voran, und schrie, und beschwor diese Griechen bey allen griechischen Göttern, sie nicht aufzuhalten, da sie im Begriffe wären, denen zu Hülfe zu eilen, die für Griechenlands Wohl in Gefahr wären. Aber dieß war vergeblich: die Griechen fiengen eine ordentliche Schlacht an, und Aristides mußte von seinem Vorhaben, den Lacedämoniern zu Hülfe zu kommen, abstehen, und sich gegen diese Griechen wenden, die auf funfzigtausend Mann stark waren. Der größte Theil von ihnen wich zwar bald zurück, weil indessen auch die Perser sich zurückzogen, aber das Gefecht dauerte doch noch gegen die Thebaner fort, welche den hartnäckigsten Widerstand thaten, weil die vornehmsten und angesehensten unter ihnen der Persischen Parthey ergeben waren, und das Volk

nicht nach seiner Meynung, sondern nach den Befehlen seiner Obern geleitet wurde.

Die Schlacht war also gewissermassen doppelt, und die Lacedämonier schlugen zuerst die Perser in die Flucht, nachdem Mardonius von einem Spartaner Arimnestus durch einen Stein, den er ihm an den Kopf geworfen hatte, war getödtet worden; so wie es das Orakel des Amphiaraus angedeutet hatte. Mardonius hatte nämlich einen Lydier zu diesem Orakel, und einen Karier nach dem Orakel des Trophonius geschickt. Der Karier hatte in seiner eignen Sprache von dem Propheten Antwort bekommen. Als der Lydier aber in dem Tempel des Amphiaraus eingeschlummert war, hatte ihm geträumt, *) daß der Priester dieses Gottes ihn hiesse weggehen, und da er nicht fort wollte, ihm einen grossen Stein an den Kopf würfe, und er davon stürbe. So wird wenigstens die Sache erzehlt.

Die Lacedämonier trieben die fliehenden Perser in ihr Lager, und hinter die hölzerne Mauer, wo ihr Gepäcke stand. Und bald darauf schlugen auch die Athenienser die Thebaner in die Flucht, von denen dreyhundert der Vornehmsten in dieser Schlacht blieben. Aristides erhielt, eben als er den Sieg auf seiner Seite hatte, Nachricht, daß das Persische Heer hinter die Mauer getrieben, und da eingeschlos-

*) Das Orakel des Amphiaraus wurde nämlich auf solche Art ertheilt, daß die Fragenden auf der Haut ihres geopferten Widders in dem Tempel schlafen mußten, und was ihnen alsdenn träumte, war die Antwort und Weissagung des Gottes.

sen wäre. Er verfolgte daher die geschlagenen Grie=chen nicht weit, sondern eilte auf das Persische La=ger zu, und half den Lacedämoniern, welche in Be=lagerungen und Stürmen nicht wohl erfahren wa=ren, das feindliche Lager erobern. Es wurde hier unter den Persern ein entsetzliches Blutbad angerich=tet, denn von den dreymal hunderttausend Mann sol=len nicht mehr als vierzigtausend mit den Artabaz entkommen seyn. Von denen, die für Griechen=lands Freyheit fochten, sollen in allem tausend drey=hundert und sechzig geblieben seyn, und unter ih=nen zwey und funfzig Athenienser, alle, wie Klide=mus erzehlt, aus dem Stamme Ajax, der sich am tapfersten gehalten, und deswegen auch den sphra=gitischen Nymphen das von dem Orakel befohlne Opfer, auf allgemeine Kosten, gebracht hat. Die Lacedämonier hatten nur ein und neunzig Mann, und die Tegeaten sechzehn verloren. *) Herodotes giebt auf eine seltsame Art vor, daß nur diese Völ=kerschaften allein, und keine andre von den Griechen zum Treffen gekommen wären, denn nicht nur die Anzahl der Gebliebenen, sondern auch die errichteten Denkmäler zeigen an, daß an diesem Siege alle grie=chischen Truppen Theil gehabt haben, und wenn nur jene drey Städte zum Gefechte gekommen wären, und die andern Truppen dabey gar nichts gethan

*) Das wären denn nun 159 Mann, wo kommen die vielen übrigen zu der Zahl der 1360 Geblie=benen her? Ueberhaupt scheint diese Angabe des Plutarchs nicht die richtigste zu seyn; und Dio=dor giebt im XI. B. die Anzahl der in dieser grossen Schlacht gebliebenen Griechen wahr=scheinlicher auf 10,000 Mann an.

hätten, so würde auf dem wegen dieses Sieges errichteten Altare nicht folgende Inschrift gesetzt worden seyn: Diesen Altar erbauten die Griechen, da sie in harter Schlacht mit kühner Tapferkeit die Perser besiegten, und weiheten ihn, ein Denkmal aller freyen Griechen, Jupiter dem Befreyer.*)

Diese Schlacht erfolgte, nach der Athenienstschen Rechnung, am vierten Tage des Monats Boedromion, welcher bey den Böotiern der vier und zwanzigste Tag des Monats Panemus ist,**) an welchem Tage noch bis jetzt eine Zusammenkunft der Griechen pflegt gehalten zu werden, und die Plataer wegen dieses Sieges Jupiter dem Befreyer Opfer bringen. Ueber die Verschiedenheit der Zeitrechnung darf man sich destoweniger verwundern, da selbst jetzt noch, bey der weit grössern Genauigkeit in der Astronomie, die verschiedenen Völker ihre Monate auf verschiedene Art anfangen und endigen.

Beynahe wären gleich nach diesem Siege alle Vortheile Griechenlands verloren gegangen, und die Griechen gegen einander selbst ins Gefecht gerathen, weil die Athenienser den Spartanern durchaus nicht den Vorzug bey diesem Siege, und die Errichtung eines Trophäums gestatten wollten, wenn nicht Aristides seine Nebengenerale, und besonders den Leokrates und Myronides, durch viele Bitten

*) Plutarch oder seine Abschreiber haben hier in dieser Inschrift einen Vers ausgelassen, der vom Plutarch selbst an einem andern Orte, wo er auch diese Sache erzehlt, angeführt wird. Conf. Plut. Opp. Mor. de Herod, Malign. Tom. II. p. 1603. ed. Frcf.

**) Am 19. September.

und Vorstellungen dahin vermocht hätte, daß man die Entscheidung dieses Streits den Griechen insgesammt überlassen sollte.

In der darüber angestellten Versammlung gab Theogiton aus Megara den Rath, man müsse, um nicht Gelegenheit zu einem bürgerlichen Kriege zu geben, weder Athen noch Lacedämon, sondern einer andern Stadt den ersten Preis dieses Sieges zuerkennen. Darauf stand Kleokritus aus Korinth auf: man glaubte, er würde den Preis für die Korinther verlangen, deren Stadt nächst Sparta und Athen für die vornehmste in Griechenland gehalten wurde. Aber er sprach in einer Rede, die allgemeinen Beyfall und Bewunderung erhielt, zum Vortheil der Platäer, und gab den Rath, dieser Völkerschaft den ersten Preis zuzuerkennen, wodurch die Eifersucht getilgt, und weder Athen noch Lacedämon unwillig werden könnte. Aristides gab zuerst diesem Vorschlage für seine Athenienser Beyfall, und darauf that Pausanias für die Lacedämonier eben dieses. Dem zufolge erhielten die Platäer achtzig Talente von der Beute zum voraus, wovon sie der Minerva einen Tempel erbauten, ihre Statüe darinnen aufsetzten, und den Tempel mit vielen Gemählden ausschmückten, die noch bis jetzt in ihrer völligen Schönheit erhalten worden sind. Die Lacedämonier und die Athenienser errichteten, jede vor sich besonders, Trophäen. Wegen des zu haltenden Opferfestes ließ man den Gott Apollo zu Delphos befragen, welcher zur Antwort gab: Es sollte Jupiter dem Befreyer ein Tempel erbaut, aber nicht eher geopfert werden, bis alles Feuer in den Tempeln der dasigen Gegend, wel-

ches von den Persern entheiligt worden, ausgelöscht, und wieder reines heiliges Feuer von dem gemeinen Heerde Griechenlands zu Delphos angezündet worden wäre.

Darauf giengen die griechischen Generale herum, und liessen alles Feuer auslöschen. Ein Platäer, mit Namen Euchidas, übernahm es, das heilige Feuer von Delphos am allergeschwindesten zu holen. Er eilte nach Delphos, reinigte und besprengte sich nach gewöhnlicher Weise, bekränzte sich mit einem Lorbeerzweige, nahm das heilige Feuer vom Altare, und rennte nach Platäa zurück, wo er vor Untergang der Sonne wieder ankam: er war tausend Stadien *) in einem Tage gelaufen. Sobald er angekommen, seine Mitbürger gegrüßt, und das Feuer überreicht hatte, fiel er nieder, und starb bald darauf. Die Platäer begruben ihn in den Tempel der Diana Euklea, und setzten ihm diese Grabschrift: Euchidas, der nach Delphos in einem Tage hin und zurück lief. Diese Göttinn Euklea wird von den meisten für die Diana gehalten, und so genannt, einige aber sagen, sie sey eine Tochter des Herkules und der Myrto, welche eine Tochter des Menötius, und eine Schwester des Patroklus gewesen, sie sey als Jungfer gestorben, und von den Böotiern und Lokrensern göttlich verehrt worden; man findet ihre Altäre und Statüen auf allen Marktplätzen, und die jungen Eheleute bringen ihr vor der Hochzeit Opfer.

Es wurde in der Folge der Zeit eine allgemeine Versammlung der Griechen gehalten, in welcher Aristides den Vorschlag that, daß alle Jahr Abgeordne-

*) Ungefähr 20 deutsche Meilen.

te von Griechenland nach Platäa kommen, Opfer anstellen, und alle fünf Jahre zum Andenken der Befreyung Griechenlands öffentliche Spiele daselbst gehalten werden sollten: ingleichen sollten zum beständigen Schutze und Kriege wider die Perser stets von Griechenland zehntausend Mann Fußvolk, tausend Mann Reuterey und hundert Schife unterhalten werden, die Platäer aber davon frey, und zum Gottesdienst und Opfer für ganz Griechenland eingeweiht seyn. Dieser Vorschlag wurde allgemein bestätigt.

Die Platäer übernahmen darauf, den bey Platäa gebliebenen und begrabenen Griechen jährlich ein Leichenbegängniß zu feyern, welches sie noch heutiges Tages auf folgende Art halten. Am sechzehnten Tage des Monats Mämakterion, welcher bey den Böotiern der Monat Alalkomenius ist, *) halten sie einen feyerlichen Aufzug, bey welchem mit Anbruch des Tages ein Trompeter voraus geht, und wie zur Schlacht bläst. Ihm folgen Wagen, die mit Myrtenzweigen und Kränzen beladen sind, und dahinter wird ein schwarzer Ochse geführt. Darauf kommen Jünglinge, die in grossen Gefässen Wein und Milch zum Trankopfer, und Oel und Salben in Schalen tragen. Die Jünglinge müssen alle Söhne freyer Bürger seyn, und kein Bedienter oder Sklav darf das geringste bey diesem Opferfeste verrichten, weil es zum Andenken derjenigen gefeyert wird, die für Griechenlands Freyheit starben. Dann pflegt derjenige, der die Regierung von Platäa führt, und der sonst niemals weder Eisen anrühren, noch ein

*) Am 1. December.

anderes als weisses Kleid tragen darf, in einem rothen Rocke und mit dem Degen an der Seite, von dem Orte, wo die öffentlichen Schriften der Stadt verwahrt werden, einen Wasserkrug zu holen, mit welchem er durch die ganze Stadt bis an die Gräber geht, wo er aus einem Brunnen Wasser schöpft, die Grabsäulen damit abwäscht, und darauf salbt. Nach dieser Ceremonie opfert er den schwarzen Ochsen auf einem Scheiterhaufen dem Jupiter und dem unterirrdischen Mercurius, und ladet die für Griechenland gestorbenen zu diesem Gastmale und Opfer ein: darauf gießt er einen Becher voll Wein auf die Erde aus, und sagt dazu: „Dieß Trankopfer bring ich den Männern dar, die für die Freyheit Griechenlands gestorben sind.“ Alle diese Gebräuche werden noch bis jetzt von den Plataern beobachtet.

Als die Athenienser wieder nach Athen gekommen waren, so strebte das Volk nach einem vollkommenen Antheile an der Regierung. Aristides, welcher der Meinung war, daß man theils das Volk wegen der bewiesenen Tapferkeit achten müsse, theils es mit Gewalt nicht würde zwingen können, weil es die Waffen in Händen hatte, und auf seine Siege stolz war, brachte es dahin, daß durch ein öffentliches Dekret allen Bürgern von Athen erlaubt wurde, an der Regierung und deren Aemtern Antheil zu nehmen, und daß künftig auch die Archonten aus dem ganzen Athenienſischen Volke, ohne auf die patricischen Geschlechter zu sehen, sollten gewählt werden.

Themistokles trug einstmals in einer Versammlung des Volks vor, daß er etwas ausfindig gemacht

habe, welches, wenn es ausgeführt würde, der Stadt Athen sehr vortheilhaft seyn würde, aber es müßte geheim gehalten werden. Die Versammlung befahl ihm, seinen Vorschlag dem Aristides zu entdecken, und dessen Meinung darüber zu vernehmen. Er entdeckte dem Aristides, sein Anschlag sey, die vereinigte griechische Flotte in Brand zu stecken; dadurch würden die Athenienser die Oberhand zur See über alle, und die Oberherrschaft über ganz Griechenland erhalten können. Aristides gieng wieder in die Versammlung zurück, und sagte: Der Vorschlag des Themistokles ist so beschaffen, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter seyn kann. Wie die Athenienser dieß hörten, so befahlen sie dem Themistokles, seinen Anschlag fahren zu lassen. So sehr liebte das Athenienſische Volk die Gerechtigkeit, und ein so rechtschafner zuverläßiger Rathgeber war Aristides.

Er wurde mit dem Cimon zur Fortsetzung des Krieges gegen die Perser abgeschickt. Wie er hier das harte und stolze Betragen des Pausanias und der andern Spartanischen Generale gegen die übrigen griechischen Bundesgenossen bemerkte, so bezeigte er sich um desto gelinder und menschenfreundlicher, und bewog auch den Cimon, daß dieser sich im Felde herablassender und populairer bezeigte, wodurch er unvermerkt den Lacedämoniern das Uebergewicht in den griechischen Angelegenheiten, ohne Waffen, Soldaten und Schiffe, bloß durch politische Gütigkeit, entzog: denn die griechischen Völkerschaften wurden durch die Gerechtigkeit des Aristides, und die Freundlichkeit des Cimons den Athenienſern weit

mehr ergeben, als durch den Geitz und die Härte des Pausanias den Spartanern. Pausanias sprach mit den Anführern der verschiedenen griechischen Bundesgenossen immer in einem gebieterischen rauhen Tone, und die gemeinen Soldaten strafte er mit Prügeln ab, oder ließ sie auch wohl mit einem eisernen Anker auf ihren Schultern den ganzen Tag stehen. Sie durften auch nicht eher die Streu zu ihrem Nachtlager, oder Wasser aus den Bächen holen, bis die Spartaner sich damit schon versehen hatten, und die Knechte der Spartaner trieben sie, wenn sie es thun wollten, mit Peitschen weg. Aristides versuchte es, dem Pausanias darüber Vorstellungen zu thun, aber dieser runzelte dabey die Stirne, und sagte, „er hätte jetzt nicht Zeit, dergleichen Beschwerden anzuhören."

Die dadurch aufgebrachten Schifscapitaine und andere Officiers der griechischen Bundesgenossen, besonders die Chier, Samier und Lesbier, baten den Aristides, daß er den Oberbefehl annehmen, und die andern Bundesgenossen auf seine Seite zu bringen suchen möchte, welche längst schon gewünscht hätten, sich von den Spartanern ganz zu trennen, und unter die Aufsicht der Athenienser zu treten. Aber Aristides antwortete ihnen, „er sähe gar wohl ein, daß sie zu diesem Antrage gezwungen wären, und daß er gerecht sey, aber wenn man ihnen trauen sollte, so müßten sie etwas unternehmen, wodurch ihre untergebenen Truppen gehindert würden, wiederum von der Athenienfischen Parthey abzufallen."

Darauf verschworen sich Uliades aus Samos, und Antagoras aus Chios, und überfielen bey Byzanz

ganz das Schif des Pausanias, der voraus gesegelt war. Pausanias sprang anfänglich auf, und drohte ihnen im Zorne, er wolle ihnen bald zeigen, daß sie nicht sein Schif, sondern ihr Vaterland selbst überfallen hätten. Aber sie antworteten ihm, er möchte gehen, und damit zufrieden seyn, daß das Glück vor ihm bey Platäa gefochten hätte, denn dieß sey noch die einzige Ursache, weswegen sich die Griechen scheueten, gerechte Rache an ihm zu nehmen. Endlich trennten sich die griechischen Bundesgenossen gänzlich von den Spartanern, und gaben sich unter das Commando der Athenienser. Dabey aber war das Betragen der Spartaner zu bewundern. Wie sie sahen, daß ihre Generale ihre Oberherrschaft mißbrauchten, so entsagten sie der Oberherrschaft freywillig, und riefen ihre Feldherren zurück: sie wollten lieber, daß ihre Mitbürger sich bescheiden, und den griechischen Gewohnheiten gemäß betrügen, als daß sie sich der Oberherrschaft über ganz Griechenland anmaßten.

Die Griechen waren gewohnt gewesen, nach der Einrichtung der Lacedämonier, deren Oberbefehl sie anerkannt hatten, gewisse Beyträge zum Persischen Kriege zu liefern. Jetzt, da sie wünschten, daß jeder Stadt ihr Beytrag nach Billigkeit möchte bestimmt werden, baten sie sich von den Athenienfern den Aristides zur Besorgung dieses Geschäfts aus, und trugen ihm auf, die Einkünfte der Städte nachzusehen, und nach deren Zustand und dem Vermögen der Städte die verschiedenen Beysteuern zu bestimmen. Aristides, der nun eine so grosse Gewalt hatte, und gewissermassen ganz allein die Oberaufsicht über alle

Staaten Griechenlands führte, gieng als ein armer Mann zu diesem Geschäfte in so viele reiche griechische Städte, und kam noch ärmer zurück. Er hatte die Beysteuer nicht allein uneigennützig und gerecht, sondern auch freundschaftlich und gefällig eingerichtet. Die Athenienſischen Bundesgenossen rühmten die Periode der Kriegssteuer unter dem Aristides, so wie die Alten ungefähr die goldenen Zeiten des Saturns rühmten, und nannten sie die glückliche Zeit Griechenlands, besonders da sie in der Folge zweymal und endlich gar dreymal so viel geben mußten. Die Summe der Kriegssteuer, welche Aristides bestimmte, war in allen vierhundert und sechzig Talente. *) Perikles erhöhete sie fast um den dritten Theil. Thucydides sagt, daß die Athenienser im Anfange des Pelopomesischen Krieges sechshundert Talente von den Bundesgenossen empfangen haben. **) Nach dem Tode des Perikles erhöheten die Demagogen des Athenienſischen Volks diese Summe nach und nach bis auf tausend dreyhundert Talente, ***) nicht sowohl weil der Krieg wegen seiner langen Dauer und Glücksabwechslungen so grosse Kosten erforderte, sondern weil das Volk durch sie dahin gebracht wurde, daß es einen Theil von dieser Summe unter sich vertheilte, oder auf Schau-

*) 460,000 Rthlr.

**) 600,000 Rthlr.

***) 1 Million 300,000 Rthlr. Man kann daher auf den Reichthum der kleinen griechischen Republiken schliessen, wenn man erwägt, daß diese Summe nach jetziger Zeit gegen 4 Millionen beträgt.

spiele, Statüen und Erbauung der Tempel verwandte.

Aristides erwarb sich durch seine Sparsamkeit bey der Einrichtung der gemeinen Kriegssteuer Bewunderung und Lob, aber Themistokles spottete darüber und sagte: Das wäre kein Lob für einen Menschen, sondern für einen Geldkasten und Sparbüchse. Er wollte sich vermuthlich dadurch wegen eines ehemahligen freymüthigen Scherzes des Aristides rächen, welcher auf den Ausdruck des Themistokles, die größte Eigenschaft eines Feldherrn sey diese, daß er das Vorhaben der Feinde vorher merke, zur Antwort gegeben hatte: Das ist eine nothwendige Eigenschaft, Themistokles, aber eine sehr schöne Eigenschaft eines Feldherrn ists, wenn er seiner Hände mächtig ist.

Aristides ließ die griechischen Völkerschaften das Bündniß beschwören, und beschwor es selbst im Namen der Athenienser, wobey er, indem er die Verwünschungen hersagte, glühende Stücke Eisen ins Meer warf. In der Folge sahen sich die Athenienser genöthigt, ihre Oberherrschaft etwas strenger zu gebrauchen, und Aristides erbot sich, den Meineid über sich zu nehmen, wenn das allgemeine Beste dergleichen erforderte. Ueberhaupt soll er, wie Theophrast sagt, in seinen eigenen Angelegenheiten und gegen seine Mitbürger auf eine strenge Art gerecht gewesen seyn, in den öffentlichen Staatsangelegenheiten aber vieles nach dem Bedürfnisse und den Umständen des Vaterlandes gethan und geglaubt haben, daß diese Angelegenheiten oft Ungerechtigkeiten nothwendig machten. So soll er, als man den gemei-

nen griechischen Schatz von Delos hat nach Athen bringen wollen, und die Samier sich dawider gesetzt haben, weil es wider die Artikel des errichteten Bündnisses sey, gesagt haben: „es sey zwar nicht recht, aber dem allgemeinen Besten nützlich.“

Dieser Mann, der sein Vaterland zu einer so grossen Herrschaft erhob, blieb gleichwohl immer arm, und glaubte, daß ihm seine Armuth eben so viel Ehre brächte, als seine erhaltnen Siege; wie auch folgender Vorfall beweiset. Kallias, der Fackelträger bey den heiligen Gebräuchen, ein Vetter des Aristides, wurde aufs Leben angeklagt. Nachdem seine Gegner ihre Klage gehörig angebracht hatten, so wandten sie sich in einer Digression an die Richter, und sagten: „Ihr kennt den Aristides, des Lysimachus Sohn, den ganz Griechenland verehrt. Wie glaubt ihr wohl, daß es mit seinen häuslichen Angelegenheiten stehen mag, da er in einem so alten abgetragenen Mantel an öffentlichen Orten erscheint? Ist es nicht wahrscheinlich, daß derjenige, der öffentlich friert, auch zu Hause Hunger und Mangel leidet? Und Kallias, sein Vetter, der reichste Mann in dieser Stadt, läßt ihn mit Frau und Kindern in seiner Dürftigkeit sitzen, da er doch das Ansehen dieses Mannes und seine Dienstleistungen oft genug genutzt hat.“ Weil Kallias gewahr wurde, daß die Richter durch diese Vorstellung besonders aufgebracht wurden, so rief er den Aristides, und bat ihn, vor den Richtern das Zeugniß abzulegen, daß er ihm öfters viel angeboten, und gebeten hätte, es anzunehmen. Aber Aristides wollte dieses nicht thun, sondern sagte: „Es schicke sich für

ihn mehr, auf seine Armuth, als für den Kallias, auf seinen Reichthum, stolz zu seyn. Es gäbe viele Menschen, die Reichthümer gut oder schlecht gebrauchten; aber man fände nicht leicht einen, der Armuth großmüthig ertrüge, denn wer ungern arm wäre, schäme sich, es zu seyn.“ Keiner von den Zuhörern war da, der nicht bey dieser Erklärung des Aristides lieber mit ihm arm, als mit dem Kallias hätte reich seyn wollen. Diese Anekdote erzehlt Aeschines, der Schüler des Sokrates.

Plato hält unter den vielen grossen und berühmten Athenienfern den Aristides für den merkwürdigsten; denn Themistokles, sagt er, Cimon, und Perikles haben Athen mit schönen Spaziergängen, Reichthümern und eitlem Prunke angefüllt, Aristides aber hatte bey den Staatsangelegenheiten die Tugend zum Endzwecke. — Auch gegen den Themistokles gab Aristides grosse Beweise der edelmüthigsten Denkungsart. Er hatte diesen Mann in allen seinen Geschäften zum Feinde gehabt, und war durch seine Veranstaltung verwiesen worden; gleichwohl ergrif er die nachherige gute Gelegenheit sich zu rächen nicht, da Themistokles öffentlich angeklagt wurde, sondern war der einzige, der bey den Anklagen und Verfolgungen des Alkmäons, Cimons, und vieler andern, nichts wider den Themistokles unternahm, oder redte, und er freute sich über dessen Unglück eben so wenig, als er vorher sein Glück beneidet hatte.

Verschiedene Schriftsteller melden, daß Aristides in Pontus, wohin er sich öffentlicher Geschäfte wegen begeben hatte, gestorben sey, andre aber be-

haupten, er habe zu Athen in einem guten Alter, und von allen Athenienſern geliebt und verehrt, ſein Leben beſchloſſen. Krateruſ, aus Macedonien, erzehlt folgende beſondre Umſtände von dem Ende dieſes Mannes. Nach der Verweiſung des Themiſtokles, ſagt er, wurde das Athenienſiſche Volk ganz übermüthig, und es fanden ſich eine Menge Chikaneurs, welche die beſten und angeſehenſten Männer verfolgten, und bey dem wegen ſeines Glücks und ſeiner Gewalt frechem Volke verhaßt machten. Dieß Schickſal traf unter andern auch den Ariſtides, welchen Diophantes aus Amphitrope anklagte, daß er bey der Einrichtung der gemeinen Kriegsſteuer ſich habe beſtechen laſſen, und von den Joniern Geld angenommen habe. Er wurde zu einer Geldſtrafe von funfzig Minen *) verurtheilt, und da er nicht vermögend war, dieſe Summe zu bezahlen, ſchifte er nach Jonien, wo er hernach ſtarb. Aber Krateruſ führt bey dieſer Erzehlung kein Zeugniß eines Schriftſtellers an, noch die eigentliche Anklage, noch das Verdammungsurtheil, dergleichen er ſonſt immer pflegt anzuführen. Und kein einziger von allen Geſchichtſchreibern erwähnt dieſes Urtheil wider den Ariſtides, da ſie doch die Vergehungen des Athenienſiſchen Volks gegen ihre Feldherren und groſſe Männer, und die Verweiſung des Themiſtokles, die Gefangenſchaft des Miltiades, die dem Perikles zuerkannte Geldſtrafe, und den Tod des Paches, der ſich ſelbſt vor dem Richterſtuhl umbrachte, als er verdammt wurde, und alle dergleichen Dinge, auch

*) 625 Rthlr.

selbst die Verweisung des Aristides, mit weitläuftiger Beschreibung der Umstände erzehlen.

Es wird sogar das Grabmal des Aristides in Phalereus gezeigt, welches ihm die Stadt Athen errichten lassen, weil sein hinterlassenes Vermögen nicht so viel betrug, als die Kosten seines Begräbnisses erfoderten. Und seine Töchter sollen, wie einige Schriftsteller erzehlen, auf öffentliche Kosten ausgestattet, und jeder dreyhundert Drachmen zur Aussteuer bestimmt worden seyn. Auch seinem Sohne Lysimachus soll das Athenienſische Volk hundert Minen Silber, und Aecker, die eben so viel werth gewesen, geschenkt, und überdieß noch auf jeden Tag vier Drachmen ausgesetzt haben, welche Wohlthaten Alcibiades den Kindern des Aristides soll verschaft haben. Kallisthenes erzehlt, daß auch der hinterlassenen Tochter des Lysimachus, Polykrite, so viel als den Siegern in den olympischen Spielen, zum Unterhalte bestimmt worden sey. Demetrius Phalereus, Hieronymus aus Rhodus, Aristoxenus der Musikus, und Aristoteles erzehlen, (wenn anders die Abhandlung vom Adel den Aristoteles wirklich zum Verfasser hat) daß der weise Sokrates die Enkelin des Aristides, Myrto, die Wittwe gewesen und in den dürftigsten Umständen sich befunden, geheirathet habe, ob er gleich schon mit einer andern Frau vermählt gewesen sey. Allein diese alle werden vom Panetius in seinem Leben des Sokrates hinlänglich widerlegt.

Demetrius Phalereus sagt in seinem Buche, welches den Titel Sokrates führt: er erinnere sich eines Enkels des Aristides, mit Namen Lysimachus,

welcher wegen äusserster Dürftigkeit bey dem Orte Jaccheum aus einer Tafel den Leuten Träume ausgelegt, und sich so ernährt habe. Er, Demetrius, habe der Mutter und Schwester dieses Menschen bey dem Athenienſischen Volke ein tägliches Almosen von drey Obolen *) ausgewirkt, und da er selbst nachher Aufseher der öffentlichen Verordnungen gewesen, habe er jeder von diesen beyden Frauenzimmer täglich eine Drachme **) ausgesetzt. Man darf sich nicht wundern, daß die Athenienser für ihre Bürger so gesorgt haben, da sie auch auf erhaltne Nachricht, daß eine Enklin des Aristogitons auf der Insel Lemnos in schlechten Umständen lebte, und wegen ihrer Armuth keinen Mann bekommen könnte, sie nach Athen kommen liessen, mit einem Manne von vornehmen Stande verheiratheten, und ihr ein Landgut in Potamus zur Aussteuer gaben. Und noch bis jetzt giebt diese Stadt viele Proben von einer solchen großmüthigen Freygebigkeit, welche Bewundrung und Nacheiferung verdient.

*) 2 ggr.

**) 3 ggr.

Marcus Cato.

Marcus Cato soll von Tusculum gebürtig gewesen seyn, und vorher, ehe er sich den Kriegsdiensten und Staatsgeschäften widmete, auf seinen Gütern, im Lande der Sabiner gelebt haben. Ob man gleich seine Vorfahren für ganz unbekannte Leute hielt, so rühmte er doch selbst seinen Vater als einen braven Mann und guten Soldaten, und von seinem Urgroßvater sagte er, daß derselbe öfters Preise der Tapferkeit erhalten, und fünf Pferde in Gefechten verloren hätte, die ihm wegen seiner Tapferkeit aus der öffentlichen Rentekammer wären bezahlt worden.

Die Römer pflegten diejenigen, deren Vorfahren keine obrigkeitliche Aemter verwaltet hatten, und die sich selbst erst anfiengen bekannt zu machen, neue Leute (novos homines) zu nennen. So wurde auch Cato genannt: er aber sagte, er sey zwar in Absicht der öffentlichen Ehrenstellen von einer neuen Familie, aber in Absicht ruhmwürdiger Thaten und Eigenschaften von einem alten Geschlechte.

Anfänglich hieß sein dritter Name *) nicht Cato, sondern Priscus; er bekam den Namen Cato wegen seiner Klugheit, den catus heißt bey den Römern klug. Er hatte einen rothen Kopf, und grün-

*) Er hieß eigentlich Marcus Porcius Priscus, und in der Folge verwechselte er den Namen Priscus mit dem Namen Cato.

lichte Augen, daher jemand in einem beissenden Epigram von ihm sagte: „Den grünaugichten bissigen Rothkopf wird nicht einmal Proserpina nach seinem Tode ins Höllenreich aufnehmen wollen.“ Er hatte einen dauerhaften gesunden Körper, welchen seine Arbeitsamkeit, mässige Lebensart, und der Kriegsdienst, in welchem er sich von Jugend auf befunden, hart und stark gemacht hatte. Aber er übte sich auch in der Beredtsamkeit als einer nicht nur angenehmen Eigenschaft, sondern auch einem nothwendigen Werkzeuge für einen Mann, der sich hervorthun und thätig leben will: daher gieng er in die Flecken, und Städtchen, und stand allen denen, die es verlangten, vor Gerichte bey, wodurch er anfänglich ein guter Advocat, in der Folge aber ein geschickter Redner wurde.

Von dieser Zeit an entdeckten diejenigen, welche mit ihm umgiengen, immer mehr eine gewisse strenge Denkungsart in seinem Charakter, und einen Geist, der zu wichtigen Geschäften und zur Regierung des Staats geschaffen zu seyn schien. Er enthielt sich alles Gewinnstes bey den Rechtshändeln, und ließ auch deutlich merken, daß er den dabey erlangten Ruhm nicht groß genug für sich hielt: er suchte vielmehr im Kriege, in Schlachten gegen die Feinde, seinen Ruhm, und hatte auch schon in seiner Jugend den Leib voller Wunden. Er sagt selbst, daß er in seinem siebzehnten Jahre den ersten Feldzug gethan, als Annibal mitten unter Siegen Italien verwüstete. Er zeigte im Kriege eine tapfre Faust, Füsse, die nicht von der Stelle wichen, und einen Blick, der Furcht erweckte; auch

gebrauchte er öfters eine schröckliche Stimme mit Drohungen gegen den Feind, und behauptete, daß diese Dinge sehr oft mehr als der Degen die Feinde erschreckten. Auf den Märschen trug er seine Waffen immer selbst, und ein Knecht, der ihm nachfolgte, trug bloß seine Lebensmittel. Er soll gegen seinen Knecht niemals unwillig geworden seyn, was er ihm auch vor Speisen vorgesetzt hat, und ihm auch öfters bey seinen Verrichtungen und der Zubereitung der Kost geholfen haben. Im Felde trank er beständig Wasser, bey einem heftigen Durste Essig, und nur, wenn er eine Schwächlichkeit bemerkte, wenig Wein.

Nahe an seinem Landgute lag das Haus, das vordem der berühmte Manius Curius, der drey Triumphe gehalten, bewohnt hatte. Da gieng Cato oft hin, betrachtete das kleine Gütchen, das schlechte Haus, und erfüllte seine Seele mit Gedanken an diesen grossen Römer, der die furchtbarsten Feinde überwunden, den König Pyrrhus aus Italien getrieben, und nach drey gehaltenen Triumphen diese Aecker selbst gebaut, und diese Hütte bewohnt hatte. „Hier saß der grosse Mann, dachte er bey sich selbst, und kochte hier am Heerde Rüben, als die Gesandten der Samniter zu ihm kamen, und ihm eine grosse Menge Geld anboten. Er aber nahms nicht an, und sagte: „Wer mit solcher Kost zufrieden ist, braucht kein Gold; es ist besser, Leute zu überwinden, die Gold haben, als selbst Gold haben.“ Mit solchen Gedanken gieng er wieder nach seinem Hause zurück, besahe sein Gut, seine Knechte, sein Hauswesen, strengte sich

noch mehr zur Arbeitsamkeit an, und führte eine genaue Wirthschaft ein.

Er war noch sehr jung, als er unter dem Fabius Maximus dem Feldzuge beywohnte, in welchem dieser Tarent einnahm. Hier hatte er einen Pythagoräer zum Wirthe, mit Namen Nearchus, von dem er sich bemühte die Pythagorische Philosophie zu erlernen. Er hörte hier die Lehren, die auch Plato giebt, „daß die Wollust die größte Verführung zum Bösen, und der Körper das erste Uebel der Seele sey, daß man sie aber durch die Vernunft davon immer freyer und reiner machen, und von den körperlichen Leidenschaften abziehen und entfernen könne," wodurch er noch mehr Neigung zur Sparsamkeit und Mäßigung bekam. Uebrigens soll er die griechischen Wissenschaften erst spät gelernt, und im hohen Alter erst griechische Bücher gelesen haben, wobey er seine Beredtsamkeit zum Theil aus dem Thucydides, größtentheils aber aus dem Demosthenes vervollkommnete. Seine Schriften sind mit griechischen Grundsätzen und Geschichten angefüllt, und in seinen Einfällen und Sentenzen findet man vieles wörtlich aus griechischen Schriftstellern übersetzt.

Es lebte damals zu Rom ein Mann von einem der vornehmsten Römischen Geschlechter und von grossem Ansehn, Valerius Flaccus, welcher eben so viel Einsicht hatte, aufkeimende Genien zu entdecken, als Güte des Herzens sie zu nähren, und auf die Laufbahn des Ruhms zu führen. Dieser hatte ein Landgut in der Nachbarschaft von des Cato seinem. Er erfuhr von dem Gesinde des Cato die Arbeitsamkeit und Lebensart dieses Man-

nes: er hörte mit Bewunderung, daß Cato des Morgens auf den Markt gienge, und den Partheyen vor Gericht, wenn sie es verlangten, beystünde, hernach sich auf seine Aecker begäbe, und im Winter in einer Jacke wie die Sklaven trügen, im Sommer aber ohne Rock mit seinen Knechten arbeitete, sich mit ihnen nach der Arbeit an einen Tisch setzte, und einerley Kost und Wein mit ihnen esse und trinke: man erzehlte ihm auch viel von seiner Billigkeit und Mässigkeit, und führte einige von seinen moralischen Sentenzen an. Valerius Flaccus ließ den Cato zu Gaste bitten, und bemerkte von der Zeit an, im weitern Umgange, immer mehr seinen guten feinen Charakter. Er glaubte, er sey eine Pflanze, die mehr Cultur und einen bessern Boden verdiente: er ermunterte ihn, sich nach Rom zu begeben, und Antheil an den öffentlichen Staatsgeschäften zu nehmen.

Cato erwarb sich zu Rom sehr bald theils selbst durch seine Reden bey Rechtshändlen Bewundrer und Freunde, theils vermehrte ihm Valerius seine Ehre und sein Ansehn. Er wurde zuerst Oberster bey der Armee, und hernach Quästor. In der Folge brachte er sich so sehr empor, daß er selbst mit dem Valerius zugleich um die wichtigsten Aemter sich bewarb, und mit demselben zugleich Consul, hernach Censor wurde.

Unter den ältern Römern ergab sich Cato besonders dem Fabius Maximus, der damals im höchsten Ruhm und Ansehn stand, und nahm desselben Gesinnungen und Lebensart zu seinem Muster. Deswegen trug er auch kein Bedenken, den grossen Sci-

pio, der damals noch jung war, aber dem Ansehn des Fabius als seines geheimen Neiders sich entgegen zu setzen strebte, Widerstand zu leisten. Er wurde mit dem Scipio als Quästor zu dem Feldzuge nach Afrika geschickt, und widersetzte sich demselben, als dieser nach seiner Gewohnheit viel Aufwand machte, und den Soldaten häufig Geld austheilen ließ, mit vieler Freymüthigkeit. „Es sind, sagte er zu ihm, dabey nicht bloß die Kosten zu bedenken, sondern daß dadurch die alte Mäßigkeit der Soldaten, wenn sie so durch Ueberfluß zur Wollust und Ueppigkeit geleitet werden, ganz verdorben wird.“ Aber Scipio antwortete: „Ich habe einen so genauen Quästor nicht nöthig, ich will den Krieg mit aufgespannten vollen Segeln führen, und ich bin mehr von meinen Thaten als von den Unkosten der Republik Rechenschaft zu geben schuldig.“

Darauf begab sich Cato aus Sicilien nach Rom, und schrie mit dem Fabius im Senate wider den Scipio, daß er ungeheure Summen Geldes verschwendete, kindische Ergötzlichkeiten in den Fechtschulen und auf den Schauplätzen anstellte, und sich mehr wie einen Aufseher der Lustbarkeiten, als wie einen Feldherrn betrüge. Er brachte es auch so weit, daß Tribunen nach Sicilien zu dem Scipio geschickt wurden, welche ihn, wenn die Beschwerden gegründet wären, nach Rom abholen sollten. Aber sie sahen, daß Scipio vortrefliche Kriegsanstalten gemacht hatte, welche den Sieg zu versprechen schienen, und daß die gefällige Freygebigkeit, mit welcher er sich nebst seinen Freunden, wenn er Muße hatte, ergötzte, ihn nicht von der Sorgfalt

für seine grossen Angelegenheiten abhielten. Scipio segelte zum Kriege nach Afrika.

Cato vermehrte zu Rom sein Ansehn durch seine Beredtsamkeit ungemein: man nannte ihn den römischen Demosthenes. Aber seine Lebensart erwarb ihm noch mehr Ruhm. Denn die Stärke in der Beredtsamkeit war damals ein allgemeiner Gegenstand des Eifers der römischen Jugend: aber es war eine Seltenheit, einen Mann zu sehen, der sich noch nach alter Art der Arbeit selbst unterzog, simple Mahlzeiten nur mit kalten Speisen hielt, mit einem schlechten Kleide und gemeinem Hause zufrieden war, und es für besser hielt, überflüssige Dinge nicht nöthig zu haben, als sie zu besitzen. Der Römische Staat konnte wegen seiner Grösse seine Reinigkeit der Sitten nicht erhalten, sondern nahm mit der Herrschaft über so viele Länder und Menschen die verschiednen Sitten und Lebensarten an, mit denen er in Verhältnisse kam, und die zu Beyspielen gereichten. Man bewunderte daher den Cato mit Recht, da man sahe, daß andre durch Wollüste geschwächt, und durch Arbeit gleich ermattet wurden, er aber durch keines von beyden seine Kräfte verlor, und nicht nur in seiner Jugend, da ihn der Ehrgeitz trieb, sondern auch im hohen Alter, da er schon Consul gewesen war, und einen Triumph gehalten hatte, wie ein Fechter, der schon den Preis errungen hat, immerfort bey seiner strengen Lebensart, und sich ganz gleich blieb. Er sagt selbst in seinen Schriften, daß er niemals ein Kleid getragen, welches ihm mehr als hundert Drachmen *) gekos-

*) 12 Rthlr. 12 ggr.

stet, daß er auch als Prätor und Consul mit seinen Knechten einerley Wein getrunken, und daß er zum Essen niemals mehr als für dreyßig Sestertien *) vom Markte einkaufen lassen, und dieses bloß des Vaterlandes wegen, damit sein Körper Kräfte zum Kriege behielte. Er habe eine gestickte Babylonische Madraze geerbt, und sie gleich wieder verkauft, er habe keinen von seinen Meyerhöfen weissen oder übermahlen lassen, er habe niemals einen Sklaven gekauft, der mehr als tausend und fünfhundert Drachmen **) gekostet, weil er keine zärtliche und schöne, sondern arbeitsame und starke Leute zur Besorgung seiner Pferde und seiner Viehzucht nöthig gehabt hätte; und wenn diese Leute alt geworden wären, so hätte er für gut gehalten, sie zu verkaufen, um sie nicht unnützer weise zu ernähren. Ueberhaupt hielt er nichts für wohlfeil, was überflüssig war, und hätte es für zu theuer gehalten, wenn er es auch hätte für einen Pfennig bekommen können. Er schätzte auch Aecker und Wiesen viel höher, als schöne geputzte Gärten.

Verschiedne hielten dieses für eine niedrige Kargheit, andre glaubten, er schränkte sich deswegen so sehr ein, um durch sein Beyspiel einen Eindruck auf andre zu machen, und sie zur weisen Sparsamkeit zu reitzen. Was aber seine Gewohnheit in Absicht

der

*) 23 ggr.

**) 187 Rthl. 4 ggr. Die Sklaven waren also damals viel theurer als jetzt, da man zu Angola und überhaupt in Afrika einen Sklaven für 80, bis höchstens 100 Rthlr. zu kaufen pflegt.

der Sklaven betrifft, sie nämlich als Lastthiere zu gebrauchen, und wenn sie alt wurden, zu verstossen und zu verkaufen, so kann ich das nicht anders als für eine unedle Gesinnung eines Menschen halten, der da glaubt, daß er mit andern Menschen bloß seines eigenen Nutzens wegen im Verhältnisse steht. Und die Gütigkeit ist noch von einem weitern Umfange als die Gerechtigkeit. Pflicht und Gerechtigkeit können wir nur gegen andre Menschen beweisen: aber Güte und Wohlthätigkeit kann sich auch bis auf unvernünftige Thiere erstrecken; milde, sanfte Gesinnung ist ein reicher, überfliessender Quell. Ein gutgesinnter Mann ernährt auch alte, unbrauchbare Pferde und Hunde. Die Athenienser liessen die Mauleſel, die sie zum Baue des Tempels Hekatompedon gebraucht hatten, frey und ledig auf die Weide laufen, und einen von diesen Mauleseln auf gemeine Kosten bis an seinen Tod füttern, welcher von selbst wieder zur Arbeit zurückgekehrt war, und den andern Thieren, die beladene Wagen auf das Schloß zogen, vorangelaufen war, und sie gleichsam ermuntert hatte. Die Pferde des Cimons, mit welchen er in den Olympischen Spielen dreymal den Preis erhalten hatte, wurden neben seiner Grabstätte begraben, so wie viele andre ihre Hunde, die sie immer um sich gehabt hatten, begraben liessen, z. B. jener Xanthippus, der seinen Hund, welcher, als er mit dem Athenienſischen Volke, das die Stadt beym Einbruche der Perſer verließ, nach Salamis überschifte, neben seinem Schife herschwamm, auf dem Vorgebirge an dem Orte begraben ließ, der noch jetzt Kynosſema, Hundsgrab, heißt. Man

muß mit den lebendigen Geschöpfen nicht wie mit Schuhen und andern Hausgeräthe umgehen, welches man wegwirft, wenn es unbrauchbar geworden ist, sondern sich zur Güte und Milde gegen sie gewöhnen, wenn es auch aus keiner andern Ursache geschähe, als sich in menschenfreundlichen Gesinnungen zu üben. Ich für meine Person würde nicht einmal einen Ochsen, der mir gearbeitet hätte, wegen des Alters verkaufen, vielweniger einen Menschen, der in meinem Dienste alt geworden wäre, von seiner Nahrung und aus dem ihm gewohnten Hause, wie aus seinem Vaterlande, um eines kleinen Gewinnstes willen verjagen, zumal da er dem Käufer eben so wenig nützen würde als dem Verkäufer.

Cato suchte eine Art von Ruhm im Gegentheile, und sagt selbst, er habe das Pferd, dessen er sich in seinen Feldzügen in Spanien als Consul bedient, dort zurückgelassen, um nicht dem Staate das Fahrgeld dafür anrechnen zu dürfen. Man mag selbst urtheilen, ob dieses von einer hohen Denkungsart oder von einem niedrigen Geitze zeige.

In Absicht seiner übrigen Mäßigung verdiente Cato allerdings Bewunderung. Er nahm als Feldherr für sich und sein Gefolge nicht mehr als monatlich drey attische Scheffel Waitzen, und täglich für sein Zugvieh nicht völlig drey halbe Scheffel Gerste. Als Staathalter von Sardinien zeigte er eine Sparsamkeit, die gegen die vorigen Staathalter einen unglaublichen Unterschied machte. Diese waren gewohnt gewesen, auf öffentliche Kosten viele Zelter, Betten, Kleidungsstücke, ein zahlreiches Gefolge,

kostbare Tafeln und andern Aufwand zu unterhalten, wodurch die Einwohner sehr bedrückt wurden. Cato verursachte nicht die geringsten öffentlichen Unkosten. Er reisete in den Städten zu Fusse herum, und hatte einen einzigen Diener zur Begleitung, welcher ihm sein Kleid und ein Gefäß zum Opfern nachtrug. So simpel und gütig er sich aber hierinnen gegen seine Untergebenen bewies, so viel Ernst und Gravität zeigte er in seinen Amtsgeschäften. In der Verwaltung der Gerechtigkeit war er unerbittlich, und in seinen Verordnungen streng: niemals war den Sardiniern die Herrschaft der Römer so liebreich und zugleich so furchtbar vorgekommen.

Eben so war auch seine Art sich auszudrücken beschaffen: zugleich gefällig und ernsthaft, angenehm und erschreckend, scherzhaft und finster, witzig und gründlich. Er war so, wie Sokrates vom Plato geschildert wird, welcher erzehlt, daß Sokrates dem äusserlichen Ansehn nach ein uncultivirter spöttischer Mann zu seyn geschienen habe, und dennoch voller ernsthafter Weisheit gewesen sey, wodurch er seine Zuhörer bis zum Weinen rühren, und ihre ganze Denkungsart ändern können. Daher weiß ich nicht, wie einige den Ausdruck des Cato mit des Lysias seinem haben in Vergleichung stellen können, obgleich das Urtheil darüber denen zukommt, die mehr von der Römischen Schreibart, als ich, verstehen. Ich will dafür hier einige von seinen denkwürdigen Reden anführen, denn meiner Meynung nach kann man den Charakter eines Menschen besser aus seinen Reden und aus seiner Schreibart als aus seiner Physiognomie (wie einige behaupten) erkennen.

Als er einstmals das Römische Volk von seiner zur Unzeit vorgebrachten Foderung, daß eine Menge Korn ausgetheilt werden sollte, abbringen wollte, so fieng er seine Rede mit diesen Worten an: „Ich halte es, meine lieben Mitbürger, für schwer, an den Bauch, der keine Ohren hat, eine Rede zu halten.“ Als er sich über die Ueppigkeit der Römer beschwerte, sagte er: Eine Stadt, in welcher ein Fisch theurer bezahlt wird als ein Ochse, kann schwerlich ihren Wohlstand erhalten. Ein andermal sagte er: Ihr Römer machts wie die Schaafe: so wie kein Schaaf für sich allein folgt, aber alle in einer Heerde zusammen ihrem Führer folgen, so folgt ihr in euren Versammlungen solchen Leuten, die ihr in euren Privatangelegenheiten nicht möchtet zu Rathgebern haben.

Als er einstmals von der Herrschaft der Weiber sprach, sagte er: Alle Männer herrschen über ihre Frauen, wir herrschen über alle Männer, und unsre Frauen über uns. Aber dieser Witz ist dem Themistokles abgeborgt, welcher seiner Frau, die viele Anschläge ihres Sohnes bey ihm durchzusetzen suchte, die Antwort gab: Frau, die Athenienser herrschen über die Griechen, ich über die Athenienser, du über mich, und unser Sohn über dich. Der unverständige junge Mensch mag also seine Gewalt ja mäßigen, durch welche er mehr als alle Griechen vermag.

Er pflegte auch zu sagen, das Römische Volk bestimme nicht nur den Preis des Purpurs, sondern auch der Künste und Wissenschaften: denn wie die Färber denjenigen Purpur am meisten färbten,

der die mehrsten Liebhaber fände, so lernten die jungen Leute diejenigen Wissenschaften und Künste mit dem größten Eifer, denen das Volk das mehrste Lob ertheilte.

In seinen Ermahnungen an die Römer drückte er sich öfters so aus: Wenn ihr durch Tugend und Mäßigung so groß geworden seyd, so verändert euch nicht zu eurem Nachtheile: wenn ihr aber durch Bosheit und Unmäßigkeit eine so grosse Macht erlangt habt, so verändert euch zu eurem Vortheile, denn ihr seyd alsdenn durch solche Künste schon groß genug geworden.

Von denen, die sich oft eifrig um das Consulat bewarben, sagte er, sie wären gleichsam Leute, die den Weg nicht wüßten, und sich bestrebten, die Gerichtsdiener zu Führern zu bekommen, damit sie sich nicht verirrten. Er war auch mit seinen Mitbürgern nicht zufrieden, wenn sie einerley Person öfters zum Consulate erwählten. Es scheint, sagte er, daß ihr entweder das Consulat nicht für wichtig haltet, oder wenige Personen für wichtig genug zum Consulate.

Von einem seiner Feinde, der schlecht lebte, sagte er: Seine Mutter hält es mehr für einen Fluch als für einen Wunsch, wenn man ihr wünschet, daß sie ihren Sohn dem Staate hinterlassen mögte.

Er zeigte einstmals auf einen Menschen, der seine vom Vater hinterlassenen Güter, welche am Meere lagen, hatte verkaufen müssen, und stellte sich, als wenn er ihn bewunderte. Der Mann, sagte er, vermag mehr als das Meer, was dieses kaum

hätte verschlingen können, hat er sehr leicht verschluckt.

Als der König Eumenes nach Rom kam, und der Senat ihn mit vieler Pracht empfieng, und die vornehmsten Römer in Ehrenbezeigungen gegen diesen Fürsten wetteiferten, so bezeigte Cato offenbar eine Abneigung gegen ihn, und hütete sich vor seiner Gesellschaft. Man stellte ihm vor, daß dieser König sehr gütig, und ein Freund der Römer wäre. — Mags seyn, sagte er, aber ein König ist von Natur ein Thier, das gerne Menschenfleisch frißt. Und keiner der allerberühmtesten Könige verdient mit dem Epaminondas, dem Perikles, dem Themistokles, dem Manius Curius, dem Amilcar, mit dem Zunamen Barcas, in Vergleichung gestellt zu werden.

Er sagte zuweilen: Meine Feinde hassen mich, weil ich noch in der Nacht aufstehe, und mit Verabsäumung meiner eignen Angelegenheiten mich dem Besten des Staats widme. Ich will aber lieber Gutes thun, ohne Dank dafür zu haben, als Böses, ohne Strafe zu bekommen. Und ich verzeihe den Fehlern der andern weit mehr als den meinigen.

Als die Römer einstmals drey Gesandte nach Bithynien schickten, davon der eine ein Podagrist war, der andre vom Trepaniren einen hohlen Kopf hatte, und der dritte für einen Narren gehalten wurde, spottete Cato darüber mit diesen Worten: Die Römer haben eine Gesandtschaft abgeschickt, die weder Füsse, noch Kopf, noch Herz hat.

Als Scipio, aus Liebe für den Polybius, den Cato gebeten hatte, sich vor die vertriebenen Achäer zu verwenden, und darüber im Senate ein weitläu-

figer Wortwechsel entstand, da einige diesen Männern die Rückkehr wieder zugestanden wissen wollten, andre sich dagegen setzten, so stand Cato auf, und sagte: Wir sitzen hier den ganzen Tag, und zanken uns darüber, ob einige alte Griechen von den Todtengräbern in Achaja oder von unsern hier sollen begraben werden. Es wurde darauf diesen Männern die Rückkehr verstattet. Wenige Tage darauf suchte Polybius es auch vom Senate zu erlangen, daß diese Vertriebenen ihre vorigen Ehrenstellen in Achaja wieder erhalten möchten. Er fragte aber vorher den Cato um seine Meynung darüber, welcher ihm lächelnd zur Antwort gab: Du machst es nicht wie Ulysses, und willst wieder in die Höhle der Cyklopen gehn, um deinen dort vergessenen Gürtel und Hut zu hölen.

Cato pflegte zu sagen: Kluge Leute hätten von Narren immer mehr Vortheil, als die Narren von klugen Leuten, denn kluge Leute hüteten sich vor den Fehlern der Narren, aber die Narren ahmten den Geschicklichkeiten der Klugen nicht nach. Er sagte, er möchte lieber junge Leute leiden, die roth würden, als solche, die blaß würden, und, — er brauche keine solche Soldaten, die auf dem Marsche die Hände, und in den Schlachten die Füsse bewegten, und die stärker schnarchen als schreyen könnten.

Einstmals spottete er über einen dicken Mann. Wie kann ein solcher Körper, sagte er, dem Staate nützlich seyn, der von der Gurgel bis zum Beine ganz vom Bauche eingenommen ist? Als ein Mann, der dem Vergnügen sehr ergeben war, seine Freundschaft suchte, drückte er sich darüber so aus: Ich

kann mit einem Menschen nicht Umgang haben, dessen Gaumen mehr Empfindung hat als sein Herz.

Die Seele eines Verliebten, sagte er, pflegt in einem andern Körper zu wohnen. — Nur drey Dinge gereueten ihm in seinem ganzen Leben, erstlich, daß er seiner Frau ein Geheimniß anvertrauet, zweytens, daß er an einige Orte zur See gereiset wäre, wohin er hätte zu Lande kommen können, und drittens, daß er einen Tag unbeschäftigt zugebracht hätte.

Zu einem alten bösen Manne sagte er: Füge doch zu den vielen Uebeln, die das Alter ohnehin an sich hat, nicht noch das Uebel der Bosheit hinzu. Zu einem Tribun des Volks, der für einen Giftmischer gehalten wurde, und ein nachtheiliges Gesetz in Vorschlag brachte, und es mit Gewalt durchsetzen wollte, sagte er: Jüngling, ich weiß nicht, ob es gefährlicher ist, deinen Trank zu trinken, oder deinen Vorschlag zu genehmigen. Einstmals wies er einen frechen und lasterhaften Menschen, der auf ihn lästerte, mit diesen Worten ab: Ich habe einen ungleichen Gegner an dir, denn du sprichst gern Böses, und hörst dergleichen von dir mit Leichtsinn an; ich aber spreche nicht gern Böses, und bin nicht gewohnt, es von mir zu hören. — Von dieser Art waren die Scherze und witzigen Einfälle des Cato.

Er wurde mit dem Valerius Flaccus, seinem guten Freunde, zugleich Consul: und bekam das von den Römern so genannte disseitige Spanien zu seiner Provinz. Er unterwarf hier verschiedene Völkerschaften theils mit Gewalt der Waffen, theils durch gütliche Unterhandlungen der Herrschaft der Rö-

mer, bekam aber auch ein grosses Heer Barbaren zu seinen Gegnern, und gerieth in Gefahr, auf eine schimpfliche Art überwältigt zu werden. Er suchte daher den Beystand der benachbarten Celtiberen, welche aber zweyhundert Talente*) Subsidiengelder verlangten. Jedermann hielt es für etwas unausstehliges, daß die Römer Barbaren sollten Hülfsgelder bezahlen. Aber Cato sagte: Ich finde darinnen nichts schimpfliches, denn wenn wir siegen, bezahlen wir die Hülfsgelder von der feindlichen Beute, und wenn wir geschlagen werden, so werden weder Mahner noch Bezahler seyn.

Cato schlug in dem darauf vorfallenden Treffen die Feinde aufs Haupt, und alles, was er unternahm, gelang ihm. Polybius erzehlt, daß die Mauren aller disseits des Flusses Bätis gelegenen Städte, deren eine grosse Anzahl, und die alle voller Soldaten gewesen, auf Befehl des Cato in einem Tage wären zerstört worden. Cato selbst sagte, er habe mehr Städte in Spanien eingenommen, als er Tage in dieser Provinz zugebracht habe; und das war keine Prahlerey, denn er hatte wirklich vierhundert Städte eingenommen.

Unter seinen Soldaten, die sich in diesem Feldzuge schon sehr bereichert hatten, ließ er jedem Manne ein Pfund Silber austheilen, und sagte dabey, es sey besser, daß viele Römer Silber, als daß nur wenige Gold mit nach Hause brächten. Er selbst aber versichert, von der ganzen Beute nichts für sich behalten zu haben, als was er gegessen und getrunken habe. Ich

*) 200,000 Rthlr.

tadle diejenigen nicht, sagte er, welche sich auf diese Art Nutzen zu schaffen suchten, aber ich will lieber mit den Tapfersten um die Tapferkeit, als mit den Reichsten um den Reichthum, und mit dem Geldgierigen um die Geldgierde wetteifern. Und er hielt sich nicht allein selbst von aller Beute rein, sondern er befahl eben dieses auch seinen fünf Sklaven, die er mit nach Spanien zu diesem Feldzuge genommen hatte. Einer von ihnen, mit Namen Paccus, hatte drey gefangene Knaben gekauft, fürchtete sich aber vor dem Cato, der es erfahren hatte, so sehr, daß er ihm nicht wieder vors Gesicht kommen wollte, und sich erhieng. Cato verkaufte die Knaben wieder, und legte das Geld dafür in die öffentliche Kasse.

Indem aber Cato noch in Spanien war, brachte es der grosse Scipio, sein Feind, der gern sein Glück aufhalten, und selbst den Krieg in Spanien führen wollte, dahin, daß er zum Nachfolger des Cato in der Provinz Spanien erwählt wurde. Er eilte so schnell als möglich dahin, um des Cato Herrschaft zu beendigen. Dieser aber gieng ihm mit fünf Cohorten Fußvölker, und fünfhundert Mann Reuterey entgegen, und besiegte unterwegens die Lacetaner, wobey er sechshundert Ueberläufer gefangen bekam, welche er alle hinrichten ließ. Dem Scipio, der darüber sehr unzufrieden war, antwortete er auf eine spöttische Art: So wird Rom erst groß werden, wenn die grossen Männer von vornehmer Geburt denen von dunkler Geburt nicht den Preis der Tapferkeit lassen wollen, und die vom niedrigen Stande, wie ich bin, mit den Männern von Ruhm und Adel in der Tapferkeit wetteifern.

Indessen befahl doch der Senat zu Rom durch ein Dekret, daß alle Verordnungen des Cato in Spanien unverändert und gültig bleiben sollten, wodurch der Regierung des Cato in Spanien weniger Ehre genommen war, als des Scipio seiner, der nun ohne besondere Merkwürdigkeit seine Zeit in Spanien zubringen mußte.

Cato hielt zu Rom einen Triumph, und unterschied sich nach demselben gar sehr von denjenigen, welche nicht wegen der Tapferkeit selbst, sondern wegen der Ehre dabey tapfer sind, und wenn sie die höchsten Ehrenstufen erlangt haben, und Consuln gewesen sind, und einen Triumph gehalten haben, die übrige Zeit ihres Lebens in Ruhe und Vergnügen zubringen, und sich um das Beste des Staats nicht mehr bekümmern. Er ließ im Eifer fürs gemeine Beste nicht nach, und strebte, gleich denen, die erst anfangen sich dem Dienste des Staats zu widmen, und nach Ruhm und Ehre durften, sich wieder von neuen hervorzuthun. Er bewies sich für seine Freunde und Mitbürger theils vor Gerichten geschäftig, theils diente er im Felde.

Er wohnte als Legat dem Feldzuge bey, welchen der Consul Tiberius Sempronius nach Thracien und an der Donau unternahm. Er gieng auch als Oberster unter dem Manius Acilius wider Antiochus den Grossen nach Griechenland zu Felde; welcher König sich den Römern furchtbarer machte als irgend ein andrer Feind, auffer dem Annibal. Er hatte beynahe den ganzen Theil von Asien, den Seleukus Nikator besessen, eingenommen, und viele kriegrische Völkerschaften unter seine Bothmäßigkeit

gebracht. Darauf trieb ihn sein Ehrgeitz zum Kriege gegen die Römer, die er gleichsam noch als die einzigen würdigen Gegner von sich betrachtete. Um einen scheinbaren Vorwand zu haben, gab er vor, er wolle die Griechen in Freyheit setzen, die doch dieses gar nicht nöthig hatten, weil sie eben erst waren durch die Römer von der Oberherrschaft des Macedonischen Königs Philippus befreyt, und in den Genuß ihrer eigenen Rechte und Unabhängigkeit gesetzt worden.

Antiochus rückte mit einem grossen Heere in Griechenland ein, welches sogleich in Bewegung und Unruhe kam, und von seinen Demagogen durch die grossen Versprechungen des Königs verführt wurde. Manius suchte durch Gesandten die Städte in ihrer Treue zu erhalten, und die meisten, welche von der Parthey der Römer abfallen wollten, gewann Titus Flamininus wieder, ohne Gewalt zu gebrauchen, und beruhigte sie, wie in seinem Leben soll erzehlt werden. Cato beruhigte die Korinther, Paträer, Aegäer, und hielt sich die meiste Zeit zu Athen auf. Er soll auch daselbst eine Rede in griechischer Sprache an das Athenienssische Volk gehalten, und unter andern gesagt haben, daß er aus Hochachtung gegen die alten Athenienser, und aus Begierde, eine so grosse und schöne Stadt zu sehen, mit vielem Vergnügen sich nach Athen begeben habe. Aber diese Nachricht ist falsch. Cato unterredete sich mit den Athenienssern durch einen Dolmetscher, ob er gleich im Stande gewesen seyn mag mit ihnen griechisch zu sprechen, allein er blieb bey der hergebrachten Gewohnheit, und spottete sogar über diejenigen, wel-

che für alles Griechische eingenommen waren, wie er denn vom Postumius Albinus, welcher eine Geschichte in griechischer Sprache geschrieben, und deswegen um Verzeihung gebeten hatte, sagte: man hätte ihm alsdenn wohl müssen verzeihen, wenn er durch einen Befehl der Amphiktyonen wäre genöthigt worden, dieß Werk zu schreiben. Indessen sollen die Athenienser die Kürze und Stärke seines Ausdrucks bewundert haben, denn er sagte das immer mit wenigen Worten, was der Dolmetscher viel weitläuftiger ausdrücken mußte: sie hatten daher gesagt, sie glaubten, die Worte der Griechen kämen von den Lippen, und der Römer ihre aus dem Herzen.

Antiochus hatte mit seinen Truppen die engen Pässe bey Thermopylä besetzt, und da er diese von Natur festen Oerter noch mehr durch Mauern und Verschanzungen befestigt hatte, so glaubte er, ganz sicher gegen alle Anfälle zu seyn. Die Römer liessen auch alle Hoffnung fahren, ihn von vorne angreifen zu können. Aber Cato besann sich, daß hier die Persische Armee die Lacedämonier umringt und eingeschlossen hätte. Er gieng daher des Nachts mit einigen Truppen ab, um einen Umweg zu suchen. Als er aber eben diese Höhen erreicht hatte, verlor sein Wegweiser, welcher ein Gefangener war, den Weg, und er irrte mit seinen Soldaten in unwegsamen steilen Gegenden herum, so daß jedermann furchtsam und muthlos wurde. Cato, der die Gefahr einsahe, befahl den Soldaten insgesammt, ganz stille zurückzubleiben, und gieng selbst, bloß in Begleitung des Lucius Manlius, der sehr gut klettern konnte, in stockfinstrer Nacht, mit grosser Gefahr

und Mühe immer weiter fort, und kroch zwischen wilden Oelbäumen und Felsen, in der größten Ungewißheit, ohne etwas zu sehen, bis er auf einen Fußsteig kam, von dem er glaubte, daß er herab ins feindliche Lager führe. Er steckte auf einigen Höhen, die über den Berg Kallidromus hervorragten, Zeichen, die man von ferne sehen konnte, gieng zu seinen Truppen wieder zurück, und führte sie auf die Zeichen zu, und kam auch glücklich auf den bemerkten Fußsteig. Indem sie aber ein wenig weiter fortrückten, hörte der Weg auf, und verlor sich in einem tiefen Abgrunde, wodurch die Truppen wieder furchtsam und zaghaft wurden, ohne zu wissen, daß sie den Feinden so nahe stünden.

Als der Tag angebrochen war, wollte ein Soldat ein Geräusch gehört, und auch den griechischen Wall und eine Vorwache unten am Berge bemerkt haben. Cato ließ also die Truppen ruhig bleiben, und rief bloß die Firmianer zu sich, deren Treue und Bereitwilligkeit er immer erfahren hatte. Er sagte, als sie sich haufenweise um ihn herumgestellt hatten: Es ist nöthig, daß wir einen feindlichen Soldaten gefangen bekommen, um von ihm zu erfahren, was das hier für Vorwachen und wie stark sie sind, und wie die feindliche Verfassung, Schlachtordnung und Anstalten, mit denen sie uns empfangen werden, beschaffen sind. Hierbey kommts nur auf Geschwindigkeit und Muth an, worauf sich auch unbewafnete Löwen verlassen, wenn sie auf feige Thiere losgehen.

Sobald die Firmianer dieses gehört hatten, liefen sie sogleich den Berg hinab auf die Vorwachen

los, und überfielen sie so unerwartet, daß diese voller Schrecken sich zerstreuten: einer wurde mit seiner Rüstung aufgefangen, und dem Cato überliefert. Von diesem erfuhr er, daß das grosse Heer des Königs in den engen Päſſen stünde, und die Anhöhen nur mit sechshundert auserlesenen Aetoliern besetzt wären. Voll Zuversicht, diese geringe Mannschaft zu schlagen, ließ er seine Truppen sogleich unter Trompetenschalle und Feldgeschrey anrücken, und zog selbst zuerst den Degen. Wie die Feinde sahen, daß sie von den Höhen herab angegriffen wurden, flohen sie, ohne Widerstand zu thun, ins grosse Lager, und erfüllten alles mit Furcht und Schrecken.

Indessen grif auch Manius unten an den Bergen die feindlichen Verschanzungen an, und stürmte die engen Päſſe mit seiner ganzen Macht, wobey Antiochus selbst mit einem Steine so hart in den Mund getroffen wurde, daß ihm die Zähne ausgeschlagen waren, und er vor grossem Schmerze mit seinem Pferde umwandte, und das Gefecht verließ. Darauf blieb kein Theil seiner Armee mehr stehen, obgleich die Flucht wegen der unwegsamen Defileen und irre führenden Wegen sehr gefährlich war, und die, die fehl traten, in tiefe Sümpfe oder auf spitzige Felsen fielen, welches um so eher geschahe, weil sich alle Truppen durch die engen Päſſe durchdrängten, und indem sie dem Römischen Schwerdte zu entfliehen suchten, sich im Gedränge selbst tödteten.

Cato, der sich gern selbst lobte, und den Vorwurf einer offenbaren Ruhmredigkeit, welche zuweilen die Nachfolgerin grosser Thaten ist, nicht ver-

mied, pflegte besonders diese That immer sehr zu erheben. Er sagte: Diejenigen, welche ihn damals hätten auf die Feinde einhauen, und sie verfolgen gesehen, hätten gestehen müssen, daß Cato dem Römischen Volke nicht so viele Verbindlichkeit schuldig wäre, als das Römische Volk ihm: und Manius, der Consul, hätte noch ganz warm von der Hitze des Streits ihn sogleich nach dem Siege, da er selbst auch noch ganz erhitzt gewesen sey, umarmt, und eine lange Weile hindurch geküßt, und voller Freude geschrien, daß weder er selbst noch das ganze Römische Volk dem Cato diese grossen Verdienste genug vergelten könnten.

Gleich nach der Schlacht wurde Cato nach Rom geschickt, um die Nachricht dieses Sieges selbst zu überbringen. Er kam glücklich zur See nach Brundusium, von da in einem Tage nach Tarent, und am fünften Tage zu Rom an, wo er der erste war, der die Nachricht von dem Siege meldete, und dadurch die ganze Stadt mit Freude erfüllte. Es wurden Dankfeste gehalten, und das Römische Volk glaubte nunmehr, daß es vermögend sey, die ganze Welt und alle Meere seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Dieß sind die merkwürdigsten kriegrischen Thaten des Cato. In Absicht seiner Beschäftigungen in Civilsachen bemerkt man an ihm einen grossen Eifer, die Vergehungen der andern Bürger zur Strafe zu ziehen, und überhaupt Leute anzuklagen. Er klagte viele selbst vor Gerichte an, er war denen behülflich, die andere anklagten, und er hetzte sogar verschiedene auf, wie er denn den Petillius dazu bewog,

wog, daß er den grossen Scipio bey dem Volke anklagte. Aber diese Klage ließ er nachher fahren, da er sahe, daß er kein Todesurtheil wider den Scipio zuwege bringen konnte, und dieser Held von vornehmem Geschlechte und eben so grosser Denkungsart die Verläumdungen unter seine Füsse trat. Indessen suchte er sich doch an dessen Bruder, dem Lucius Scipio zu rächen, und brachte es in Verbindung mit andern Anklägern dahin, daß dieser Scipio zu einer grossen Geldstrafe verdammt wurde, welche er nicht vermögend war zu bezahlen, und deswegen Gefahr lief, ins Gefängniß geworfen zu werden, wenn er nicht noch durch die Hülfe der Tribunen, an die er sich wandte, wäre gerettet worden. So soll auch Cato einen jungen Menschen, der einem Feinde seines verstorbenen Vaters das Urtheil der Infamie zugezogen hatte, und dem Cato auf dem Markte begegnete, mit diesen Worten umarmt haben: Solche Todtenopfer muß man seinen Aeltern bringen: man muß ihnen anstatt der Schaafe und Böcke die Thränen und Verdammungsurtheile ihrer Feinde opfern.

Aber er blieb auch selbst nicht unverletzt, sondern so oft er seinen Feinden nur Gelegenheit gab, zogen sie ihn vors Gericht, vor welchem er beynahe funfzigmal, *) und das letztemal, als er schon sechs und achtzig Jahr alt war, sich hat vertheidigen müssen, bey welcher Gelegenheit er die bekannten Worte gesagt haben soll: Wie schwer ists, gegen solche Menschen sich zu vertheidigen, mit denen man nicht ge-

*) Nach dem ältern Plinius Libr. VII. c. 27. vier und vierzigmal.

lebt hat! Aber er hörte auch in seinem Alter nicht auf, andere anzuklagen, und verklagte vier Jahre hernach, im neunzigsten Jahre seines Alters, den Servilius Galba; denn er lebte, wie Nestor, drey Menschenalter hindurch, und immer in Beschäftigungen. Er widersetzte sich, wie wir schon bemerkt haben, beständig dem großen Scipio in den Staatsangelegenheiten, und trieb diese Feindschaft gegen den jüngern Scipio fort, welcher ein adoptirter Enkel des großen Scipio, und ein Sohn des Aemilius Paulus, des Ueberwinders des Macedonischen Königs Perseus, war.

Zehn Jahre nach seinem Consulate hielt Cato um das Amt eines Censors an. Dieses Amt war der Gipfel der Ehrenämter zu Rom, und gewissermassen die allervollkommenste Herrschaft im Staate. Es war damit ausser vieler andern Gewalt auch die Aufsicht über das Betragen und die Sitten der Römer verbunden. Denn sie meinten, daß weder Verheirathung, noch Kinderzeugen, noch Lebensart, noch Gastmale, ohne Aufsicht bleiben, und jedes Wohlgefallen und Willkühr überlassen seyn dürfte: sie glaubten, daß man aus diesen Dingen weit mehr als aus den öffentlichen und bürgerlichen Handlungen den Charakter eines Menschen erkennen könne. Sie setzten daher jährlich zwey Aufseher und Richter, einen aus den patricischen Geschlechtern, den andern aus dem Volke, welche Sorgfalt tragen mußten, daß niemand in Wollüsten ausschweifen, und von der in Rom gebräuchlichen Lebensart abgehen durfte. Diese Männer nannten sie Censoren. Sie hatten so viel Gewalt, daß sie einem Ritter sein

Pferd, als das Zeichen seines Standes, nehmen, und einen Senator, wenn er unordentlich lebte, aus dem Senate stossen konnten. Sie hatten auch die Aufsicht über die Schätzung des Vermögens der Römischen Bürger, und richteten darnach die Classen und Rangordnung der Römischen Bürger ein. Es war auch noch viele andre Gewalt mit diesem Amte verbunden.

Die vornehmsten und angesehensten Männer im Senate zu Rom waren dem Cato, als er sich zu diesem Amte meldete, entgegen. Die Patricier aus den edelsten Geschlechtern waren darüber eifersüchtig, und glaubten, aller Vorzug des Adels gienge verloren, wenn Männer von so ganz dunklem Ursprunge zur größten Gewalt und Ehre stiegen, andere hingegen, welche sich ihrer schlechten Aufführung und Uebertretung der hergebrachten Gewohnheiten bewußt waren, furchten sich vor der Strenge dieses Mannes, der bey seiner Gewalt gewiß hart und unerbittlich seyn würde. Daher vereinigten sie sich mit einander, und stellten sieben andere Männer auf, die mit dem Cato zugleich sich um das Censoramt bewarben. Diese schmeichelten dem Volke mit lauter angenehmen Hoffnungen, und betrugen sich so, als wenn eine gelinde und den Neigungen der Römer nachsehende Censur nöthig wäre. Cato hingegen ließ von seiner strengen Denkungsart nicht ab, sondern drohte vielmehr den bösen Bürgern in seinen Reden öffentlich, und schrie, die Stadt Rom habe eine grosse Reformation nöthig, und das Volk müsse, wenn es klug wäre, vor seine Uebel keinen gelinden, sondern einen recht scharfen Arzt wählen, und solch ein

Mann sey er, und einer von den Patriciern, Valerius Flaccus: mit diesem zugleich könne er das verdienstliche Werk thun, die Ueppigkeit und Weichlichkeit in der Stadt Rom, wie Herkules jene vielköpfigte Schlange, zu tödten und zu verbrennen, die andern Competenten um dieses Amt suchten alle durch unrechtmässige Mittel es zu erlangen, weil sie sich vor die fürchteten, die diese Würde gut verwalten möchten.

Das römische Volk dachte groß, und war grosser Führer würdig. Es furchte sich vor der hohen Strenge des Cato nicht, übergieng seine Mitbewerber, die Schmeicheleyen sagten, und von denen es schien, daß sie ihr Amt nach Gunst verwalten würden, und erwählten den Cato nebst dem Valerius Flaccus zu Censoren. Cato hatte nicht sowohl um das Censoramt gebeten, als vielmehr es schon vorher durch gebieterische Strafreden ausgeübt.

Er machte seinen Freund und Amtsgenossen Valerius Flaccus zum Ersten im Senate. *) Unter vielen andern, die er aus dem Senate stieß, war auch Lucius Quintius Flamininus, der sieben Jahr vorher Consul gewesen war, und, welches noch mehr zu seinem Ansehen beytrug, den Titus Flamininus,

*) Die Censoren hatten nämlich das Recht, neue Personen in den Senat aufzunehmen, und diejenigen, die sie dieser Ehre für unwürdig hielten, aus der Rolle der Senatoren auszustreichen. Derjenige, den sie in ihrer Senatorenrolle oder Liste oben an gesetzt hatten, hieß princeps Senatus, und hatte zwar nicht den Vorsitz, der den Consuln zukam, aber doch die vorzüglichste Ehre.

den Ueberwinder des Königs Philippus, zum Bruder hatte. Die Ursache seiner Verstossung aus dem Senate war folgende:

Lucius Flamininus liebte einen gewissen jungen Menschen so sehr, daß er ihn immer bey sich hatte, und allenthalben, auch als Feldherr im Kriege, ihm so viel Ehre und Gewalt ließ, wie keiner seiner vornehmsten Begleiter und Freunde genoß. Wie Flamininus als Proconsul sich in der Provinz befand, so sagte dieser junge Mensch einstmals, der, wie gewöhnlich, mit bey einer Gasterey zugegen war, unter andern Schmeicheleyen zum Flamininus, der beym Weine leicht eingenommen werden konnte: „Ich liebe dich so sehr, daß ich dir hieher nachgeeilt bin, obgleich zu Rom ein Fechterkampf gehalten wurde, dergleichen ich noch niemals gesehen, und ich schon längst gewünscht habe, einen Menschen umbringen zu sehen.“ Flamininus, der diese Schmeicheley erwiedern wollte, antwortete: — „Dieses Wunsches wegen brauchst du nicht unruhig zu seyn, ich will ihn dir bald erfüllen.“ Er ließ darauf einen zum Tode verurtheilten Menschen und einen Gerichtsdiener mit einem Beile ins Zimmer kommen, fragte seinen Liebling nochmals, ob er Lust hätte diesen Menschen umbringen zu sehen, und da dieser es bejahete, so ließ er diesem Menschen den Kopf abschlagen. So erzehlen die meisten die Sache, und Cicero läßt sie auch eben so den Cato selbst in seiner Abhandlung vom Alter erzehlen. Aber Livius sagt, dieser Mensch wäre ein Gallier gewesen, der zu den Römern übergelaufen wäre, und nicht der Gerichtsdiener, sondern Flamininus selbst hätte ihn getödtet,

und Cato hätte diese Umstände in seiner Rede selbst erzehlt. *).

Der Bruder des aus dem Senate gestossenen Lucius Flamininus nahm diesen Schimpf so übel, daß er sich an das Volk wandte, und foderte, Cato sollte die Ursache davon angeben. Cato erzehlte also den Vorfall bey jenem Gastmale in der Provinz, aber Lucius Flamininus läugnete die Sache, worauf ihn Cato zum Eidschwure trieb, welchen aber Lucius nicht leisten wollte, daher das Volk glaubte, er sey mit Recht gestraft worden. Als er aber bey einem Schauspiele, einige Zeit darauf, auf das Theater kam, bey dem Platze, wo die gewesenen Consuln sitzen, vorbey gieng, und sich sehr weit davon niedersetzte, so hatte das Volk so viel Mitleiden mit ihm, daß es ihn mit Geschrey nöthigte, seinen vorigen Platz wieder in Besitz zu nehmen, und dadurch das Geschehene so gut es konnte, wieder gut machte.

Cato stieß auch einen andern Mann, Manilius, der die größte Hoffnung zum nächsten Consulate hatte, aus dem Senate, und zwar aus der Ursache, daß er seine Frau am Tage, in Gegenwart seiner Tochter, geküßt hatte. Cato selbst sagte, daß er seine Frau nicht anders als bey grossen Donnerwettern umarmt hätte, und setzte scherzend hinzu, er sey alsdenn immer erst recht glücklich, wenn Jupiter donnere.

Einen besondern Haß zog sich auch Cato dadurch zu, daß er dem Lucius Scipio, dem Bruder des grossen Scipio, einem Manne, der schon einen Triumph gehalten hatte, sein ritterliches Pferd nahm,

*) Liv. Libr. XXXIX. cap. 42.

denn jedermann sah ein, daß er dieses nur deswegen that, um durch diesen Schimpf seiner Feindschaft gegen den grossen Scipio ein Opfer zu bringen. Die meisten Römer aber beleidigte er durch die Einschränkung der Pracht, welche er, da sie schon den größten Theil der Stadt wie eine Krankheit angesteckt und verdorben hatte, nicht geradezu aufheben konnte, und daher einen Umweg nahm. Er bestimmte durch ein Edict den Werth der Kleidung, der Wagen, des weiblichen Schmucks, und des andern kostbaren Hausgeräths, wenn irgend ein Stück davon mehr als tausend fünfhundert Drachmen kostete, *) zehnmal so hoch als sie werth waren, und die Besitzer davon mußten um so viel mehr nach dieser Schätzung öffentliche Abgaben erlegen, denn sie mußten von tausend As drey As jährliche Steuer geben, wodurch sie, wenn sie sähen, daß die ökonomischen Sparsamern, die einerley Vermögen mit ihnen hätten, weniger Steuern erlegten, zur Entsagung ihrer Verschwendung und Pracht sollten bewogen werden. Aber dadurch machte er sich sowohl diejenigen zu Feinden, welche fortfuhren, ihre Pracht mit dieser hohen Abgabe zu verzollen, als auch diejenigen, welche dieser Abgabe wegen ihre Pracht einstellten. Denn viele meinen, man nimmt ihnen ihren Reichthum, wenn man ihnen verwehrt, ihren Reichthum zu zeigen, welchen man nur in überflüßigen Dingen zeigen könne. Deswegen wunderte sich der Philosoph Ariston, wie man diejenigen, die überflüßige Dinge besäßen, für glücklicher halten könne, als die,

*) Ueber 197 Rthlr.

welche an allen nothwendigen und nützlichen Dingen keinen Mangel hätten. Als Skopas, der Thessalier, von einem seiner Freunde um etwas, das demselben gar nicht nöthig war, gebeten wurde, und dieser Freund selbst sagte, daß er ihm um etwas bäte, das eben nicht so sehr nöthig und nützlich wäre, so sagte Skopas: Eben deswegen bin ich reich und glücklich, weil ich unnöthige und überflüßige Dinge besitze — So ist die Begierde nach Reichthum keine von Natur angeborne Neigung, sondern sie wird uns durch den gemeinen unvernünftigen Wahn beygebracht.

Cato achtete auf die Beschwerden über sich so wenig, daß er dadurch nur noch strenger wurde. Er ließ die Wasserleitungen zerhauen, durch welche die Römer aus den öffentlichen Canälen das Wasser in ihre Häuser und Gärten leiteten, er ließ die Gebäude niederreissen, die zu weit auf die Strassen herausgebaut waren, er setzte die Taxe ab, für welche die öffentlichen Arbeiten pflegten verdungen zu werden, und erhöhte die Zollverpachtungen aufs äusserste. Dieses alles zog ihm vielen Haß zu. Titus Flamininus verband sich mit andern wider ihn, und brachte es dahin, daß seine Bauverpachtungen der öffentlichen und heiligen Gebäude, als dem Staate nachtheilig, vom Senate für ungültig erklärt und aufgehoben wurden, und die kühnsten unter den Tribunen verklagten ihn beym Volke, welches ihn mit einer Geldstrafe von zwey Talenten belegte. Er fand auch vielen Widerstand, als er die Basilica auf dem Markte hinter dem Rathhause auf öffentliche Kosten bauen ließ, und ihr den Namen Basilica Porcia gab.

Indessen scheint das Volk mit seiner Verwaltung der Censur sehr zufrieden gewesen zu seyn. Denn es ließ ihm in den Tempel der Hygäa eine Ehrensäule errichten, und in der Inschrift nicht seiner Feldzüge oder seines Triumphs Erwähnung thun, sondern der Inhalt war ohngefähr dieser, daß Cato als Censor den Römischen zu seiner Verderbniß sich neigenden Staat durch weise gute Verordnungen und eingeführte Gebräuche wieder verbessert und aufgerichtet habe.

Ehe ihm diese Ehre wiederfuhr, spottete er immer über diejenigen, die sich darauf etwas einbildeten, und sagte: Sie wüßten nicht, daß sie sich bloß der Werke der Metallarbeiter und Mahler rühmten, von ihm aber die römischen Bürger die schönsten Bildnisse in ihrem Herzen hätten. Und da einige ihm ihre Verwunderung darüber zu erkennen gaben, daß so vielen unberühmten Männern Ehrensäulen gesetzt würden, und ihm doch keine, antwortete er: „Ich will lieber, daß man fragt, warum mir keine Ehrensäule gesetzt worden, als warum mir eine gesetzt worden sey?“ Er wollte überhaupt nicht, daß sich irgend ein guter Römer sollte loben lassen, wenn es nicht zum Nutzen des Staats geschähe, und gleichwohl lobte er sich selbst immer am allermeisten, und pflegte von denen, welche wegen Vergehungen angeklagt wurden, zu sagen: Sie verdienen Nachsicht, denn es sind keine Catonen.“ Diejenigen, welche ihn in einigen Stücken nachahmen wollten, und ihn nicht erreichen konnten, pflegte er verfehlte Catonen *) zu nennen. — „Der

*) ἐπαρίστερὸς Κάτωνας. Sinistros Catones.

Senat, sagte er zuweilen, sieht in gefährlichen Umständen auf mich, wie man bey einem Sturme auf der See auf den Steuermann sieht, und schiebt öfters, wenn ich nicht zugegen bin, die wichtigsten Sachen auf.“ Das letztere bestätigten die Zeugnisse mehrerer Personen, den sein strenger Lebenswandel, seine Beredtsamkeit und sein Alter gaben ihm zu Rom ein sehr grosses Ansehn.

Cato war auch ein guter Vater, ein liebreicher Ehemann, und ein so aufmerksamer Hausvater, daß er die Aufsicht auf die Hauswirthschaft für nichts geringes, und für kein blosses Nebengeschäft hielt; daher ich auch hiervon einige Umstände, die zu seinem Lobe gereichen, anführen will. Seine Gemahlin war von vornehmer Geburt, aber nicht reich: er glaubte, beyde, sowohl die reichen als die vornehmen Frauenzimmer, besäßen einen gewissen Stolz, aber die, welche von edler Geburt wären, hätten doch mehr Schaam gegen alles Unanständige, und wären daher ihren Männern in guten Sachen gehorsamer. Wer seine Frau und seine Kinder schlüge, vergriffe sich, nach seiner Meinung, an den heiligsten Sachen, und er hielt es für einen grössern Ruhm, ein guter Ehemann als ein grosser Senator zu seyn. Daher bewunderte er auch an den alten Sokrates nichts so sehr als seine Gelindigkeit und Sanftmuth gegen sein böses Weib und seine ungerathene Kinder.

Nach der Niederkunft seiner Gemahlin ließ er sich durch kein noch so nothwendiges Geschäft, wenn es nicht eine öffentliche Staatsangelegenheit war, davon abhalten, beym Baden und Einwikeln sei-

nes Kindes zugegen zu seyn. Seine Gemahlin stillte ihr Kind selbst, und zuweilen reichte sie auch den Kindern ihrer Knechte ihre Brust, um durch diese mitgetheilte Nahrung ihnen Liebe gegen ihren Sohn einzuflössen. Sobald sein Sohn anfieng verständig zu werden, unterrichtete er ihn selbst, ob er gleich einen sehr geschickten Sklaven, mit Namen Chilo, hatte, welcher viele andre Kinder unterrichtete. Er wollte nicht, wie er selbst sagte, daß sein Sohn von einem Knechte sollte beschimpft, oder beym Ohre gezupft werden, wenn er nicht fleißig wäre, und er wollte auch nicht eine solche Unterweisung einem Knechte zu danken haben. Cato war bey seinem Sohne selbst Sprachlehrer, Rechtslehrer, und Fechtmeister: er lehrte ihn selbst den Wurfspieß werfen, fechten, reiten, ringen, auch Hitze und Kälte zu ertragen, und durch die reissendsten Ströme zu schwimmen. Er schrieb, wie er selbst sagt, mit eigner Hand verschiedne Historien mit grossen Buchstaben ab, damit sein Sohn auch schon zu Hause Gelegenheit hätte, sich zu seinem Vortheile mit den alten Geschichten und Gebräuchen seines Vaterlandes bekannt zu machen. In Gegenwart seines Sohns mußten eben so sehr, als wenn Vestalische Jungfrauen zugegen gewesen wären, alle anstößige und unanständige Reden vermieden werden. Er badete sich niemals mit seinem Sohne zugleich, obgleich auch damals zu Rom dieses nicht gewöhnlich war, und sich auch Schwiegersöhne schämten, mit ihren Schwiegervätern zugleich zu baden, und sich in ihrer Gegenwart zu entblössen, welches die Römer erst nachher von den Griechen

lernten, so wie sie hingegen den Griechen das Beyspiel gaben, sich auch mit Frauenzimmern zu baden.

So sehr sich aber auch Cato bemühte, seinen Sohn vollkommen auszubilden, und so bereitwillig, folgsam und von gutem Kopfe auch sein Sohn war, so weichlich war doch sein Körper, die Beschwerden harter Arbeiten zu ertragen, daher der alte Cato auch von seiner strengen Disciplin nachlassen mußte. Dem ohnerachtet zeigte sich der junge Cato im Kriege als einen braven Mann, und that sich unter den Paulus Aemilius in der Schlacht gegen den Perseus auf eine besondere Art hervor.

Er verlor in dieser Schlacht seinen Degen, welcher ihm aus der Hand, die vom Schweisse naß war, geschlagen wurde. Ganz bestürzt darüber, läuft er zu einigen von seinen Freunden, geht mit ihnen aufs neue unter die Feinde, ficht so herzhaft mit ihnen, daß er sie endlich vom Platze wegtreibt, und findet unter einem Haufen von todten Freunden und Feinden und Waffen mit Mühe seinen Degen wieder. Diese kühne That des jungen Menschen wurde vom Feldherrn Paulus Aemilius sehr bewundert. Es ist noch jetzt ein Brief des alten Cato an seinen Sohn vorhanden, in dem er diesen Ehrgeitz und Eifer seines Sohnes für seinen Degen sehr lobt. Dieser jüngere Cato heirathete in der Folge die Tochter des Aemilius Paulus, Tertia, die Schwester des jüngern Scipio, und er hatte es sowohl seinem eigenen als auch besonders dem Ruhme seines Vaters zu danken, daß er in ein so vornehmes Geschlecht aufgenommen wurde. Die Sorgfalt der

Cato für die Erziehung seines Sohnes hatte also einen guten Erfolg.

Cato pflegte sich viele Sklaven von den Kriegsgefangenen zu kaufen, und am meisten so junge, die er, wie junge Pferde und Hunde, noch aufziehen und nach seinem Wohlgefallen abrichten konnte. Keiner von diesen Sklaven gieng in ein andres Haus, wenn nicht Cato selbst, oder seine Gemahlin ihn hingeschickt hatte, und wenn sie gefragt wurden, was Cato machte? so antworteten sie immer, sie wüßten es nicht. Sie mußten zu Hause unaufhörlich entweder arbeiten, oder schlafen, und Cato sah es gern, wenn seine Sklaven gut schliefen, denn er glaubte, daß diejenigen, die ordentlich schliefen, dadurch mehr Kräfte bekämen, tüchtig zu arbeiten, als die sich durch Wachen abmatteten. Weil seiner Meynung nach, die größte Bosheiten der Sklaven von dem unterdrückten Liebestriebe herkommen könnten, so erlaubte er seinen Sklaven, gegen ein gewisses bestimmtes Geld, bey seinen Mägden zu schlafen, sie durften aber alsdenn mit keiner andern Weibsperson zu thun haben.

Anfänglich, da Cato noch arm war, und Kriegsdienste that, schalt er seine Sklaven niemals wegen der vorgesetzten Kost, wenn sie auch noch so schlecht war, und er hielt es vielmehr für etwas Unanständiges, sich wegen des Bauchs mit den Knechten zu zanken. Nachher, da er zu gutem Vermögen kam, pflegte er, wenn er seinen Freunden und Amtsgenossen ein Gastmahl gab, gleich nach Tische die Sklaven, die etwas im Dienste oder der Zubereitung versehen hatten, mit einer Geissel ab-

zustrafen. Er suchte immer Uneinigkeit unter seinen Sklaven zu unterhalten, weil ihre Eintracht ihm schädlich seyn könnte. Wenn ein Sklav ein Verbrechen begangen hatte, das den Tod verdiente, so untersuchte er die Sache in Gegenwart aller übrigen Sklaven, und wenn er verurtheilt wurde, das Leben zu verlieren, so vollzog er die Strafe vor ihren Augen.

Als er anfieng mit Eifer auf Gewinnst und Vermehrung seines Reichthums sich zu legen, so hielt er den Ackerbau mehr für angenehm als einträglich. Er suchte sein Geld sicher in Ansehung des ununterbrochenen Nutzens anzulegen, und kaufte sich deswegen Seen, warme Bäder, Plätze, die zur Gerberey und andern Manufacturen geschickt waren, und Güter, die viel Weide und Holzungen hatten; aus denen er jährlich grosse Einkünfte zog, und die, wie er sagte, „selbst vor den Wetterschaden des Jupiters sicher waren.“

Er trieb auch jenen Wucher zur See, dadurch er sich so viele üble Urtheile zuzog. Er lieh nämlich Geld, und die Leute, denen er es lieh, mußten in Verbindung mit andern, an der Zahl funfzig, eben so viele Schife ausrüsten, wovon ihm nur immer ein Theil gehörte, auf den Quintion, sein Freygelassener, Achtung geben mußte, der mit diesen Leuten in Gesellschaft handelte, und mit schifte. Auf diese Art wagte Cato nur immer einen geringen Theil, und hatte dagegen sehr grossen Gewinnst zu hoffen. Er streckte auch seinen Dienstboten Geld vor, wenn sie es verlangten, die denn dafür Kinder kauften, und wenn sie, auf Kosten des Cato,

ein Jahr lang waren unterrichtet worden, sie wieder mit Gewinnst verkauften. Cato kaufte sie ihnen auch oft selbst ab, und gab so viel dafür, als irgend ein andrer Käufer geboten hatte.

Seinen Sohn gewöhnte er zu eben so genauer Wirthschaft, und sagte: „Eine Wittwe kann wohl etwa ihr Vermögen verringern müssen, aber ein Mann muß das nie thun.“ Noch stärker war der Ausdruck des Cato, daß „derjenige ein bewundernswürdiger und göttlicher Mann sey, der sich die Ehre erwürbe, in seinen Rechnungen mehr zu hinterlassen, als er von den Eltern geerbt hätte.“

Cato war schon alt, als die beyden Philosophen, Karneades, der Akademiker, und Diogenes, der Stoiker, als Gesandte von Athen nach Rom kamen, und den Senat baten, den Athenienſern die Strafe von fünfhundert Thaler zu erlassen, zu welcher sie, wegen der Dropier, von den Sicyoniern waren verurtheilt worden *). Alle jungen Liebhaber der Wissenschaften zu Rom suchten den Umgang dieſer Männer, und hörten ihnen mit Bewundrung zu. Besonders zog die reitzende Beredtsamkeit des Karneades, die eben so groß wie sein Ruhm war, ihm einen so starken Zulauf und Beyfall zu, daß Rom von seinem Lobe, wie von einem Winde,

*) Die Athenienſer hatten die Stadt Dropus geplündert. Die Dropier wendeten sich endlich an die Römer, welche die Untersuchung und Beurtheilung der Sache den Sicyoniern auftrugen, und diese verurtheilten die Athenienſer zu einer Ersetzung des Schadens und Strafe von 500 Talenten. Davon suchten sich nun die Athenienſer durch diese Gesandtschaft zu befreyen.

erfüllt wurde. Allenthalben sprach man davon, daß ein Grieche, ein Mann von einem Genie bis zum Erstaunen, alles zu gewinnen und einzunehmen wüßte, und der Römischen Jugend eine so starke Liebe zu den Wissenschaften beygebracht hätte, daß sie alle ihre andre Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen vergässe, und sich mit Enthusiasmus der Philosophie widmete.

Den andern Römern gefiel das: sie sahen mit Vergnügen, daß ihre Kinder die griechischen Wissenschaften lernten, und mit Männern von so grossem Ruhme in Umgang kamen. Aber Cato war gleich anfänglich unzufrieden, als die griechische Philosophie in die Stadt Rom sich einschlich, und befürchtete, daß die jungen Römer sich diesem Studium mit zu grossem Eifer ergeben, und mehr in der Philosophie als in Thätigkeit und Kriegsdiensten ihre Ehre suchen möchten. Wie aber der Ruhm dieser griechischen Philosophen in der Stadt immer zunahm, und ein vornehmer Senator, Cajus Acilius, sogar ihre ersten Reden im Senate, nach dazu erhaltner Erlaubniß, selbst verdolmetschte, so beschloß Cato, alles zu versuchen, um diese Philosophen mit gutem Anstande aus der Stadt zu schaffen. Er beschwerte sich also im Senate gegen die Consuln, daß die griechischen Gesandten so lange Zeit in Rom bleiben müßten, ohne etwas auszurichten, da es doch Männer seyn sollten, die allen alles, was sie nur wollten, überreden könnten: man müsse, sagte er, sobald als möglich einen Entschluß fassen, und die Gesandten abfertigen, damit sie wieder in ihre Schulen zurückkehren, und die

grie=

griechischen Kinder unterrichten könnten, die Römische Jugend aber ihren gewöhnlichen Unterricht genieſſen, und wie vorher, ihren Vorgeſetzten folgen könnte.

Cato that dieſes nicht, wie einige glauben, aus Haß gegen den Karneades, ſondern weil er überhaupt der Philoſophie nicht günſtig war, und alle griechiſche Wiſſenſchaften und Künſte mit einer Art von Stolz verachtete. Sagte er doch ſogar vom Sokrates, „er ſey ein Schwätzer geweſen, und habe mit Gewalt, ſo gut er gekonnt, geſucht, ſich zum Tyrannen ſeines Vaterlandes aufzuwerfen, indem er die eingeführten Gebräuche verworfen, und ſeine Mitbürger zu Grundſätzen, die den Geſetzen ganz entgegen geweſen, verführt habe.“ Er ſpottete auch über den langwierigen Unterricht des Iſokrates, und ſagte: „ſeine Schüler würden bey ihm ſo alt, daß ſie ihre erlernte Beredtſamkeit erſt im Reiche der Todten ausüben, und dort ihre Reden halten könnten.“ Als er ſeinen Sohn einſtmals von den griechiſchen Wiſſenſchaften abrathen wollte, gebrauchte er einen für ſein Alter zu heftigen Ausdruck, und ſagte, gleichſam prophezeyend: „die Römer werden ihren Wohlſtand verlieren, wenn ſie ſich den griechiſchen Wiſſenſchaften ergeben werden.“ Aber die Zeit hat bewieſen, daß ſeine unglückliche Prophezeyung ſehr falſch geweſen, denn eben als die Römer die griechiſchen Wiſſenſchaften und Künſte ganz beſonders trieben, ſtieg der Wohlſtand ihres Staats aufs höchſte.

Cato war nicht allein gegen die griechiſchen Philoſophen ſo feindſelig geſinnt, ſondern hielt auch die griechiſchen Aerzte, die ſich zu Rom aufhielten,

für verdächtig. Er hatte von der Antwort gehört, welche Hippokrates dem Persischen Könige, der ihn mit Versprechung vieler Talente in sein Reich berief, hatte geben lassen: — „Er könne nicht Barbaren, die der Griechen Feinde wären, Dienste leisten.“ — Cato sagte: dieß wäre ein Eidschwur, den alle griechische Aerzte unter sich eingeführt hätten, und rieth daher seinem Sohne, sich vor allen griechischen Aerzten zu hüten. Er hatte ein medicinisches Buch, nach dessen Vorschrift er alle, die in seinem Hause krank wurden, kurirte. Seiner Diätetik zufolge ließ er nicht fasten, sondern die Kranken mußten Kräuter, Enten, Tauben, oder Hasen essen, denn diese Speisen, sagte er, wären leicht, und den Kranken zuträglich, ausser daß sie den Schlaf störten, wenn man zu viel davon äße. Er behauptete, daß er mit dieser Diät und seinen Mitteln sich selbst und alle die Seinigen gesund erhalten hätte.

Indessen scheint es doch nicht, daß er die Schicksale der Krankheiten in seinem Hause hat verhindern können, denn er verlor seine Frau und seinen Sohn durch den Tod. Er selbst aber hatte einen sehr gesunden und robusten Körper, der viel vertragen konnte, wie er denn noch im Alter sehr oft bey seiner Frau schlief, und hernach, ohnerachtet seines Alters, zum zweytenmale eine junge Frau heirathete.

Nachdem seine erste Frau gestorben war, vermählte er seinen Sohn mit der Tochter des Aemilius Paulus, der Schwester des jüngern Scipio, er selbst aber blieb Wittwer, und hielt mit einer Magd, die heimlich zu ihm kam, vertrauten Umgang. In einem kleinen Hause, worinnen eine

junge Frau war, wurde so etwas bald bemerkt. Wie diese Magd einstmals auf eine freche Art bey dem Zimmer des jüngern Cato vorbeylief, sagte dieser zwar nichts, sah sie aber mit einem bittrem Blicke an, und kehrte ihr den Rücken zu. Der alte Cato erfuhrs, und konnte leicht begreifen, daß seine Aufführung den jungen Eheleuten sehr mißfällig seyn müßte. Er gieng daher, ohne ihnen den geringsten Vorwurf zu machen, mit seinen Freunden, wie er sonst gewohnt war, auf den Markt, und rief seinen ehemahligen Schreiber, Salonius, der sich eben auch auf dem Markte befand, und unter sein Gefolge mischte, zu sich, und fragte ihn, ob er seine Tochter schon verheirathet hätte? Wie Salonius antwortete, daß er dieses nie würde thun, ohne ihn vorher um Rath zu fragen, so sagte Cato darauf: „Ich habe einen guten Schwiegersohn für dich gefunden, wenn nicht etwa das Alter Schwierigkeit macht. Er ist sonst ein untadelhafter Mann, aber sehr alt.“ Salonius erwiederte: „Ich überlasse die ganze Sache deiner Vorsorge, und werde meine Tochter, die deine Clientin ist, und deines Beystandes nöthig hat, demjenigen geben, den du für sie bestimmt hast.“ Cato antwortete sogleich: „Ich bins selbst, der deine Tochter zur Frau begehrt.“ Salonius erschrack, natürlicher weise, anfänglich über diesen Antrag; denn es war ihm nie eingefallen, daß Cato sich wieder verheirathen würde, oder daß seine Tochter mit einem Manne, der Consul gewesen, und einen Triumph gehalten hatte, könnte vermählt werden. Da er aber sahe, daß Cato auf

seinem Antrage ernstlich bestand, so nahm er ihn mit Freuden an, und die Ehestiftung wurde sogleich auf dem Markte bestättigt.

Indem zu dieser Hochzeit Anstalt gemacht wurde, gieng der Sohn des Cato mit einigen Anverwandten zu seinem Vater, und fragte ihn, ob er eine Beschwerde gegen ihn hätte, oder durch etwas beleidigt worden wäre, daß er ihm eine Stiefmutter geben wollte? Der alte Cato schrie ihm zu: „Sey zufrieden, mein Sohn, ich habe nicht die geringste Klage über dich, aber ich will gern mehr solche Söhne, und gute Bürger, wie du bist, dem Staate hinterlassen.“ Aber eben diese Sentenz soll schon Pisistratus, der Regent von Athen, zu seinen erwachsenen Söhnen gesagt haben, als er sich zum zweytenmale mit der Timonassa, aus Argos, verheirathete, mit welcher er den Jophon und Thessalus soll erzeugt haben.

Cato bekam von seiner zweyten Gemahlin einen Sohn, den er nach seinem mütterlichen Großvater Salonius nannte. Sein älterer Sohn starb als Prätor. Cato gedenkt seiner in seinen Schriften oft als eines rechtschaffenen Mannes. Er trug diesen Verlust mit philosophischer Gelassenheit, und ließ sich dadurch nicht abhalten, der Republik eben so eifrig, wie vorher, Dienste zu leisten. Denn er entzog sich auch nicht im Alter, wie Lucius Lucullus und Metellus Pius, den Staatsgeschäften, und hielt die Arbeit in diesem Fache für einen nothwendigen Dienst; auch machte er es nicht, wie Scipio Afrikanus, welcher wegen des heftigen Neides über seinen erlangten Ruhm endlich dem Römischen Vol-

ke sich entzog, und die übrige Zeit seines Lebens in Ruhe zubrachte: sondern, so wie ein Schmeichler zum Dionysius sagte, die unumschränkte Herrschaft sey die schönste Zierde bey einem Leichenbegängnisse, so hielt Cato die Arbeit in Staatsgeschäften für die schönste Zierde des Alters, und wenn er Muße hatte, und sich ergötzen wollte, so schrieb er Bücher, oder beschäftigte sich mit dem Ackerbaue. Er hat vielerley Reden und Geschichten geschrieben.

In seiner Jugend trieb er den Ackerbau, um sich was zu erwerben, und er sagt selbst, daß er nur durch zwey Mittel sein Vermögen vermehrt habe, durch den Ackerbau, und durch die Sparsamkeit. Im Alter aber hielt er sich auf seinen Gütern nur zum Vergnügen auf, und um die Arbeiten zu besehen. Er hat ein Buch von der Landwirthschaft geschrieben, in welchem er auch sogar lehrt, wie man Kuchen backen, und das Obst gut erhalten soll: er suchte in allen Dingen eine vorzügliche, und ihm nur eigne Kenntniß zu zeigen.

Wenn er sich auf seinem Landgute aufhielt, so hielt er eine gute Tafel. Er bat öfters die benachbarten Freunde zu Gaste, und war mit ihnen recht lustig. Seine Unterhaltung war nicht nur Männern von gleichem Alter mit ihm, sondern auch jungen Leuten angenehm, weil er eine grosse Erfahrung besaß, und viel Merkwürdiges theils selbst gesehen, theils gehört hatte. Er hielt die Gastmahle für die besten Gelegenheiten, Freundschaft zu stiften, und führte dabey ein, daß man über Tische nur gutter und rechtschaffener Männer mit Lobe erwähnte, die bösen und schändlichen Menschen aber gar nicht in

Erinnerung brachte, und an sie nicht im geringsten denken durfte.

Die letzte politische Beschäftigung des Cato soll die Zerstörung von Carthago gewesen seyn. Die Sache selbst führte der jüngere Scipio aus, aber Cato war es, auf dessen Gutachten und Anschlägen der Krieg wider Carthago von neuen unternommen wurde. Die Gelegenheit dazu war diese. Cato wurde als Gesandter nach Afrika geschickt, um den Grund des Krieges zu untersuchen, den die Carthaginenser wider Massanissa, den König von Numidien, führten. Dieser König war vom Anfange her ein Freund der Römer gewesen, und die Carthaginenser standen auch, seit der grossen Niederlage, die ihnen Scipio beygebracht, mit dem Verluste eines Theiles ihrer Länder, und unter einem schweren Tribute, mit den Römern im Bündnisse.

Cato fand, als er nach Carthago kam, diese Stadt gar nicht in so schlechten Umständen, und so gedemüthigt, wie die Römer glaubten: sie hatte eine grosse Anzahl junger Mannschaft, noch viele Reichthümer, und einen mannichfaltigen grossen Kriegsvorrath, auf welchen sie grosse Hofnungen zu setzen schienen. Er glaubte daher, es wären die Umstände nicht so beschaffen, daß die Römer die Händel zwischen den Carthaginensern und den König Massanissa schlichten müßten, sondern sie müßten vielmehr eine Stadt ganz unterdrücken, welche eine eingewurzelte grosse Feindschaft wider Rom hatte, und die bey dem unglaublichen Wachsthume, zu welchem sie sich schon wieder empor geholfen hatte, leicht ein-

mal die Römer wieder in solche Gefahr, wie ehedem, bringen könnte.

Er kehrte also bald nach Rom zurück, und stattete dem Senate einen solchen Bericht ab, als wenn das Unglück und die Niederlagen der Carthaginenser nur ihre Unklugheit, nicht aber ihre Macht geschwächt hätten, und die Römer in Gefahr wären, künftig gegen sie einmal, nicht als entkräftete, sondern weit erfahrnere Feinde Krieg führen zu müssen. Der Krieg gegen den Numidischen König sey nur eine vorläufige Uebung, in der sie sich zum Kriege gegen die Römer vorbereiteten, und die Friedenstraktaten mit den Römern müßten ihnen nur den Vorwand zum Aufschub eines Krieges geben, bis der gelegene Zeitpunkt dazu erschiene.

Nach Endigung dieses Berichts soll Cato einige afrikanische Feigen aus seinem Kleide haben fallen lassen, und da man die Grösse und Schönheit dieser Feigen bewundert, gesagt haben, das Land, das solche Früchte trägt, ist nur drey Tagereisen zur See von Rom entfernt. Noch stärker gab er seine Meynung dadurch zu erkennen, daß er, so oft er sein Gutachten über eine Sache im Senate sagte, immer hinzusetzte: — Uebrigens bin ich der Meynung, daß man Carthago zerstören müsse. Aber Publius Scipio, mit dem Zunamen Nasica, sagte im Gegentheile allemal, wenn er sein Gutachten über etwas gegeben hatte, — übrigens bin ich der Meynung, daß Carthago bleiben muß.*) Es scheint,

*) Die Senatoren nämlich, welche nicht Senatores pedarii waren, d. h. welche ihr Gutachten über die von den Consuln vorgetragenen Sachen

daß Scipio dabey auf die Frechheit des Volks Rücksicht nahm, welches schon damals anfieng, aus Stolz über das bisherige Glück sich sehr zu vergehen, gegen den Senat sich widerspenstig zu bezeigen, und den ganzen Staat hätte können zu Grunde richten, wenn es mit der Macht, die es besaß, einen Aufstand versucht hätte. Er wollte daher die Furcht vor Carthago gleichsam zu einem Zügel der Frechheit des Volks gebraucht wissen, und war der Meynung, daß die Carthaginenser zu schwach wären, um jemals die Römer zu überwinden, und doch stark genug, um nicht verachtet zu werden.

Cato hingegen hielt es für etwas gefährliches, daß man Carthago, eine Stadt, die immer groß gewesen, und jetzt durch ihre Niederlagen nur noch klüger geworden wäre, dem Römischen so ausschweifenden und wegen seiner Macht so vielfältig irrenden Volke gleichsam sollte über dem Haupte schweben lassen, und daß man nicht vielmehr den Gegenstand der auswärtigen Furcht des Römischen Reichs vertilgte, worauf man zur Ausrottung der innern Uebel schreiten könnte. — Auf solche Art soll Cato den dritten und letzten Krieg wider Carthago bewirkt haben. Er starb im Anfange dieses Krieges, weissagte aber gleichsam noch vorher, wer den Krieg endigen würde. Dieses war damals noch ein

geben durften, hatten das Recht, wenn sie ihre Meynung über die vorgetragene Sache gesagt hatten, auch noch wegen irgend einer andern Sache Erinnerung zu thun; allein es kam doch dabey immer auf die Consuln an, ob sie darüber wollten votiren lassen, oder die Sache mit Stillschweigen übergehen.

Jüngling, und Oberster bey der Armee, Scipio Aemilianus, hatte aber schon viele Proben von Klugheit und Tapferkeit gegeben. Cato soll, wie die Nachrichten von den herrlichen Thaten dieses Scipio nach Rom gekommen, gesagt haben: — Nur dieser ist weise, die andern sind Schatten. *) Scipio erfüllte auch bald diese Prophezeyung durch grosse Thaten.

Cato hinterließ einen Sohn von seiner zweyten Gemahlin, den er, wie schon erwähnt worden, Salonius genannt hatte, und einen Enkel von seinem vor ihm verstorbenen Sohne. Salonius starb als Prätor, und hinterließ einen Sohn, Marcus, der nachher Consul wurde, und der Großvater des philosophischen Cato war, eines Römers, der durch Tugend und Ruhm einer der größten Männer seines Zeitalters war. **)

*) Homer. Odyss. Libr. X. vers. 149.

**) Dieß ist der so genannte Uticensische Cato, von dem Plutarch ebenfalls eine Biographie verfertigt hat, die am gehörigen Orte folgen wird. Von dem Geschlechte des Cato steht eine umständliche Nachricht beym Gell. Lib. XIII. cap. 19.

Vergleichung des Aristides mit dem Marcus Cato.

Wenn man die merkwürdigsten Thaten und Begebenheiten des Aristides und des Cato, die wir eben beschrieben haben, überdenkt, so wird das Leben des einen mit dem Leben des andern überhaupt verglichen keinen in die Augen fallenden Unterschied zeigen: ihre vielen und grossen Aehnlichkeiten verdunkeln die Verschiedenheit beyder Männer. Betrachtet man aber ihr Leben gleichsam stückweise, so wie man Gedichte und Gemählde beurtheilt, so findet man zwar, daß beyde auf gleiche Art, ohne die sonst gewöhnlichen Anleitungen, bloß durch ihre grossen Eigenschaften sich zu den höchsten Ehrenstellen und Ruhm emporgeschwungen haben; aber Aristides machte sein Glück zu einer Zeit, da die Athenienser noch nicht mächtig und ihre Demagogen und Regenten noch in mäßigen und ziemlich gleichen Umständen waren, denn die in der Klasse der Reichsten, welche Pentakosiomedimni hiessen, hatten an jährlichen Einkünften nicht mehr als fünfhundert Scheffel, die Ritter dreyhundert, und die dritte und letzte Klasse, welche Zevgiten hiessen, zweyhundert: Cato hingegen begab sich aus einem kleinen Städtchen und vom Landleben nach Rom, wie auf ein weites Meer. Die Regierung dieses Staats wurde nicht mehr von Curiern, Fabriciern und Hostiliern verwaltet, man holte nicht mehr arme Männer vom

Landbaue und vom Pfluge auf die Römischen Gerichtsstühle, und wählte dergleichen Männer nicht zu Führern und Regenten; man war gewohnt auf vornehme und reiche Geschlechter, auf Geschenke und Schmeicheleyen zu sehen, und der Stolz des mächtigen Römischen Volks begegnete denen mit Uebermuth, die sich um obrigkeitliche Aemter bewarben. Auch hatte Cato keinen solchen Gegner, wie Aristides am Themistokles, der weder von hoher Geburt noch grossem Vermögen war, und nicht mehr als fünf oder drey Talente gehabt haben soll, als er anfieng, sich dem Dienste des Staats zu widmen: Cato mußte mit Scipio dem Afrikaner, dem Servilius Galba, dem Quintus Flamininus wetteifern, ohne ein andres Hülfsmittel zu haben als die Sprache der Freymüthigkeit für das, was ihm recht dünkte.

Ferner war Aristides bey Marathon und bey Platäa nur einer von zehn Generalen: Cato aber wurde zum zweyten Consul erwählt, ob sich gleich viele um dieses Amt beworben hatten, und wurde als zweyter ernannter Censor sieben Mitbewerbern von den berühmtesten und vornehmsten Geschlechtern vorgezogen. Auch war Aristides bey keinem von den erhaltnen Siegen der Anführer und der Erste, sondern Miltiades war es bey Marathon, Themistokles bey Salamis, und den schönen Sieg bey Platäa gewann, wie Herodotus erzehlt, Pausanias. Und selbst die zweyte Ehre bey diesen Siegen machten dem Aristides Sophanes, Aminias, Kallimachus und Kynagirus streitig, welche sich in diesen Schlachten ganz ausserordentlich hervorgethan hatten. Cato war nicht nur als Consul im Spanischen Kriege

der Erste, und siegte durch eigne Maaßregeln und eigne Anführung, sondern auch, da er als Oberster bey Thermopylä einen Consul über sich hatte, machte er sich doch den Ruhm des erfochtenen Sieges eigen, indem er den Römischen Truppen den Weg zum Antiochus eröfnete, und diesen König, der nur vorwärts sahe, im Rücken angrif. Dieser Sieg, welcher Asien aus Griechenland trieb, und dem Scipio selbst nach Asien Bahn machte, war offenbar ein Werk des Cato.

Im Kriege waren beyde Männer unüberwindlich. In Civilgeschäften war Aristides unglücklich, er wurde von der Parthey, die Themistokles wider ihn zusammengebracht hatte, aus Athen verwiesen. Cato hatte fast alle die größten und mächtigsten Männer in Rom zu Feinden, und kämpfte, wie ein Fechter, bis in sein hohes Alter, und erhielt sich. Er wurde vielmals öffentlich angeklagt, und half sich immer durch, er klagte viele andre an, und siegte über sie. Und seine Schutzwehre war sein Leben, sein Hülfsmittel seine Zunge, welcher man es auch mit mehrerem Grunde als einem guten Glücke oder einem Schutzgeiste zuzuschreiben hat, daß er kein widriges Schicksal erlitt. Eben dieses gute Hülfsmittel rühmte Antipater vom Philosophen Aristoteles, und rechnete es ihm als etwas grosses an, daß er bey seinen andern Eigenschaften auch die Gabe der Beredtsamkeit besessen hatte.

Jedermann weiß, daß die Staatskunst die vorzüglichste Wissenschaft ist, die ein Mensch besitzen kann, und nach dem Urtheile der meisten ist die Haushaltungskunst kein geringer Theil davon. Denn ein Staat ist eine zusammen verbundene Summe von

Häusern, und die öffentliche Wohlfahrt wird durch das Betragen der einzelnen Bürger befestigt. Lykurg selbst, der alles Gold und Silber aus Sparta verbannte, und Münze von solchem Eisen einführte, das durchs Feuer zu jedem andern Gebrauche verdorben war, machte gleichwol seine Bürger gar nicht von der Haushaltungskunst abwendig, sondern vertrieb nur die Ueppigkeit des Reichthums, die ein verderbliches Uebel wird, und sorgte mehr als irgend ein andrer Gesetzgeber dafür, daß jedermann am Nützlichen und Nothwendigen keinen Mangel litt, und furchte sich bey der Einrichtung seines gemeinen Wesens mehr für den ganz dürftigen und armen Bürger als für den übermüthigen reichen.

Cato scheint ein eben so guter Vorsteher seines Hauses, als Mitregent des Staats gewesen zu seyn. Er vermehrte sein eignes Vermögen, und war zugleich für andere der Lehrmeister der Oekonomie und des Ackerbaues, wovon er viele nützliche Regeln sammelte, und in seinem Buche von der Landwirthschaft bekannt machte. Aristides aber zog durch seine Armuth sogar der Gerechtigkeit den Vorwurf zu, daß sie Familien gering und arm mache, und allen andern, nur dem nicht, der sie besitze, vortheilhaft sey. Hesiodus ermahnt uns dafür sehr eifrig, zugleich haushälterisch und gerecht zu seyn, und beschreibt den Müßiggang als den Anfang der Ungerechtigkeit. Sehr geschickt ist auch die Stelle Homers, *)

*) Odyss. Libr. XIV. vers. 223. sequ. Die Worte des Ulysses beym Homer werden hier vom Plutarch mit Gewalt zum Beweise seines Sa-

Feind der Arbeit und Sorge für Haus und zärtliche Kinder
Liebt' ich nur rüstige Schife, und Pfeil und Bogen und Kriege,

zum Beweise, daß diejenigen, die ihre Hauswirthschaft vernachläßigen, durch Ungerechtigkeiten sich Vermögen und Einkünfte zu erwerben pflegen. Denn es ist nicht mit der Gerechtigkeit, wie mit dem Dele, von dem die Aerzte sagen, daß es den auswärtigen Theilen des Körpers heilsam, den innerlichen aber schädlich sey: ein gerechter Mann ist den andern Menschen zwar nützlich, aber er sorgt auch für seine innern Hausangelegenheiten. Es scheint, daß die Staatskunst des Aristides in diesem Stücke fehlerhaft gewesen sey, da er, wie die meisten erzehlen, nicht einmal dafür gesorgt, daß seine Töchter eine Ausstattung hatten, und so viel da war, als zu seinem Begräbnisse erfodert wurde. Deswegen gab das Haus des Cato auch bis ins vierte Geschlecht dem Römischen Staate Feldherrn und Consuln, und seine Enkel und Urenkel gelangten zu den höchsten Ehrenstellen. Hingegen das Geschlecht des Aristides, eines Mannes, der zu den vornehmsten in Griechenland gehörte, wurde durch die äusserste Dürftigkeit gezwungen, theils zum niedrigsten Erwerbe von Traumdeuten seine Zuflucht zu nehmen, theils von der öffentlichen Kasse Allmosen anzunehmen, und keiner von diesem Geschlechte konnte an etwas grosses denken, und sich so zeigen, wie es der Abkunft vom Aristides gemäß gewesen wäre.

zes herbeygezogen. Eigentlich im Zusammenhange haben sie einen ganz andern Sinn.

Zwar läßt sich verschiedenes einwenden. Denn die Armuth ist an sich selbst keine Schande, sondern nur erst alsdenn, wenn sie ein Beweis von Nachläßigkeit, Unmäßigkeit, Pracht und Unverstand ist. Wenn ein weiser Mann, der die Arbeit liebt, und gerecht und tapfer ist, bey Verdiensten um den Staat arm ist, so zeigt das einen großmüthigen erhabnen Geist an. Denn wer für Kleinigkeiten sehr bekümmert ist, schickt sich nicht zur Besorgniß grosser Geschäfte, und wer selbst viel bedarf, kann nicht vielen Nothdürftigen helfen. Nicht der Reichthum, sondern die Genügsamkeit schaft bey der Staatsverwaltung Vortheil, und eben deswegen, daß man für sich überflüßige Dinge entbehren kann, wird man von der Sorgfalt für die öffentlichen Angelegenheiten am wenigsten abgehalten. Ganz nichtsbedürftig ist nur Gott, und wer also am allerwenigsten bedarf, ist Gott am ähnlichsten. So wie ein gesunder starker Körper nicht vielerley Kleidung und Nahrung nöthig hat, so bedarf auch das menschliche Leben und ein gut eingerichtetes Haus nur wenig. Man muß aber sein Bedürfniß nach seinem Vermögen abmessen, und wer viel sammelt und wenig gebraucht, ist kein gnügsamer Mann, sondern, wenn er sich viel anschaft, ohne eine Begierde nach dem Genusse zu haben, ein eitler Thor, wenn er aber wirklich Begierde nach dem Genusse hat, und aus Geitz sich den Genuß versagt, ein elender Mensch.

Ich möchte aber wohl den Cato selbst fragen, warum er, wenn der Reichthum des Genusses wegen da ist, sich damit gerühmt hat, daß er sich so viel Vermögen erworben, und mit so wenigen zufrie-

den gewesen? Wenn es etwas ruhmwürdiges ist, wie es wirklich ist, mit gemeinem Brote und solchem Weine, wie die Arbeiter und Knechte trinken, zufrieden zu seyn, und keines Purpurs, und keines schönen Hauses zu bedürfen, so haben Aristides, Epaminondas, Manius Curius, und Cajus Fabricius recht daran gethan, daß sie den Besitz derjenigen Dinge nicht achteten, deren Genuß sie verwarfen. Ein Mann, dessen angenehmste Speise Rüben waren, die er selbst gekocht hatte, und dessen Frau selbst das Brot backte, hatte nicht nöthig, vom Gelde zu sprechen, und sich um die Mittel zu bekümmern, wodurch man geschwind reich werden könnte.

Es ist eine grosse Eigenschaft, mit wenigen vergnügt, und dadurch von aller Begierde und Sorge fürs überflüßige befreyt zu seyn. Daher soll auch Aristides bey dem Gerichte über den Kallias gesagt haben, daß sich nur diejenigen der Armuth schämten, die ungern arm wären, diejenigen aber, die wie er, gern arm wären, sich aus der Armuth eine Ehre machten. Und es wäre lächerlich, wenn man glauben wollte, daß Aristides wegen Unthätigkeit arm gewesen sey; er konnte, ohne Schande zu befürchten, wenn er einen einzigen von den reichen gefangenen Persern geplündert, oder ein einziges Zelt beraubt hätte, sich leicht zum reichen Manne machen. — So viel hiervon.

Was die Feldzüge des Cato betrift, so trugen diese zur Grösse von Rom nichts wichtiges bey; Aristides hingegen hatte an den herrlichsten und wichtigsten Siegen der Griechen Antheil, an den Schlachten

ten bey Marathon, Salamis, Platäa. Und Antiochus ist eben so wenig werth mit dem Xerxes in Vergleichung gestellt zu werden, als die vom Cato in den Spanischen Städten niedergerissenen Mauren mit den vielen tausenden Persern, die zur See und zu Lande getödtet wurden. Aristides ließ bey diesen Siegen keinen Griechen den Vorzug der Tapferkeit, aber er ließ den Ruhm und die Belohnungen wie auch den Reichthum davon denenjenigen, die darnach so begierig waren, weil er mit ihnen in diesen Dingen nicht gleich dachte.

Ich will den Cato darüber nicht tadeln, daß er sich selbst immer lobte, und allen andern vorzog, ob er gleich selbst in einer seiner Reden es für ungereimt erklärt, wenn man sich selbst lobt oder tadelt; allein derjenige scheint mir ein vollkommner Mann zu seyn, der nicht einmal nöthig hat, daß ihn andre loben. Die Bescheidenheit ist für einen Staatsmann kein geringer Vortheil, da hingegen der Ehrgeitz Haß und Neid erweckt, von welcher Leidenschaft der eine ganz frey, der andre aber ganz eingenommen war.

Aristides, der dem Themistokles die größten Thaten ausführen half, und gleichsam sein Beschützer im Kriege war, stellte die Wohlfahrt von Athen wieder her. Cato hingegen, der dem grossen Scipio immer Widerstand that, hätte beynahe den Feldzug dieses Helden gegen Carthago, in welchem der unüberwindliche Annibal überwunden wurde, hintertrieben. Endlich brachte er es durch seine fortgesetzten verläumdrischen Anschläge dahin, daß dieser grosse Held die Stadt Rom verließ, und gegen des-

sen Bruder brachte er das schimpfliche Urtheil zuwege, daß er öffentliche Gelder untergeschlagen habe.

Cato erhob immer die Tugenden der Mäßigkeit und Keuschheit, mit den größten Lobsprüchen, und Aristides erhielt diese Tugenden bis ans Ende rein und unbefleckt, aber Cato selbst zog sich durch seine zweyte Heirath, die so sehr unter seinem Stande, und seinem Alter nicht angemessen war, einen grossen Tadel zu. Es gereichte gar nicht zu seinem Ruhme, daß er in einem so hohen Alter seinem schon erwachsenen Sohne und seiner Schwiegertochter eine Stiefmutter ins Haus brachte, die die Tochter seines ehemaligen Knechts und nachherigen Taglöhners war. Er mochte dieses aus Wollust oder aus Zorn, um sich an seinem Sohne wegen seiner Buhldirne zu rächen, gethan haben, so machte ihm doch immer sowohl die Sache selbst als der Vorwand dazu Schande. Und die Antwort, die er seinem Sohne auf die deswegen gethane Vorstellung gab, hatte mehr spöttisches als wahres. Denn wenn er wirklich noch mehr solche gute Söhne hätte zeugen wollen, so hätte er gleich anfangs darauf denken und sich standesmäßig verheirathen müssen, nicht aber warten, bis sein buhlerischer Umgang mit einem gemeinen Weibe wäre entdeckt worden, und nachher sich nicht einen solchen Schwiegervater wählen sollen, den er leicht bereden konnte diese ungleiche Heirath einzugehn, dessen Verwandtschaft ihm aber keine Ehre machte.

Philopömen.

Kassander, einer der angesehensten Einwohner in Mantinea, und aus einem der vornehmsten Geschlechter, wurde durch sein Schicksal genöthigt, seine Vaterstadt zu verlassen. Er begab sich nach Megalopolis. Hier genoß er die vollkommenste Freundschaft von einem Manne, Namens Krausis, der wegen aller grossen Eigenschaften berühmt, gegen ihn aber besonders gütig gesinnt war. Nach dem Tode dieses Mannes erzog Kassander, zur Vergeltung der gegen ihn bewiesenen Freygebigkeit, den vaterlosen Sohn des Krausis, Philopömen, der von frühester Jugend an in seinem Naturelle etwas edles und erhabnes zeigte, so wie ungefähr Phönix den Achilles erzog.

Bey zunehmenden Jahren des Philopömen sorgten zwey Megalopolitaner, Ekdemus und Demophanes, für seine Erziehung und Unterricht. Diese beyden Männer waren Schüler des Arkesilaus, des Akademischen Philosophen, und sie wandten die Philosophie vor allen andern zur praktischen Klugheit und zur Staatskunst an. Sie bewogen diejenigen, die den Aristodemus umbrachten, heimlich zu dieser That, und befreyten ihr Vaterland von der Tyranney: sie halfen dem Aratus den sicyonischen Tyrannen Nikokles vertreiben: sie schiften auf der Kyrenäer Bitten nach Kyrene, und brachten diesen zerrütteten Staat durch gute Gesetze und Anordnungen wieder in einen ruhigen Wohlstand.

Zu den rühmlichsten Unternehmungen dieser Männer gehört die Unterweisung, die sie dem Philopömen ertheilten, durch welche sie ihn zum allgemeinen Beschützer und Wohlthäter Griechenlands bildeten. Griechenland liebte ihn als seinen spätgebornen Sohn, den es noch in seinem hohen Alter, mit den Eigenschaften jener alten grossen Helden begabt, gezeugt hatte, und vermehrte durch den Ruhm dieses Mannes seine eigene Macht. Und ein Römer, der den Philopömen loben wollte, nannte ihn den letzten Griechen, als wenn Griechenland keinen grossen Mann nach ihm mehr, der Griechenlands würdig gewesen, hervorgebracht hätte.

Philopömen war nicht so häßlich gestaltet, wie einige meinen, denn man sieht noch jetzt sein Bildniß zu Delphos, welches dort aufbewahrt wird. Daß ihn aber einstmals eine Frau zu Megara, bey der er eingekehrt, verkannt hat, kam von seiner schlechten Kleidung und Gutwilligkeit her. Diese Frau gerieth in grosse Unruhe, als sie die Nachricht erhielt, daß der Achäische General bey ihr einkehren würde. Ihr Mann war eben nicht zu Hause. Sie richtete das Essen zu, als Philopömen ankam, in einem schlechten Kleide. Sie hielt ihn deswegen vor einen vorausgeschickten Diener, und bat ihn, ihr mit bey der Zubereitung zu helfen. Philopömen warf seinen Oberrock ab, und fieng an Holz zu spalten. Der Mann vom Hause kam so eben zurück, und sagte voller Verwundrung: Was soll das bedeuten, Philopömen? — Was sonst, sagte Philopömen, als daß ich wegen meines schlechten Anzugs gestraft werde? — Titus Flamininus spottete einstmals über seine magere Ge-

stalt, und sagte: Du hast schöne Hände und Schenkel, Philopömen, aber keinen Bauch; wiewohl dieser Spott sich vielmehr auf den Zustand seines Kriegsheers bezog, denn Philopömen hatte gute Truppen, sowohl Fußvolk als Reuterey, aber oft nicht Geld zur Unterhaltung der Truppen. Diese Denkwürdigkeiten vom Philopömen pflegen in den Schulen erzehlt zu werden. *)

Philopömen besaß einen Ehrgeitz, der von Heftigkeit und Zorn nicht ganz frey war. Er wollte ein Nachahmer des Epaminondas seyn, und that es diesem grossen Manne an Thätigkeit, kluger Einsicht und Unempfindlichkeit gegen das Geld gleich, aber seine Heftigkeit hinderte ihn in den Civilhändeln die Sanftmuth, und das gesetzte menschenfreundliche Wesen des Epaminondas zu zeigen. Er besaß mehr die Eigenschaften eines Soldaten als die eines Staatsmannes. Gleich von Jugend auf liebte er den Krieg, und lernte fechten und reiten, und alle Kriegswissenschaften mit grosser Begierde. Da man aber auch glaubte, daß er zum Kämpfen und Ringen sich gut schickte, und ihn seine Freunde und Vormünder ermunterten, auch diese Künste zu erler-

*) Man pflegte in den griechischen Schulen von den berühmtesten größten Männern Griechenlands denkwürdige Dinge oder witzige Reden der Jugend zu erzehlen, theils um ihnen dadurch die vaterländische Geschichte einzuprägen, theils um ihren Verstand zu schärfen und zu nähren, auch ihr Herz durch gute moralische Sentenzen zu bilden. In den höhern Schulen pflegte man über dergleichen Sentenzen Disputirübungen anzustellen.

nen, so fragte er sie, ob die Uebung in diesen Künsten nicht dem Kriegshandwerke schädlich wäre? Sie antworteten ihm so wie es sich wirklich verhielt, daß nämlich der Körper und die Lebensart eines Athleten von dem Körper und der Lebensart eines Soldaten in vielen Dingen, besonders in der Diät und den Uebungen verschieden seyn müsse, weil ein Athlete durch langes Schlafen und vieles Essen, und durch regelmäßig abgetheilte Bewegung und Ruhe seine körperliche Gestalt verbessern und gut erhalten müsse, da sie leicht durch den geringsten Zufall oder Abweichung von der Gewohnheit sich verändern könne, ein Soldat hingegen sich zu allen Veränderungen und Abwechslungen gewöhnen, und besonders Hunger und Durst und Nachtwachen ertragen lernen müsse. Wie Philopömen dieses hörte, so vermied und verachtete er alle Athletenkünste, und verspottete sie auch nachher, da er Feldherr geworden war, auf alle mögliche Weise, als solche Künste, die die tauglichsten Körper ganz zum Kriegshandwerke und Fechten verdürben.

Sobald er keine Lehrer und Hofmeister mehr hatte, begab er sich unter die Truppen der Stadt Megalopolis, und pflegte immer bey den verschiedenen Streifereyen ins Lacedämonische Gebiet der erste beym Auszuge und der letzte beym Rückzuge zu seyn. Bey müßigen Zeiten übte er seinen Körper entweder durch die Jagd oder durch den Ackerbau, um ihn zugleich behend und stark zu machen. Er pflegte täglich nach dem Essen auf sein schönes Landgut zu gehen, welches er zwanzig Stadien von der Stadt weit hatte, schlief auf eben so schlechter

Streu, wie seine Arbeiter, stand sehr früh wieder auf, und half seinen Weingärtnern und Ackersleuten so lange arbeiten, bis er sich wieder in die Stadt begab, um die öffentlichen Stadtgeschäfte vor seine Freunde, oder vor den Gerichtsstühlen zu betreiben. Das Geld, was er in seinen Feldzügen sich erwarb, verwandte er auf Pferde, Waffen, oder Loskaufung der Gefangenen, sein Vermögen aber suchte er bloß durch den Ackerbau, als dem gerechtesten Erwerbungsmittel, zu vermehren, und dieß betrachtete er als ein wichtiges Geschäft, weil er der Meinung war, wer sich fremder Güter enthalten solle, müsse selbst eignes Vermögen haben.

Er hörte und las nur solche Reden und Schriften der Philosophen, durch welche er glaubte, daß die Tapferkeit befördert würde. Aus den Homerischen Gedichten machte er sich besonders die Stellen bekannt, welche Ideen der Tapferkeit erwecken und befeuern konnten. Unter allen Schriften aber studirte er die Taktik des Evangelus am meisten, und die Historien vom Alexander, weil er glaubte, man müsse das, was man lese, auch auszuüben suchen, wenn man nicht bloß auf Zeitvertreib und eine unnütze Schwatzhaftigkeit sehen wolle. Er begnügte sich auch nicht mit der Theorie der Taktik und den Zeichnungen davon, sondern machte an verschiedenen Oertern Versuche damit, und studirte sie praktisch. Er betrachtete auf Reisen entweder vor sich oder mit seinen Freunden die Lagen der Gegenden, die Thäler und Anhöhen, und wie da, oder an Flüssen, an Graben, in Defileen, ein Heer gut gestellt, und in geschickte Bewegungen gesetzt werden könnte. Er

scheint eine fast übertriebene Neigung zur Kriegswissenschaft gehabt zu haben, wie er denn auch den Krieg für die mannichfaltigste Gelegenheit zu allen Tugenden, und diejenigen, welche nichts damit zu thun hatten, für unthätige Menschen hielt.

Er war schon dreyßig Jahr alt, als der Lacedämonische König Kleomenes die Stadt Megalopolis bey Nachtzeit überfiel, und nachdem er sich der Wachen bemächtigt, bis in die Stadt auf den Marktplatz drang. Philopömen leistete seinen Mitbürgern den eifrigsten Beystand, konnte aber doch nicht, so herzhaft er auch fochte, die Feinde aus der Stadt treiben: er brachte aber seine Mitbürger sicher zur Stadt heraus, indem er sich denen, die sie verfolgen wollten, entgegen stellte, die Truppen des Kleomenes auf sich zog, und sich, als der letzte, unter fortdauerndem Gefechte, kaum noch erretten konnte, da er sein Pferd verloren, und verwundet worden war.

Die Einwohner von Megalopolis flüchteten nach Messene, wo sie eine Bothschaft vom Kleomenes erhielten, welcher ihnen ihre Stadt mit allen ihren Vermögen und Gütern wieder zu geben versprach. Sie waren geneigt, diesen Antrag anzunehmen, und wieder zurückzukehren, allein Philopömen stellte ihnen vor, daß Kleomenes ihnen die Stadt als eigen doch nicht wieder geben würde, und daß er die Einwohner nur suche in die Stadt zu ziehen, um sie desto sichrer behaupten zu können, denn er könne die leeren Häuser, wenn sie niemand bewohnte, doch nicht auf immer im Besitze behalten. Dadurch brachte er es dahin, daß die Bürger von Megalopolis nicht

wieder zurückkehren wollten, aber er gab auch dadurch dem Kleomenes einen Vorwand, die Stadt zu plündern, größtentheils zu zerstören, und mit einer grossen Beute davon zu ziehen.

Der König Antigonus nahm sich darauf der Megalopolitaner an, und zog in Verbindung mit den Achäern gegen den König Kleomenes zu Felde. Dieser hatte die Anhöhen und Pässe bey Sellasia besetzt. Antigonus stellte sein Heer in Schlachtordnung, um den Feind anzugreifen. Philopömen befand sich nebst seinen Mitbürgern unter der Reuterey, und neben ihm standen die Illyrier, die sehr zahlreich und kriegerisch waren, und die Schlachtordnung schlossen. Sie hatten Befehl, sich ruhig zu verhalten, bis auf dem andern Flügel der Purpurrock des Königs auf einem Spiesse gezeigt würde, als das Zeichen zur Schlacht. Aber die Anführer der Illyrier wollten einen Versuch machen, die Lacedämonier anzugreifen, indessen die Achäer, ihrer Order gemäß, ruhig in ihrer Stellung blieben. Euklidas, der Bruder des Kleomenes, wurde die Lücke gewahr, die durch die Bewegung der Illyrier in der gegenseitigen Armee entstand, und schickte geschwind seine leichten Truppen ab, den Illyriern in den Rücken zu fallen, und die von der Reuterey entfernten Truppen zu trennen. Indem dieses vorgieng, und die Illyrier in Unordnung gebracht wurden, nahm Philopömen wahr, daß man dadurch eine gute Gelegenheit bekommen hatte, die leichten Truppen des Euklidas ohne viele Mühe anzugreifen. Er trug diesen Vorschlag den königlichen Officiers vor, welche ihn aber verwarfen, und ihn für unsinnig hielten, weil er noch gar

nicht Ansehen und Credit genug hatte, um ein so wichtiges Kriegsmanöver, worauf so viel von dem Ausgange der Schlacht beruhete, annehmlich zu machen. Er ermunterte also seine Megalopolitaner, und that mit ihnen den Angrif. Er brachte die leichten feindlichen Truppen in Verwirrung, und jagte sie endlich mit grossem Verluste in die Flucht. Um den königlichen Truppen noch mehr Muth zu machen, daß sie den Feinden, die in voller Unordnung waren, nacheilen sollten, sprang er vom Pferde, und setzte den Flüchtigen, ohnerachtet seiner schweren Rüstung, zu Fusse durch unebene, sumpfigte und morastige Plätze nach, und fochte mit einem unüberwindlichen Muthe, so beschwerlich der Streit für ihn war, bis er mit einem Wurfspiesse durch beyde Hüften getroffen wurde. Die Wunde war zwar nicht tödtlich, aber schmerzhaft, weil der Wurfspieß durch beyde Hüften gefahren war, und Philopömen wurde dadurch, als wenn er mit Fesseln gebunden wäre, von dem Gefechte abgehalten. Er wollte darüber ganz verzweifeln, besonders da der lederne Handgrif am Wurfspiesse, der in der Wunde steckte, das Herausziehen schwer und höchst schmerzhaft machte, und sich niemand von denen, die bey ihm waren, getrauete, ihn anzurühren. Indessen wurde die Schlacht immer hitziger, und Philopömen strengte sich vor Eifer zu fechten so sehr zum gehen an, daß unter dieser heftigen Bewegung seiner Beine der Wurfspieß in der Mitte entzwey brach, und er die zwey Theile davon an den beyden Enden der Hüfte herausziehen lassen konnte. Sogleich ergrif er wieder den Degen, und drang durch die Reihen der Truppen bis

vorn vor den Feind, und ermunterte durch das Beyspiel seiner Tapferkeit die andern Truppen zum neuen Muthe.

Nach erhaltenem Siege fragte Antigonus seine Macedonier, um sie zu prüfen, warum die Reuterey, ohne seinem Befehle, sich in Bewegung gesetzt habe? Sie entschuldigten sich, daß sie wider ihren Willen durch einen jungen Megalopolitaner, der den Angrif gethan, wären gezwungen worden, sich mit den Feinden einzulassen, worauf Antigonus mit Lachen antwortete: Dieser junge Megalopolitaner hat einen Streich eines grossen Feldherrn ausgeführt.

Dadurch erlangte nun Philopömen mit Recht einen grossen Ruhm. Antigonus selbst suchte ihn in seine Dienste zu bekommen, und trug ihm die Stelle eines Generals mit einem grossen Gehalte an, welche Ehre aber Philopömen verbat, weil er selbst wußte, wie wenig er dazu geschaffen war, unter andrer Befehlen zu stehen. Um aber nicht müßig zu seyn, schifte er nach Kreta, wo er sich noch mehr im Kriegswesen üben wollte. Hier blieb er eine ziemliche Zeit, und lernte von Männern, welche tapfer waren, und alle Künste des Krieges versuchten, und dabey eine genaue strenge Lebensart führten, noch viel, und kam mit solchem Ruhme wieder in sein Vaterland zurück, daß ihn die Achäer sogleich zum General ihrer Reuterey ernannten. Die Ritter dieser Völkerschaften gebrauchten damals nur kleine schlechte Pferde, so wie sie sie, wenn ein Feldzug angieng, gleich bekommen konnten, in vielen Feldzügen erschienen sie selbst nicht einmal, sondern schickten andere an ihre Stelle, und überhaupt fehlte es

ihnen an Erfahrung und Tapferkeit. Die bisherigen Generale hatten dabey immer Nachsicht gebraucht, weil die Ritterschaft bey den Achäern viel vermochte, und das Recht der Belohnungen und Strafen grösstentheils bey ihnen stand. Philopömen sah diesen Fehlern nicht weiter nach. Er gieng in den Städten herum, machte in jedem jungen Ritter die Ehrbegierde rege, strafte, wo die Strafe nothwendig war, und stellte ritterliche Uebungen, Aufzüge und Fechtspiele auf solche Art an, daß dabey die Ritter eine grosse Menge Zuschauer hatten, und dadurch in kurzer Zeit nicht nur eine bewundernswürdige Stärke und Herzhaftigkeit bekamen, sondern auch das wichtigste Stück der Taktik, die Behendigkeit und Schnelligkeit in Bewegungen lernten. Sie wurden gewohnt in ganzen Haufen und einzeln sich geschickt zu bewegen, auf alle Seiten sich zu wenden, und alle Kriegsmanöver mit solcher Fertigkeit zu machen, daß es schien, als wenn dieses Corps ein ganzer Körper wäre, der alle verschiedene Bewegungen und Wendungen nach seinem eigenen Willen machte.

Bey der darauf erfolgten harten Schlacht am Flusse Lariſſus zwischen den Achäern, Aetoliern und Eleern, sprengte der General der Eleischen Reuterey Damophantus den andern Truppen voran, und auf den Philopömen los. Philopömen empfieng den Angrif mit Standhaftigkeit, kam mit seinem Spiesse dem Demophantus zuvor, und stieß ihn damit vom Pferde herab. Sobald dieser General geblieben war, ergriffen die Feinde die Flucht. Philopömen hatte sich durch diese That grosse Ehre erworben. Man hielt ihn für einen Mann, der an

Tapferkeit keinem Jünglinge, und am Verstande keinem Alten etwas nachgäbe, und der zugleich ein braver Soldat und ein grosser General zu seyn verstünde.

Aratus hatte zuerst den Achäischen Bund aus seiner Niedrigkeit und Verachtung zum Ansehen und zu einer gewissen Würde erhoben, und eine wirklich griechische sanfte Regierungsverfassung eingeführt. Griechenland war damals den Flüssen ähnlich, in welchen anfänglich wenige kleine Steine und andere Körper sich festsetzen, und nachher immer mehrere hinzukommen, und sich anhängen, bis sie endlich nach und nach einen festen dichten Damm ausmachen. Es war wegen der verschiedenen einzelnen Städte, die für sich allein bestanden, schwach und leicht zu zerstören. Die Achäer waren die ersten, die in ein Bündniß zusammen traten, und nach und nach die herumliegenden Städte theils durch geleistete Hülfe und Befreyung von Tyrannen, theils durch die Regeln der Staatskunst, die zur Eintracht führen, mit sich verbanden, und den Endzweck hatten, ganz Peloponnes zu einem einzigen mächtigen Staatskörper zu machen. Aber dennoch mußten sie, so lange Aratus lebte, größtentheils noch der Macht der Macedonischen Waffen sich unterwürfig sehen, und sich nach dem Willen des Ptolemäus, hernach des Antigonus, und dann des Philippus richten, welche sich in alle griechische Angelegenheiten mischten. Als aber Philopömen einer der vornehmsten Befehlshaber bey dem Achäischen Bunde wurde, so hörten die Achäer auf, sich fremde Anführer aufdringen zu lassen, und waren selbst den mächtigsten Gegnern ge-

wachsen. Aratus, der in Kriegssachen etwas träge geiwesen zu seyn scheint, hatte seine meisten Geschäfte durch Unterhandlungen, Güte und Mitwirkung der Macedonischen Könige, zu Stande gebracht. Philopömen hingegen, der ein braver Soldat, und im Kriegswesen thätig war, und der gleich in den ersten Schlachten das Glück und den Sieg auf seiner Seite gehabt hatte, erhob mit der Macht der Achäer zugleich ihren Muth, und sie wurden gewohnt, unter seiner Anführung zu siegen, und in den meisten Schlachten glücklich zu seyn.

Das erste Geschäft des Philopömen war, daß er die Fehler der Taktik und der Waffen bey den Achäern abänderte. Sie bedienten sich leichter Schilde, welche zu kurz und schmal waren, den Leib zu bedecken, und ihre Spieße waren auch zu kurz, und konnten wegen ihrer Leichtigkeit zwar geschickt in einer gewissen Entfernung gebraucht werden, wenn es aber zum Handgemenge kam, so richteten sie nichts damit aus. Eine rund gestellte Schlachtordnung war bey ihnen gar nicht gewöhnlich; sie stellten sich immer in eine viereckigte Ordnung, und da sie dabey weder, nach Macedonischer Art, ihre Spieße vorhielten, noch ihre Schilde dicht an einander hielten, so konnten sie leicht ins Gedränge kommen, und getrennt werden. Philopömen machte die Abänderung, daß sie anstatt der kleinern größre Macedonische Spiesse und Schilde nahmen, sich mit Helmen, Harnischen und Stiefeln bewafneten, und anstatt des leichten flüchtigen Scharmuzirens sich gewöhnten Stand zu halten, und in Ordnung zu fechten, wobey er, während den Waffenübungen der jungen Mannschaft,

ihr Zuversicht und Muth einflößte, sich für unüberwindlich zu halten.

Zugleich suchte er den Hang der jungen Achäer zur Ueppigkeit und Pracht auf eine gute Seite zu lenken, denn gänzlich ihn zu tilgen war bey der allgemein eingerissenen Eitelkeit seiner Mitbürger nicht möglich, welche in kostbaren Kleidern, herrlichen Purpurdecken, und prächtigen Mahlzeiten einander den Vorzug streitig zu machen suchten. Philopömen wandte die Begierde nach Putz von den unnöthigen Dingen auf bessere und nützlichere: er brachte es bald dahin, daß jedermann den täglichen Aufwand auf seinen Körper einschränkte, um dagegen mit dem Schmucke prächtiger Rüstungen und kriegrischer Werkzeuge zu glänzen. Nun sah man in den Werkstätten nichts als Becher und Tischgeschirre umschmelzen, Harnische vergolden, Schilde und Pferdezäune versilbern. Die öffentlichen Plätze waren voller Pferde, die von jungen Leuten zugeritten wurden, und voller muntern Soldaten, die sich in den Waffen übten. Die Frauenzimmer beschäftigten sich damit, daß sie Helme und Federbüsche färbten, und Reitröcke und Kriegskleider stickten. Der Anblick solcher Dinge stärkte den Muth der jungen Achäer, machte sie kühn, die Gefahren verachten, und kriegrisch. Denn die Pracht erzeugt zwar sonst in andern Dingen Ueppigkeit und Weichlichkeit, so wie auch die äußern Sinne durch öfters Berühren und Kitzeln stumpf werden, aber wenn die Pracht auf solche Dinge angewandt wird, wie Philopömen that, so stärkt und erhöht sie den Muth. Und wie Achilles beym Homer, da er die ihm vorgelegten neuen Waf-

fen betrachtet, durch den Anblick derselben zu ihrem Gebrauch und zur kriegrischen Thätigkeit befeuert wird, so ermunterte Philopömen seine kriegrisch geschmückte Jugend zur Waffenübung, und sie lernte mit feuriger Ehrbegierde die Manöver des Philopömen. Seine Schlachtordnung, die so dicht und geschlossen war, daß sie vor dem Feinde undurchdringlich zu seyn schien, gefiel bis zur Bewundrung, und die Waffen wurden auch dadurch leicht und bequem, weil man sie wegen ihres Glanzes und ihrer Schönheit gern trug, und jedermann wurde vom Muthe belebt, mit solchen Waffen bald einmal gegen Feinde zu fechten.

Die Achäer führten damals mit Machanidas, dem Tyrannen der Lacedämonier, Krieg, welcher mit der großen Macht, die er hatte, ganz Peloponnes sich zu unterwerfen suchte. Sobald die Nachricht einlief, daß Machanides in das Gebiet von Mantinea eingefallen war, rückte Philopömen mit seiner Armee ihm entgegen. Beyde gegenseitige Heere stellten sich nicht weit von der Stadt Mantinea in Schlachtordnung, und hatten beyde auffer vielen fremden Hülfstruppen fast die ganze Macht ihrer Länder bey sich.

Machanidas war gleich im Anfange der Schlacht so glücklich, die Hülfsvölker der Achäer nebst den Tarentinern und Bogenschützen, die vor den Achäern voran gestellt waren, in die Flucht zu treiben. Aber anstatt sich darauf gegen die Achäer selbst zu wenden, und in ihre Phalanx einzubrechen, gieng er in der Verfolgung der geschlagenen Truppen bey den Achäern vorbey, die in ihrer Ordnung Stand hielten.

ten. Philopömen stellte sich bey dem gleich im Anfange der Schlacht so unglücklichen Vorfalle, wobey alles verloren zu seyn schien, als wenn die Sache unbedeutend und keine Gefahr dabey wäre. Wie er aber gewahr wurde, daß die Feinde den Fehler begiengen, und im Nachjagen sich von ihrem Hauptkorps trennten, und einen leeren Platz zum Angriffe lieffen, so gieng er denen nicht nach, welche seine geschlagenen Vordertruppen verfolgten, sondern wartete bis sie vorbey waren, und sich schon in einer starken Entfernung befanden; darauf grif er den entblößten Flügel der Lacedämonier auf der Flanke an, wo man gar keinen Angrif vermuthet hatte, und auch der König abwesend war. Die Lacedämonier, die schon den Sieg in Händen zu haben geglaubt hatten, erlitten durch diesen Angrif eine grosse Niederlage, denn es sollen über viertausend Mann von ihnen geblieben seyn. Philopömen wandte sich nach diesem Siege gegen den Machanidas selbst, der mit seinen Hülfstruppen vom Verfolgen zurückkam. Sie kamen einander so nahe, daß sie nur ein breiter und tiefer Graben trennte, über den beyde zu setzen suchten, der eine um zu entfliehen, der andre um dieß zu verwehren. Es schien nicht als wenn zwey Feldherren auf einander losgiengen, sondern als wenn ein wildes Thier sich gezwungen vertheidigte, und Philopömen als Jäger es drängte. Indessen suchte das Pferd des Machanidas, welches stark, muthig, und auf beyden Seiten von den Spornen blutig war, mit Gewalt über den Graben zu setzen, und fiel mit der Brust in den Graben, wollte aber mit den Vorderfüssen sich wieder herausarbeiten.

Da kamen sogleich Simmias und Polyänus, welche in den Gefechten immer um den Philopömen herum waren, und hielten beyde zugleich ihre gesenkten Spiesse vor. Aber Philopömen sprengte ihnen noch zuvor gerade auf den Machanidas los, und da er sahe, daß das Pferd des Machanidas mit seinem vorgestreckten Kopfe ihn bedeckte, so lenkte er das seinige etwas auf die Seite, und stieß mit seinem Spiesse den Machanidas nieder. In dieser Stellung wurde auch seine eherne Statüe abgebildet, welche die Achäer ihm zu Delphos errichten liessen, denn sie bewunderten diese That und diesen Feldzug unter allen am meisten.

Nicht lange nach dem Siege bey Mantinea wurde Philopömen zum zweytenmale zum General der Achäer erwählt, und erschien bey der Feyer der Nemeischen Spiele vor den Augen der versammelten Griechen mit seiner so herrlich geschmückten griechischen Ritterschaft. Er zeigte dabey die kriegrischen Manöver, welche diese Mannschaft von ihm gelernt, und welche sie mit grosser Fertigkeit und Munterkeit machte. Als er sich hernach auf den Schauplatz der Sänger und Harfenisten begab, von diesen Jünglingen begleitet, die alle in ihren Soldatenkleidern und purpurnen Westen, von gleichem Alter, und gleich gesunden starken Körpern, voll Lebhaftigkeit und Muth wegen ihrer erfochtnen Siege, und voll Ehrerbietung gegen ihren Anführer, erschienen, so traf es sich, daß eben der Sänger Pylades die Worte aus dem Stücke des Timotheus, welches den Titel hat, die Perser, zu singen anfieng: — „Ich gebe Griechenlands Söhnen den herrlichen Schmuck

der Freyheit" — und indem er mit seiner vortreflichen Stimme die ganze Würde dieser Worte ausdrückte, so richteten alle Zuhörer auf dem ganzen Schauplatze ihre Augen auf den Philopömen, und erhoben ein frohes Händeklatschen. Die Griechen fiengen damals an Hoffnung zu schöpfen, daß die alte Hoheit Griechenlands wieder hergestellt werden könnte, und ihr Muth dabey grenzte an eine völlige Zuversicht.

Allein, so wie junge Pferde, wenn sie merken, daß sie ihre gewohnten Reuter nicht haben, ausgeartet wild werden, so verlor die junge Mannschaft der Achäer ihren kriegrischen Muth, wenn sie ein andrer General kommandirte, und sehnte sich nach Philopömen. Sobald die Soldaten nur ihn sahen, bekamen sie neuen thätigen Muth, und unternahmen alles mit Zuversicht, denn sie wußten, daß die Feinde nur den einzigen Philopömen anzusehen sich nicht getrauten, und bloß durch seinen Namen und Ruhm schon in Schrecken gesetzt wurden, wie verschiedene Begebenheiten bewiesen.

So glaubte der Macedonische König Philippus, daß die Achäer sich bald wieder vor ihm beugen würden, wenn er nur den Philopömen weggeschaft hätte, und schickte deswegen Meuchelmörder nach Argos, die ihn aus dem Wege räumen sollten. Aber die Sache wurde entdeckt, und zog dem Philippus den heftigsten Haß der Griechen zu. Die Böotier belagerten Megara, und hofften die Stadt bald zu erobern, sie hatten schon die Sturmleitern an die Mauern gelegt, und bloß das fälschlich ausgebreitete Gerücht, daß Philopömen den Belagerten zu

Hülfe eile, und in der Nähe sey, machte sie so muthlos, daß sie, mit Zurücklassung der Sturmleitern, die Flucht ergriffen. Nabis, welcher sich nach dem Tage des Machanidas die Oberherrschaft von Lacedämon angemaßt hatte, nahm Messene durch einen Ueberfall ein. Philopömen war damals eben Privatmann, und verwaltete gar kein öffentliches Amt. Er suchte den damaligen General der Achäer Lysippus zu bereden, daß er den Messeniern zu Hülfe gehen möchte, welcher sich aber unter dem Vorwande nicht dazu verstehen wollte, weil die Stadt doch einmal verloren, und schon in der Gewalt der Feinde wäre. Er entschloß sich also selbst Hülfe zu leisten, und gieng mit freywilligen Bürgern ab, welche ohne einen obrigkeitlichen Befehl oder Wahl zu erwarten, ihm nach der Regel der Natur, als dem besten Anführer zu diesem Zuge folgten. Als er in der Nähe von Messene anlangte, und Nabis davon benachrichtigt wurde, so hielt dieser nicht Stand, ob er gleich innerhalb den Mauern der Stadt sich gelagert hatte, sondern zog aus den jenseitigen Thoren mit seinen Truppen aus der Stadt ab, und hielt sich noch für glücklich, daß er davon kommen konnte. Er entfloh, und Messene wurde wieder frey.

Alles was Philopömen bisher gethan hatte, erwarb ihm allgemeines Lob. Aber seine zweyte Reise nach Kreta, die auf Bitten der Gortynier, welche damals Krieg führten, und ihm die Feldherrnstelle antrugen, unternahm, zog ihm viele üble Urtheile zu. Man sagte, er habe sein Vaterland zu der Zeit, da er mit dem Nabis Krieg führen mußte, entweder aus Furcht für dasselbe zu fechten,

oder doch aus einer unzeitigen Ehrbegierde, sich bey fremden Völkern Ruhm zu erwerben, verlassen. Und die Megalopolitaner kamen wirklich in dem damaligen Kriege so sehr ins Gedränge, daß sie sich in ihre Stadt einschlossen, und ihre Gassen besäeten, weil alle ihre Felder verwüstet waren, und das Lager der Feinde fast in ihren eignen Thoren hatten. Daher Philopömen durch seinen Krieg auf der Insel Kreta allerdings seinen Feinden zu dem Vorwurfe wider sich Anlaß geben mußte, daß er vor dem Kriege im Vaterlande geflohen sey.

Einige hingegen, die den Philopömen vertheidigten, wendeten dagegen ein, daß, da die Achäer sich andre Generale erwählt hätten, und Philopömen ein Privatmann wäre, er seine Muße gut anwende, daß er die von den Gortyniern ihm angetragene Feldherrnstelle übernommen habe. Denn er konnte nicht müßig seyn, und wollte das Kriegshandwerk, so wie etwa andre Handwerker, beständig treiben, wie auch sein Ausdruck wegen des Königs Ptolemäus zu erkennen gab. Als einige diesen König rühmten, daß er täglich seine Truppen übe, und selbst seinen Körper zu den Beschwerlichkeiten des Krieges gewöhne, so antwortete er: Wer wird einen König rühmen, der in einem solchen Alter noch lernt, und nicht vielmehr das Gelernte schon der Welt zeigt?

Die Megalopolitaner waren über die Entfernung des Philopömens so aufgebracht, daß sie ihm das Bürgerrecht nehmen wollten, aber die Achäer gaben dieses nicht zu, und schickten den Aristänetus zum Befehlshaber nach Megalopolis, welcher, ob

er gleich in den Staatsgeschäften immer ein Gegner des Philopömens gewesen war, dennoch das Urtheil wider ihn nicht zur Ausführung kommen ließ. Von dieser Zeit an wurde Philopömen von seinen Mitbürgern verachtet, und machte dafür eine Menge von den umliegenden Flecken von Megalopolis abwendig, indem er sie aufhetzte, zu behaupten, daß sie in den vorigen Zeiten nicht wären der Stadt Megalopolis zinsbar oder je unterwürfig gewesen; er stand diesen Oertern auch nachher öffentlich vor Gericht bey, und brachte es bey den Achäern dahin, daß sie ganz von Megalopolis abkamen. Doch geschah dieses erst in den folgenden Zeiten.

In Kreta führte Philopömen, als Anführer der Gortynier, den Krieg nicht auf die edle und öffentliche Art, wie es in Peloponnes und Arkadien gebräuchlich war, sondern nahm ganz die kretische Manier an, und gebrauchte alle bey diesen Völkern gewöhnliche Kunstgriffe, Ränke, Ueberfälle, und listige Nachstellungen, so geschickt, daß sie bald merkten, sie wären gegen einen wirklich erfahrnen General mit allen ihren Ränken nur unverständige Kinder.

Mit Ruhm und Bewundrung wegen seiner in Kreta ausgeführten Thaten überhäuft kehrte er nach Peloponnes zurück, wo er bey seiner Ankunft den König Philippus vom Titus Flamininus besiegt antraf, und den Nabis von den Achäern und Römern zugleich mit Krieg überzogen. Er wurde sogleich zum Feldherrn wider den Nabis ernannt, hatte aber durch eine unglückliche Seeschlacht eben das Schicksal, welches den Epaminondas traf, daß

er durch diesen Verlust einen grossen Theil seines vorigen Ruhms verlor. Allein Epaminondas hatte, wie man erzehlt, nicht gewollt, daß seine Mitbürger die Vortheile des Meers geniessen sollten, damit sie nicht unvermerkt, nach des Plato Ausdruck, aus tapfern Soldaten Schifsvolk würden, und sich verschlimmerten, und war daher mit Fleiß von den asiatischen Küsten und Inseln, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück gekehrt. Philopömen hingegen glaubte, seine Erfahrung im Kriege auf dem Lande wäre ihm zureichend auch auf der See zu siegen, und erfuhr mit seinem Schaden, wie viel die Erfahrung zur Tapferkeit beytrage, und welchen mächtigen Einfluß die Uebung zum Glücke in allen Dingen habe. Denn er wurde nicht allein wegen Mangel an Erfahrung in einem Seetreffen geschlagen, sondern er bemannete auch ein altes Schif, das vierzig Jahr schon gedient hatte, so stark, daß es die Last nicht tragen konnte, und die Soldaten darinnen in Lebensgefahr geriethen. Er sah auch, daß ihn die Feinde verachteten, und sich so betrugen, als wenn er ganz aus der See entwichen wäre. Sie belagerten aus Uebermuth die Stadt Gythium. Er schifte daher auf sie los, da sie wegen des erhaltnen Sieges nicht auf ihrer Hut und sicher waren, setzte des Nachts seine Soldaten ans Land, ließ Feuer unter die feindlichen Zelter werfen, und steckte ihr Lager in Brand, wobey sie viel Volk verloren.

Nabis zeigte sich wenige Tage darauf, als Philopömen eben durch enge Wege marschirte, auf einmal wieder, und jagte den Achäern dadurch eine

solche Furcht ein, daß sie sich für verloren hielten, weil sie kein Mittel sahen, sich aus diesen gefährlichen Oertern, die die Feinde umgeben hatten, herauszuziehen. Philopömen blieb eine Weile stille stehen, und nahm die Lage der Gegend in Augenschein, und zeigte darauf, daß die Taktik eines der vorzüglichsten Stücke der Kriegskunst sey. Er machte mit seinen Truppen Wendungen, wie sie die Umstände erfoderten, brachte sie ohne Unordnung aus ihrer Verlegenheit, und gieng alsdenn auf die Feinde los, welche gänzlich geschlagen wurden. Weil er gewahr wurde, daß sie nicht nach der Stadt zu zogen, sondern sich in der Gegend herum, die büschigt und bergigt und wegen sümpfigter Oerter für die Reuterey zu unwegsam war, einzeln zerstreuten, so ließ er sie nicht weit verfolgen, und lagerte sich noch bey hellem Tage. Aber die Vermuthung, daß sie, so zerstreut wie sie waren, sich in der Dunkelheit der Nacht in die Stadt zu begeben suchen würden, brachte ihn auf den Gedanken, einen Theil seiner Armee bey den Sümpfen und Hügeln an der Stadt in Hinterhalt zu stellen, und auf diese Art wurden die meisten Truppen des Nabis niedergemacht: denn weil sie nicht haufenweise zogen, sondern einzeln flüchtig ankamen, fielen sie den Achäern leicht in die Hände, und wurden wie Vögel gefangen.

Die mannichfaltigen Ehrenbezeigungen, welche wegen solcher ruhmvollen Thaten den Philopömen auf den griechischen Theatern wiederfuhren, erweckten in den ehrgeitzigen Titus Flamininus eine geheime Eifersucht. Er glaubte, daß er als ein Römischer Consul mehr Bewundrung von den Achäern

verdiene, als ein Mann aus Arkadien, den er durch seine erzeigten Wohlthaten auch weit überträfe, da er durch einen einzigen öffentlichen Ausruf ganz Griechenland frey gemacht, und der Herrschaft des Königs Philippus und der Macedonier entrissen hätte. Er machte mit dem Nabis Frieden, der hernach von Aetolischen Meuchelmördern umgebracht wurde.

Philopömen ergriff diesen gelegenen Zeitpunkt, überfiel Lacedämon mit einer Anzahl Truppen, und brachte es Theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt dahin, daß diese Stadt sich mit den Achäern vereinigte. Dieser wichtige Streich, wodurch er einen so großen und mächtigen Staat auf die Parthey der Achäer gebracht hatte, erhob seinen Ruhm bis zum höchsten Ansehn, denn es war nichts geringes, daß Sparta ein Theil von Achaja geworden war.

Er gewann auch die Gunst der vornehmsten Lacedämonier so sehr, daß sie hofften, in ihm den Beschützer ihrer Freyheit gefunden zu haben. Sie brachten daher ein Dekret zu Stande, daß ihm alles Geld, was aus dem verkauften Hause und Vermögen des Nabis war gelöst worden, welches hundert und zwanzig Talente betrug, *) zum Geschenke sollte gegeben werden, und überschickten ihm diese Summe durch eine besondere Gesandtschaft. Hierbey aber zeigte Philopömen in der That, daß er nicht nur ein uneigennütziger großer Mann zu seyn scheinen wollte, sondern es wirklich war. Anfänglich wagte es nicht einmal einer von diesen Lacedämoniern, einem so hochgeachteten Manne, wie er war, etwas von ei-

*) 120,000 Rthl.

nem Geldgeschenke zu sagen, sondern sie wandten sich an seinen Freund zu Sparta, den Timolaus. Und als hernach selbst Timolaus nach Megalopolis kam, und bey der Tafel und im Umgange das erhobene zurückhaltende Wesen des Philopömens, seine Sparsamkeit im Essen und Trinken, und seinen Charakter näher kennen lernte, der ihm zur Ueberredung ganz unzugänglich, und durch Geld ungewinnbar zu seyn schien, so that er vom Geschenke gar keine Erwähnung, gab eine andere Ursache seiner Reise an, und gieng, ohne etwas gesagt zu haben, wieder fort. Er kam zum zweytenmale, und es gieng ihm eben so. Bey einer dritten Reise endlich entdeckte er dem Philopömen, sobald er angekommen war, den Antrag der Stadt Lacedämon. Philopömen hörte ihn mit Vergnügen an, reisete aber selbst nach Lacedämon, und erklärte sich folgenderweise: — „Er riethe den Spartanern, nicht ihre Freunde und rechtschafne Männer zu bestechen, deren Hülfe und Tapferkeit sie umsonst genießen könnten, sondern vielmehr die bösen Bürger, die in den Versammlungen der Stadt Unruhe stifteten, zu gewinnen, und zu erkaufen, damit ihnen durch Geschenke der Mund gestopft würde, und sie nicht weiter beschwerlich fielen. Es sey besser, den Feinden als den Freunden die Freymüthigkeit zu benehmen.“ So sehr war Philopömen über alle Gewinnsucht erhaben.

Der Feldherr der Achäer, Diophanes, hatte Nachricht bekommen, daß die Lacedämonier mit neuen Entwürfen und Anschlägen umgiengen, und nahm sich vor, sie dafür zu züchtigen, da indessen die Lacedämonier ganz Peloponnes wieder zum Kriege auf-

hetzten. Philopömen suchte den Diophanes zu besänftigen, und vom Ausbruche seines Unwillens abzuhalten. Er stellte ihm vor, daß bey dem gegenwärtigen Zeitpunkte, da der König Antiochus und die Römer in Griechenland mit so grossen Heeren herumzögen, ein griechischer Feldherr dahin seine Gedanken richten, und innerliche Unruhen nicht erregen, sondern vielmehr einigen Fehlern nachsehen müsse. Aber Diophanes gab diesen Vorstellungen kein Gehör, brach mit dem Römischen Feldherrn Titus Flamininus ins Lacedämonische Gebiet ein, und gieng gerade auf Sparta los. Darüber wurde Philopömen so aufgebracht, daß er etwas unternahm, was weder rechtmäßig noch eigentlich auch der Billigkeit gemäß, aber von vieler Wichtigkeit war, und einen sehr kühnen Muth zeigte. Er warf sich selbst in Sparta, und verwehrte, ob er gleich nur ein Privatmann war, dem Feldherrn der Achäer und dem Römischen Consul den Einzug, tilgte die Unruhen in der Stadt, und brachte es so weit, daß die Lacedämonier wieder in das allgemeine Bündniß, wie vorher, traten, und sich mit den Achäern vereinigten.

Einige Zeit darauf, da Philopömen wiederum Feldherr war, wurde er durch irgend etwas über die Lacedämonier mißvergnügt. Er führte deswegen diejenigen, die vertrieben worden waren, wieder nach Sparta zurück, ließ achtzig Spartaner, wie Polybius erzehlt, oder dem Aristokrates zufolge, dreyhundert und funfzig hinrichten, die Mauern der Stadt niederreissen, und gab einen grossen Theil des Lacedämonischen Gebiets den Megalopolitanern ein. Er trieb auch alle diejenigen wieder fort, wel-

che unter den vorigen Tyrannen das Bürgerrecht zu Sparta erlangt hatten, und schickte sie nach Achaja, dreytausend ausgenommen, welche er, weil sie sich seinen Befehlen widersetzt, und Lacedämon nicht hatten verlassen wollen, zu Sklaven verkaufte, und zu ihrer Verspottung aus dem für sie gelöseten Gelde zu Megalopolis einen öffentlichen bedeckten Gang bauen ließ. Um seine Rachsucht gegen die Lacedämonier völlig zu befriedigen, und ihre Züchtigung bis aufs äusserste zu treiben, that er in Absicht ihrer Regierungsverfassung etwas sehr hartes und ungerechtes. Er hob die ganze Staatseinrichtung des Lykurgs völlig auf, und zwang die Lacedämonier, ihre Kinder und Jünglinge nicht nach ihrer hergebrachten Gewohnheit, sondern nach Art der Achäer zu erziehen, weil sie bey Lykurgs Gesetzen niemals ihren Stolz würden mäßigen lernen. So grosse Unglücksfälle der Lacedämonier, die sogar gleichsam die Nerven ihres Staats mußten von Philopömen zerschneiden lassen, demüthigten und erniedrigten sie gänzlich, bis sie in der Folge der Zeit es durch Bitten bey den Römern erlangten, daß sie die Achäischen Gebräuche abschaffen, und ihre alten Einrichtungen wieder herstellen konnten, da sie denn, so gut es nach so vielen erlittenen Unglücksfällen möglich war, ihren Staat wieder zu verbessern suchten.

Während dem Kriege, den die Römer in Griechenland wider den König Antiochus führten, hatte Philopömen kein öffentliches Amt. Er war sehr mißvergnügt, daß er nicht Achäischer Feldherr war, da er sahe, daß Antiochus in Chalcis die Zeit müßig zubrachte, und sehr zur Unzeit sich mit einem jungen

Frauenzimmer und Liebeshändeln beschäftigte, indessen seine Syrer, ohne Ordnung und Anführer, in den Städten herumschweiften, und üppig lebten. Er sagte, er mißgönne den Römern den Sieg, den sie über den Antiochus erhalten hätten, und wenn er Feldherr wäre, so hätte er alle diese Syrer in den Hurenhäusern niedergemetzelt.

Nach dem Siege über den König Antiochus mischten sich die Römer immer mehr in die griechischen Angelegenheiten, und schränkten die Achäer, deren Demagogen sie sich ergeben machten, durch ihre Macht ein. Die römische Macht breitete sich über alles mit einem besondern Glücke aus, und das Ende war nahe, zu welchem endlich das Schicksal Griechenland bringen sollte. Philopömen verhielt sich dabey wie ein guter Steuermann, der auf Wind und Wellen Achtung giebt. Er richtete sich nach den Umständen der Zeit, bald gab er nach, bald widersetzte er sich, bald suchte er diejenigen, die durch Beredtsamkeit und Thätigkeit am meisten vermochten, zur Beschützung der Freyheit zu bewegen. Als aber Aristänetus von Megalopolis, ein Mann, der bey den Achäern in grossem Ansehn stand, den Römern beständig schmeichelte, und einstmals in einer Versammlung die Meynung äusserte, daß die Achäer den Römern sich nicht widersetzen und nicht undankbar seyn sollten, so hörte dieses Philopömen anfänglich mit stillschweigendem Unwillen an, brach aber doch zuletzt aus Zorn in diese Worte aus: Warum eilst du so sehr, Griechenlands Verhängniß zu sehn?

Als Manius Acilius, der Römische Consul, der den Antiochus überwunden hatte, von den Achäern verlangte, daß sie den Lacedämonischen Exulanten wiederum die Rückkehr in ihr Vaterland verstatten sollten, und Titus Flamininus mit dem Manius zugleich diese Sache betrieb, so suchte Philopömen es auf alle Art zu hindern, nicht sowohl aus Haß gegen die Exulanten, sondern weil er wollte, daß sie ihre Rückkehr ihm und den Achäern, nicht aber der Gnade des Titus Flamininus und der Römer zu danken haben sollten. Und als er das folgende Jahr darauf Feldherr der Achäer war, so ließ er diese Vertriebenen wieder nach Lacedämon zurückkehren. So widersetzlich bezeigte sich sein hoher Sinn gegen alles was Gewalt hieß.

Er war schon siebzig Jahr alt, als er zum achtenmale zum Feldherrn der Achäer erwählt wurde, und er hoffte sowohl dieses Amt ohne kriegrische Beschwerlichkeit zu führen, als auch den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Denn so wie die Krankheiten mit den verlornen Kräften des Körpers abzunehmen pflegen, so hörte mit der verminderten Macht der griechischen Staaten auch ihre Streitsucht auf. Allein das Verhängniß warf ihn, wie einen glücklichen Athleten in der Laufbahn, noch am Ziele seines Lebens zu Boden.

Er soll bey einer versammelten Gesellschaft, in der irgend jemand als ein vortreflicher Kriegsmann gelobt wurde, gesagt haben: Wie kann so ein Mann Lob verdienen, der sich lebendig von den Feinden gefangen nehmen ließ? Und wenige Tage darauf ereignete sich der Vorfall, daß Dinokrates, ein Messe-

nier, ein Mann, der eine Privatfeindschaft gegen den Philopömen hatte, und wegen seiner Bosheit und seines schlechten Lebens von jedermann gehaßt wurde, die Stadt Messene von dem Bündnisse mit den Achäern abwendig machte, und auch den Anschlag faßte, des Fleckens Kolonis sich zu bemächtigen. Philopömen lag eben zu Argos am Fieber krank, eilte aber, sobald er davon Nachricht bekam, in einem Tage nach Megalopolis, und machte einen Weg von mehr als vierhundert Stadien. Von da gieng er eben so eilfertig mit den Rittern, welches die vornehmsten Bürger und lauter junge Leute waren, die sich aus Liebe gegen den Philopömen und aus Eifer als Freywillige angegeben hatten, auf Messene los.

Er stieß unterwegens mit seinen Rittern bey dem Hügel Evan auf den Dinokrates, und trieb ihn in die Flucht. Allein die fünfhundert Mann zu Pferde, welche die Grenze vom Messenischen Gebiete besetzt hielten, kamen dem Dinokrates eilends zu Hülfe, und die Flüchtigen, wie sie diese Hülfe ankommen sahen, setzten sich wieder auf den Hügeln, daher Philopömen, um nicht umringt zu werden, und um seine Ritter zu schonen, sich durch beschwerliche Wege zurückzog. Er war der letzte bey diesem Rückzuge, und sprengte öfters wieder zurück gegen die Feinde, die er dadurch ganz auf sich zog, ob sie es gleich nicht wagten, ihn anzugreifen, sondern nur mit grossem Geschrey sich in einer gewissen Entfernung mit ihm herumjagten. Weil er aber wegen seiner jungen Ritter, die er alle einzeln in Sicherheit

setzte, oftmals wieder gegen die Feinde ausprengte, *) so befand er sich unvermerkt auf einmal ganz allein mitten unter den Feinden. Zwar wagte es keiner, sich mit ihm ins Gefechte einzulassen, aber sie trieben ihn von ferne her an felsigte und abschüßige Oerter, wo er das Pferd vergebens anspornte, und nicht fortkommen konnte. Er wäre, ohnerachtet seines Alters, wegen seiner beständigen Uebung, noch behend genug gewesen sich zu retten, allein seine damalige Krankheit und die beschwerlichen Reisen hatten ihn so entkräftet, daß er sich für Mattigkeit nicht bewegen konnte. Sein Pferd that einen Fehltritt, und warf ihn ab, und er that einen so harten Fall, daß er vor heftigen Schmerzen am Kopfe eine lange Zeit sprachlos lag. Die Feinde hielten ihn für todt, und fiengen an seinen Körper umzukehren, und ihn zu plündern. Wie er aber seinen Kopf wieder in die Höhe richtete, und sie ansah, so fielen sie haufenweise über ihn her, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn so gebunden fort, wobey sie ihn mit Schimpf und Lästerungen überhäuften, einen Mann, der es sich nicht im Traume hätte vorstellen können, daß ihm so etwas vom Dinokrates widerfahren könnte.

Die Einwohner von Messene geriethen über die Nachricht von diesem Vorfalle in eine lebhafte Freude, und versammelten sich haufenweise bey den Thoren. Wie sie aber den gebundenen Philopömen vorbey führen sahen, der ein Schicksal erlitt, das seines

*) Ἐπισάμενος ἓν πολλάκις δ. τ. ν. In allen Editionen steht die falsche Lesart Ἀπισάμενος.

nes Ruhms und seiner vorigen Thaten und Siege so unwürdig war, so hatten die mehrsten Mitleiden mit ihm, vergossen Thränen, und bejammerten die menschliche Hoheit als etwas unsicheres und unbeständiges.

Die mehrsten zu Messene hatten sehr bald den menschenfreundlichen Gedanken, man müsse sich der vorigen Verdienste Philopömens um die Stadt erinnern, da er den Tyrannen Nabis vertrieben, und Messene in Freyheit gesetzt. Einige andre aber, die dem Dinokrates schmeicheln wollten, gaben den Rath, den Philopömen zu martern und umzubringen, da er ohnehin ein harter und unversöhnlicher Feind sey, und Dinokrates alles von ihm befürchten müßte, wenn er nach dem erlittenen Schimpfe wieder aus der Gefangenschaft befreyt würde. Indessen wurde Philopömen in das Gefängniß gebracht, welches Thesaurus hies, und ein unterirdisches Loch war, wo weder Luft noch Licht hineinkommen konnte, und das auch keine Thüren hatte, sondern mit einem davorgewälzten grossen Steine verrammelt und mit Soldaten bewacht wurde.

Als die Achäischen Ritter von ihrer Flucht sich wieder zusammengefunden hatten, und den Philopömen vermißten, so glaubten sie, er wäre umgekommen, machten erst eine Zeitlang Halte, und riefen nach ihm allenthalben hin, darauf beklagten sie untereinander, daß sie sich auf eine so ungerechte und schändliche Art errettet hätten, da sie ihrem Feldherrn, der sein Leben für sie aufgeopfert, den Feinden überlassen hätten. Sie erfuhren auf ihrem fernern Marsche unter vielen Nachforschungen seine Ge-

fangenschaft, und brachten die Nachricht davon in die Achäischen Städte. Diese achteten den Verlust für so wichtig, daß sie durch eine Gesandtschaft den Philopömen von den Messeniern zurückfoderten, und sich indessen selbst zum Kriege rüsteten.

Dinokrates hingegen, welcher sich am meisten davor fürchtete, daß eine Verzögerung dem Philopömen das Leben retten möchte, und der auch allen Anstalten der Achäer zuvorkommen wollte, schickte bey einbrechender Nacht, als das versammelte Volk zu Messene auseinander gegangen war, einen Gerichtsdiener ins Gefängniß, der dem Philopömen einen Giftbecher überbringen, und nicht eher weggehn sollte, bis er ihn ausgetrunken hätte. Philopömen lag eben in seinem Mantel eingehüllt, ohne vor Schmerz und Unruhe schlafen zu können. Wie er das Licht und den mit einem Giftbecher hereintretenden Mann erblickte, richtete er sich, so gut es seine Schwachheit zuließ, mit vieler Mühe auf. Indem er den Giftbecher ergrif, fragte er nur noch, ob man von seinen Rittern, und besonders dem Lykortas, nichts wüßte? Da ihm der Gerichtsdiener antwortete, daß sehr viele davon gekommen wären, so neigte sich Philopömen mit dem Kopfe gegen ihn, sah ihn freundlich an, und sagte: Gut, daß wir doch also nicht insgesammt unglücklich gewesen sind. Darauf trank er, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Giftbecher aus, und legte sich wieder nieder. Das Gift wirkte wegen seiner Schwachheit so schnell, daß er bald darauf verschied.

Alle achäischen Städte wurden über die Nachricht von seinem Tode in eine gemeinschaftliche Be-

trübniß versetzt. Die junge Mannschaft und die vornehmsten Rathsherrn giengen nach Megalopolis, und erwählten, um ihre Rache nicht aufzuschieben, den Lykortas zu ihrem Anführer, fielen in das Gebiet der Messenier ein, und verwüsteten es gänzlich, bis sich die Messenier entschlossen, ihnen ihre Stadt zu öffnen. Dinokrates kam seiner Bestrafung dadurch zuvor, daß er sich selbst umbrachte, und diesem Beyspiele folgten diejenigen, welche an der Hinrichtung des Philopömens Antheil hatten, diejenigen aber, welche gewollt hatten, daß man den Philopömen martern sollte, ließ Lykortas zu Tode prügeln.

Die Achäische Mannschaft verbrannte den Körper des Philopömens zu Messene, und begab sich mit seinem Aschenkruge in einer Ordnung zurück, die zugleich einen Triumph und ein Leichenbegängniß vorstellte. Man sahe die Leute in Siegeskränzen weinen, man sahe dabey gebundene Feinde führen, und einen Aschenkrug, den man vor Kränzen und Bändern, mit denen er behangen war, kaum sehen konnte. Der Aschenkrug wurde vom Polybius, dem Sohne des Achäischen Feldherrn, getragen, und die vornehmsten Achäer giengen ihm zur Seite. Die Soldaten, die weder so betrübt waren, wie es dieser Trauerfall erfoderte, noch so freudig, wie es der Sieg verdiente, folgten in völliger Rüstung, auf geschmückten Pferden nach. Aus den Städten und Flecken, durch welche der Zug gieng, kamen viele dem Körper entgegen, und empfiengen ihn, gleichsam als wenn Philopömen von einem Feldzuge zurückkäme, berührten den Aschenkrug, und zogen mit nach Megalopolis. Die Greise, Weiber und Kinder mischten sich unter das Gefolge, und

das ganze Heer gieng mit lautem Geschrey nach der Stadt zu, welche den Verlust eines Mannes beklagte, mit dem sie zugleich ihren bisherigen Vorzug unter den Achäischen Städten verloren hatte. Er wurde, wie er es verdiente, prächtig begraben, und bey seinem Grabmale wurden die Messenischen Kriegsgefangenen gesteinigt. Viele Achäische Städte errichteten ihm Statüen, und widmeten seinem Andenken Ehrenbezeugungen.

In den folgenden Zeiten, als Griechenland das Unglück hatte, daß Korinth zerstört wurde, versuchte ein gewisser Römer alle Ehrendenkmähler des Philopömens niederreissen zu lassen, unter dem Vorgeben, daß er Zeitlebens ein Feind der Römer gewesen, und ihnen vielen Schaden zugefügt hätte. Bey den deswegen gehaltnen Reden aber vertheidigte Polybius den Philopömen gegen seinen Verläumder, und weder Mummius noch die Römischen Gesandten gaben es zu, daß die Ehre eines so berühmten Mannes vertilgt würde, ob er sich gleich dem Titus Flamininus und dem Manius Acilius sehr häufig widersetzt hatte. Sie zogen mit Recht das Verdienst dem Vortheile, und die Rechtschaffenheit dem Nutzen vor, und glaubten, daß diejenigen, die Wohlthaten empfangen hätten, ihren Wohlthätern dankerkenntlich seyn müßten, edeldenkende Männer aber denen, die sich edel betragen hätten, jederzeit Hochachtung schuldig wären.

Titus Quintius Flamininus.

Wir vergleichen mit dem Philopömen den Titus Quintius Flamininus. Seine Gestalt kann man noch an der ihm errichteten ehernen Statüe mit griechischer Inschrift erkennen, welche bey dem grossen carthaginensischen Apollo, dem Circus gegen über stehet. Was seinen Charakter betrifft, so war er sehr hitzig, und leicht zu erzürnen, aber auch leicht wieder zu versöhnen. Beym Strafen bewieß er viel Mäßigung, und seine Wohlthaten machte er immer ganz vollkommen. Er bezeigte sich stets gegen diejenigen, denen er Gutes gethan hatte, so, als wenn sie ihm Gutes gethan hätten, und bemühte sich durch fortgesetztes Wohlwollen und Bereitwilligkeit zu dienen, sie als das theuerste, was er hatte, immer verbindlich zu erhalten. Er war sehr ehrgeitzig und ruhmbegierig, und wollte die wichtigsten und herrlichsten Thaten immer selbst verrichten. Er suchte mehr die Freundschaft solcher Personen, die seiner Hülfe bedürftig waren, als derjenigen, die ihm helfen konnten, und betrachtete jene als Gelegenheiten, seine grossen Eigenschaften zu zeigen, diese als Nebenbuhler seines Ruhms.

Er lernte zeitig die Kriegskunst in jenen krie-, grischen Zeiten, in welchen Rom gegen grosse Feinde zu fechten hatte, und die jungen Römer von den frühesten Jahren an in Feldzügen sich zu künftigen Feldherren bildeten. Er war anfänglich im Kriege

mit dem Annibal, unter dem Consul Marcellus, Oberster; und als dieser in einem feindlichen Hinterhalt fiel, und umkam, so wurde er Staathalter über das Tarentinische Gebiet, und die Stadt Tarent, die die Römer wieder erobert hatten. Er bewies sich hier eben so gerecht, als er im Kriege tapfer gewesen war, und erhielt deswegen die Aufsicht über die neue Colonisten, die zur Bevölkerung der Städte Narnia und Cossa abgeschickt wurden.

Dadurch gerieth er auf den grossen Gedanken, daß er durch Hülfe des Einflusses, den diese neuen Colonisten auf die Wahl eines Consuls hatten, sich um das Consulat bewarb, ohne die Aemter des Tribunats, der Prätur, und der Aedilität gehabt zu haben, welche einer, der Consul werden wollte, der Ordnung gemäß, vorher mußte verwaltet haben. Daher widersetzten sich auch die Tribunen, Fulvius und Manius, und stellten vor, es sey etwas sehr sonderbares, daß ein junger Mann, der noch nicht in die ersten Heiligthümer und Geheimnisse des Staats eingeweiht sey, sich wider die Gesetze zur höchsten Würde erheben wollte. Der Senat überließ die Entscheidung dem Volke, und dieses ernannte nebst dem Sextus Aelius den Flamininus zum Consul, ob er gleich noch nicht dreyßig Jahr alt war.

Er bekam durchs Loos die Führung des Krieges gegen den Macedonischen König Philippus, zum Glücke für die Römer, denn die Umstände in Griechenland und die Einwohner dieses Landes erfoderten einen Feldherrn, der nicht durch kriegrische Gewalt, sondern durch überredende Güte die Her-

zen gewinnen könnte. Macedonien gab dem Könige Philippus zum Kriege was er nöthig hatte, und Griechenland leistete ihm, bey verlängertem Kriege, Beystand, und diente ihm zur Zuflucht, und zum Waffenplatze. Wenn die griechischen Staaten nicht vom Philippus abwendig gemacht wurden, so konnte eine gewonnene Schlacht dem Kriege noch keinen Ausschlag geben. Die Griechen waren damals mit den Römern noch nicht sehr bekannt, und fiengen erst an, mit ihnen in Verhältniß zu kommen: sie würden eine ihnen gewohnte Herrschaft mit einer unbekannten fremden nicht vertauscht haben, wenn der römische Feldherr nicht ein gütiger Mann gewesen wäre, und nicht mehr durch die Mittel der Beredtsamkeit als durch kriegerische Mittel, und durch gefälliges Betragen und genaue Beobachtung der Gerechtigkeit sich Liebe erworben hätte, wie seine fernere Geschichte zeigen wird.

Die beyden vorigen Feldherren im Macedonischen Kriege, Sulpicius, und Publius Villius, hatten immer erst spät im Jahre Macedonien angegriffen, und den Krieg langsam geführt, und wegen einzelner Pässe, fester Oerter, und Abschneidung der Zufuhre, sich mit dem Philippus herumgeschlagen; sie hatten das Jahr ihres Consulats zu Rom mit Ceremonien und Civilangelegenheiten zugebracht, und darauf erst den Feldzug nach Macedonien unternommen, um noch das folgende Jahr hernach die höchste Würde als Feldherren zu behalten, die sie vorher als Consul gehabt haben. Flamininus nahm andre Regeln. Er beeiferte sich, sein Consulat durch Führung des Kriegs thätig zu machen, und ließ sich

nicht zu Rom von dem Range und der Ehre zurückhalten. Er bat sichs vom Senate aus, daß sein Bruder Lucius Flamininus als Admiral ihn in den Krieg begleitete, und nahm von den Soldaten, die unter dem Scipio in Spanien gegen den Asdrubal, und in Afrika gegen den Annibal gefochten hatten, die jüngsten und muntersten, an der Zahl dreytausend mit, welche seiner Arme die meiste Stärke gaben. Er fand bey seiner Ankunft den Publius Villius, dem Könige Philippus, der alle Päße an dem Flusse Apsus besetzt hielt, gegen über gelagert, ohne daß er wegen der unwegsamen Gegend hätte weiter vorrücken können.

Sobald Flamininus die Armee übernommen, und den Publius Villius zurückgeschickt hatte, besichtigte er die umliegenden Oerter. Sie waren eben so wie das Thessalische Tempe von der Natur befestigt, aber ohne dem Schmucke jener schönen Bäume, grünnen Gebüsche, und angenehmen Lauben und Wiesen. Der Fluß Apsus fällt von grossen und hohen Gebirgen, die an ein weites tiefes Thal grenzen, herab, und ist wegen seiner Schnelligkeit, und sonst übrigens dem Peneus ähnlich; er fließt unten am Fusse des Gebirges vorbey, und läßt an seinem Ufer nur einen schmalen und abhängigen Fußsteig, über den eine Armee überhaupt nicht leicht, und wenn er besetzt ist, ganz und gar nicht fortkommen kann. Einige gaben dem Flamininus den Rath, durch Dassaretien bey der Stadt Lynkus vorbey einen Umweg zu nehmen, der leicht und bequem sey. Er befürchtete aber, er möchte sich dadurch zu weit vom Meere entfernen, und in

schlechte unfruchtbare Gegenden kommen, und alsdenn aus Mangel an Lebensmitteln, da Philippus eine Schlacht immer zu vermeiden suchte, sich genöthigt sehen, wie der vorige Feldherr, wieder gegen das Meer zurückzuziehn, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er entschloß sich daher, mit Gewalt einen Weg durch die Gebirge zu öffnen.

Die Truppen des Philippus, welche die Berge besetzt hielten, überschütteten die anruckenden Römer von allen Seiten her mit Pfeilen und Wurfspiessen, und es vielen verschiedene Scharmützel vor, in denen auf beyden Seiten einige blieben, ohne daß man noch absehen konnte, was für einen Ausgang die Sache nehmen würde. Indessen kamen einige Hirten der dasigen Gegend zu den Römern, und versprachen ihnen, einen Weg zu zeigen, den die Feinde nicht besetzt hätten, und auf welchem sie die Armee wenigstens binnen drey Tagen über das Gebirge führen wollten. Sie nahmen zum Gewährsmann ihrer Treue und Redlichkeit den Charops an, des Machatas Sohn, einen der vornehmsten Epiroten, welcher, aus Furcht vor dem Philippus, ein geheimer Freund der Römer war.

Flamininus traute diesem Charops, und schickte einen Obersten mit viertausend Mann zu Fuß und dreyhundert zu Pferde ab, die die Hirten, die man gebunden hatte, den angezeigten Weg führen sollten. Am Tage ruhten sie aus, und versteckten sich in Höhlen und Gebüschen, des Nachts aber marschirten sie beym Mondscheine, denn es war eben Vollmond. Flamininus verhielt sich, nach Absendung dieses Corps, mit seiner Armee die folgenden

Tage ruhig, auſſer daß er durch kleine Scharmützel die Feinde an andre Oerter zu ziehen ſuchte. Aber an dem Tage, an welchem die abgeſchickte Mannſchaft auf der Höhe der Gebirge ſeyn ſollte, ſetzte er gleich mit Anbruch des Tages ſeine ganze Armee in Bewegung. Er theilte ſie in drey Haufen. Er ſelbſt rückte mit einem Theile an den engen Weg am Ufer des Fluſſes, wo die Macedonier ihn anfielen, und ihm den Uebergang zu verwehren ſuchten. Indeſſen drangen auch die beyden Haufen von zwey verſchiedenen Seiten an, und beeiferten ſich mit kühnem Muthe, die Anhöhen zu erſteigen. Mit Aufgang der Sonne wurde man in der Ferne einen ſchwachen Rauch gewahr, der ſo wie etwa die Nebel auf den Spitzen der Berge in die Höhe ſtieg. Die Feinde konnten dieſes nicht bemerken, weil der Rauch hinter ihren Rücken von dem abgeſchickten Römiſchen Corps, das ſchon die Berge oben beſetzt hatte, gemacht wurde. Noch konnten die Römiſchen Truppen unter dem Flamininus nichts gewiſſes ſchlieſſen, ſie fochten mit Hoffnung, daß ihr Wunſch in Abſicht des abgeſchickten Korps eintreffen würde. Als aber der Rauch ſtärker wurde, und dunkel und dicht in die Höhe ſtieg, ſo merkten ſie deutlich, daß es ein Zeichen ihrer Mannſchaft auf dem Gebirge ſeyn müßte. Sie griffen alſo unter einem ſtarken Geſchrey mit verdoppelten Muthe die Feinde an, und trieben ſie an die unwegſamſten Oerter hin. Zugleich grif mit ſtarkem Feldgeſchrey die Römiſche Mannſchaft, die hinterwärts die Berge beſetzt hatte, die Feinde im Rücken an.

Sie ergriffen bey dem doppelten Angriffe sogleich die Flucht, verloren aber doch nicht mehr als zweytausend Mann, weil die beschwerliche Gegend die Römer an der Verfolgung verhinderte. Die siegenden Römer erbeuteten viele Reichthümer, Zelter, und Sklaven, und bemächtigten sich der engen Pässe. Sie beobachteten auf ihrem Marsche durch Epirus eine so schöne Ordnung und Mannszucht, daß sie, ohnerachtet sie von ihren Schifen und vom Meere weit entfernt waren, und ihre gewöhnliche Kornaustheilung nicht erhalten, auch nicht hinlänglich kaufen konnten, dennoch in diesem Lande, welches an allem Ueberfluß hatte, nichts wegnahmen, und es ganz unbeschädigt liessen. Denn Flamininus hatte erfahren, daß Philippus, der gleich einem Flüchtlinge durch Thessalien zog, die Einwohner aus den Städten auf die Berge getrieben, die Städte in Brand gesteckt, und alle Güter, die wegen der Menge oder wegen der Schwere von den Einwohnern nicht hatten fortgebracht werden können, seine Soldaten hatte plündern lassen, und also gewissermassen das Land den Römern überlassen. Er machte sich daher eine Ehre daraus, daß er seinen Soldaten befahl, dieses Land als ihr eignes, das ihnen der Feind überlassen, zu schonen.

Die Römer empfanden bald den Nutzen, den ihnen ihre gute Ordnung zuwege brachte. Die Städte in Thessalien ergaben sich ihnen, sobald sie heranrückten, und die Griechen bey Thermopylä verlangten eifrigst eine Römische Besatzung. Die Achäer entsagten dem Bündnisse mit dem Philippus, und entschlossen sich mit den Römern zugleich wider

ihn Krieg zu führen. Die Opuntier wollten sich sogar den Aetoliern, welche doch damals den Römern eifrigen Beystand leisteten, nicht vertrauen, als diese in ihre Stadt Opus eine Besatzung legen wollten, sondern sie baten den Flamininus, ihre Stadt zu besetzen, und übergaben sich ihm.

Man erzählt, daß Pyrrhus, als er das erstemal von einer Warte herab die Römische Armee in ihrer Ordnung vorbey ziehen sahe, gesagt hatte: „Dieses barbarische Heer hat gar keine barbarische Kriegsordnung.“ Eben so mußten alle Griechen urtheilen, die zum erstenmale den Flamininus mit seinen Truppen marschiren sahen. Sie hatten von den Macedoniern gehört, daß ein Feldherr mit einer barbarischen Armee angezogen käme, der alles mit Feuer und Schwerdt verwüstete, und alle Menschen in die Sklaverey schleppte. Als sie nun den Flamininus sahen, einen jungen Mann, der ihnen so menschenfreundlich begegnete, die griechische Sprache verstand, und nur die wahre Ehre liebte; so wurden sie von Erstaunen und Liebe gegen ihn eingenommen, und breiteten in den griechischen Städten seinen Ruhm so sehr aus, daß jedermann mit Neigung für ihn erfüllt wurde, und ihn als den Wiederhersteller der Freyheit betrachtete. Da nachher Flamininus mit dem Könige Philippus, der sich zum Frieden geneigt bezeigte, eine Zusammenkunft hielt, und ihm unter der Bedingung den Frieden zugestehen wollte, wenn er die Griechen in unabhängiger Freyheit liesse, und seine Besatzung aus ihren Städten wegnähme, Philippus aber diese Bedingung nicht annehmen wollte, so wurden selbst

diejenigen, die es mit dem Philippus hielten, überzeugt, daß die Römer nicht mit den Griechen, sondern für die Griechen gegen die Macedonier Krieg führten.

Flamininus gewann die meisten griechischen Städte ohne Unruhe, und machte sie sich ergeben. Er rückte darauf nach Böotien, ohne Feindseligkeiten auszuüben. Die Vornehmsten von Theben, welche Stadt wegen des Brachyllelis der Parthey des Macedonischen Königs zugethan war, kamen ihm entgegen, um sich seiner Freundschaft zu empfehlen, weil sie gern beyde kriegführende Partheyen gegen sich geneigt haben wollten. Flamininus empfieng sie mit der gütigsten Freundschaft, und zog langsam weiter, und hielt indessen die Gesandten durch Fragen, Erzehlen und allerhand Gespräche so lange auf, bis sich seine Truppen erholt hatten. Alsdenn zog er mit den Gesandten, die es weder gern sahen, noch es zu verweigern sich getraueten, zugleich in die Stadt Theben, mit einer ziemlich starken Mannschaft ein.

Er ließ eine Versammlung anstellen, und suchte die Thebaner durch eine Rede zu bewegen, die Parthey der Römer zu ergreifen, gleichsam als wenn er nicht schon die Stadt in seiner Gewalt gehabt hätte. Der König Attalus unterstützte den Vortrag des Flamininus durch eine eigne Rede, und ermahnte die Thebaner, das Bündniß der Römer anzunehmen. Er grif sich aus Eifer für den Flamininus bey dieser Rede mehr an, als es sein Alter verstattete, und wurde währender Rede entweder von einem Schwindel oder von einem Schlagflusse

überfallen, so daß er plötzlich ohne Empfindung niedersank, und nicht lange darauf in Asien, wohin er sich hatte zu Schife bringen lassen, starb. Die Böotier nahmen Römische Parthey.

Philippus schickte Gesandten nach Rom, und Flamininus nahm daher Anlaß, auch einige Abgeordnete nach Rom zu senden, durch welche er den Senat bitten ließ, ihn die Befehlshaberschaft über die Armee noch ferner zu lassen, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, oder im Falle eines Friedens, ihn den Frieden schliessen zu lassen. Sein Ehrgeitz machte, daß er befürchtete, sein Ruhm würde verdunkelt werden, wenn ein andrer Feldherr an seine Stelle käme. Seine Freunde zu Rom brachten es auch dahin, daß Philippus die Foderungen, die er in Absicht des Friedens that, nicht erhielt, und dem Flamininus die Fortsetzung des Krieges gelassen wurde.

Sobald Flamininus das Dekret darüber von Rom erhalten hatte, zog er sogleich voller neuen Hoffnungen nach Thessalien gegen den Philippus zu Felde. Sein Heer bestand aus sechs und zwanzigtausend Mann, unter denen sich sechstausend Aetolier zu Fuß, und vierhundert zu Pferde befanden. Die Armee des Königs Philippus war eben so stark. Beyde Heere trafen einander zu Skotusa, wo man Anstalten zu einer Schlacht machte. Die Anführer und die Soldaten wurden nicht, wie es natürlich gewesen wäre, da sie einander zu Gesicht bekamen, bestürzt: beyde feindliche Heere wurden von Ehrbegierde und Eifer angefüllt. Die Römer wollten die Macedonier überwinden, deren Ruhm durch Ale-

xanders Siege so groß geworden war. Die Macedonier hielten die Römer noch für tapfrer als die Perser, und hofften durch deren Ueberwindung den Philippus noch glorreicher zu machen, als Alexander gewesen war.

Flamininus ermunterte seine Truppen, sich als brave tapfre Männer zu zeigen, da sie sich in Griechenland auf dem schönsten Schauplatze befänden, und gegen die tapfersten Feinde Roms zu fechten hätten. Philippus hielt ebenfalls, wie er gewohnt war, eine Ermunterungsrede an seine Soldaten, allein es traf sich, daß er entweder aus Uebereilung oder aus Unwissenheit auf einen Hügel vor seinem Lager trat, worauf eine Grabstätte war, und da man dieses für eine üble Vorbedeutung hielt, und den Muth verlor, so vermied er an diesem Tage eine Schlacht.

Die Nacht darauf war feucht und regnerisch, und frühmorgens verbreitete sich ein Nebel, der das ganze Feld verdunkelte, und von den Gebirgen herab sich so dicht zwischen beyde Läger zog, daß man auch bey Anbruch des Tages nichts erkennen konnte. Von beyden Heeren wurden einzelne Haufen abgeschickt, um zu recognosciren, und sich in Hinterhalt zu stellen, welche sehr bald auf einander stiessen, und bey Kynoskephalä hangemein wurden, welcher Ort seinen Namen von der Aehnlichkeit der Gestalt wegen der vielen parallelstehenden spitzigen Hügeln bekommen hat *).

Das Gefechte zwischen diesen Haufen war in

*) Vergl. Liv. libr. XXXIII. cap. I. sequ.

den unwegsamen Gegenden abwechselnd, und bald hatte diese, bald jene Pathey die Oberhand. Indessen schickten beyde Heere ihren Truppen, wenn sie ins Gedränge kamen, immerfort Verstärkungen, und da sich der Himmel aufklärte, und man sehen konnte was vorgieng, so rückten beyde Armeen gegen einander zum Treffen an. Philippus, welcher den rechten Flügel commandirte, und von Anhöhen herab mit seiner Phalanx eindrang, siegte über die Römer, welche den Anfall der Macedonier mit ihren dicht an einander gehaltenen Schilden und vorgestreckten Lanzen nicht aushalten konnten. Allein der linke Flügel der Macedonier konnte sich wegen der unebnen Gegend zwischen den Hügeln nicht dicht genug an einander halten, und wich daher aus einander. Flamininus verließ daher, sobald er dieß merkte, seinen Flügel, der schon geschlagen war, und eilte auf den linken Flügel, und grif da die Macedonier lebhaft an, welche durch die ungleiche Gegend verhindert wurden, sich in eine dichtgeschlossene Phalanx zu stellen, und ihre Ordnung zu beobachten, in welcher ihre meiste Stärke bestand, denn wenn sie Mann gegen Mann streiten mußten, so verhinderte sie immer ihre schwere Rüstung, in dergleichen Gefechten etwas auszurichten. Die Phalanx war gleichsam ein unüberwindliches Thier, so lange sie einen einzigen Körper ausmachte, und mit zusammengehaltenen Schilden und vorgestreckten Lanzen in dichter unveränderter Schlachtordnung blieb; wenn sie aber getrennt wurde, so verlor mit der vereinigten Stärke zugleich jeder Soldat seine eigne, weil er so schwer bewaffnet war, daß er sich

nicht gut bewegen konnte, und mehr durch die Stärke der mit einander verbundenen Theile als durch sich selbst auszurichten vermochte.

Der linke Flügel der Macedonier wurde geschlagen, und ein Theil der siegenden Römer verfolgte die Flüchtigen, ein andrer Theil aber fiel dem rechten Flügel der Macedonier, der siegreich fochte, in die Flanke, und dadurch wurde auch dieser in Unordnung und zur Flucht gebracht. Achttausend Macedonier blieben auf dem Platze, und fünftausend wurden gefangen genommen. Man gab sogar den Aetoliern Schuld, daß sie den Philippus hätten entrinnen lassen, weil sie, indem noch die Römer die Feinde verfolgten, sich zur Plünderung des macedonischen Lagers gewandt, und alles so rein weggenommen hatten, daß die Römer, da sie dahin zurückkamen, keine Beute mehr für sich fanden.

Dieß gab die erste Gelegenheit zu Streitigkeiten und Vorwürfen unter den Römern und Aetoliern. Flamininus wurde aber immer mehr über die Aetolier mißvergnügt, da sie sich selbst die Ehre des Sieges zuschrieben, und diesen Ruf in Griechenland ausbreiteten, daher sie auch von den Dichtern, die diesen Vorfall besangen, und von denen, die davon sprachen, immer das erste Lob erhielten. Unter andern wurde besonders dieses Epigramm berühmt: — „Hier siehst du, Wandrer, die Grabstädte von drey Myriaden Thessaliern, die ohne Trauer und Leichenschmuck begraben wurden. Sie fielen bezwungen vom Heldenmuthe der Aetolier, und der Römer, die vom weiten Italien Flamininus herführte. Groß ist der Fall Emathiens! Phi-

lippus mit dem kühnen Geiste floh schneller als ein Hirsch davon.“ — Der Verfasser dieses Epigramms, Alkäus, hat, um den Philippus zu verspotten, die Anzahl der Gebliebenen fälschlich vergrössert; aber Flamininus war darüber fast mehr als Philippus aufgebracht, da man es allenthalben im Munde führte. Er setzte deswegen, um sich durch einen Gegenspott an den Alkäus zu rächen, dem Epigramme diese zwey Zeilen hinzu: — „Und der entblätterte dürre Stamm auf diesem Hügel hier ist zum Kreuze für den Alkäus errichtet.“

Der Ehrgeitz des Flamininus in Absicht der Griechen machte ihm dergleichen Dinge äusserst empfindlich, und er vollführte deswegen seine noch übrigen Geschäfte allein, ohne sich um die Aetolier zu bekümmern. Diese wurden darüber mißvergnügt; und als Flamininus den Friedensvorschlägen, die ihm Philippus durch Gesandte thun ließ, Gehör gab, so liefen sie in den griechischen Städten herum, und schrieen, man verkaufe dem Philippus den Frieden, da man doch den Krieg gänzlich endigen, und die Herrschaft zerstören könne, welcher zuerst Griechenland hätte unterwürfig werden müssen.

Indem die Aetolier durch solche ausgestreute Reden die Bundesgenossen in Unruhe setzten, kam Philippus selbst nach Griechenland, um den Frieden zu schliessen, und hob allen Verdacht wider sich auf. Er überließ der Billigkeit des Flamininus und der Römer die Friedensbedingungen. Und Flamininus machte auf diese Art mit ihm Friede, daß er sein Königreich Macedonien wiederbekam, aber Griechenland in unabhängiger Freyheit lassen, und tau-

send Talente an die Römer zahlen mußte. Er mußte ferner seine Schife, bis auf zehn, die er behalten durfte, den Römern überliefern, und den einen seiner beyden Prinzen, Demetrius, als Geissel nach Rom schicken.

Flamininus betrug sich bey Schliessung dieses Friedens nach den damaligen Zeitumständen, und sahe mit auf die Zukunft. Denn der afrikanische Annibal, der Erzfeind der Römer, war aus seinem Vaterlande geflohen, und ermunterte auf alle Art den König Antiochus, zu dem er sich begab, sein bisheriges Glück weiter zu treiben. Dieser König hatte schon so wichtige Dinge ausgeführt, daß er sich den Beynamen des Grossen erworben hatte, seine Absicht gieng nun auf eine allgemeine Herrschaft, und vorzüglich den Römern Einhalt zu thun. Wenn Flamininus dieses nicht mit kluger Vorsicht in Betracht gezogen, und den Frieden mit dem Philippus nicht geschlossen hätte, so hätte der Philippische Krieg mit dem Kriege wider den Antiochus zugleich in Griechenland geführt werden müssen, diese beyden Könige, welche die größten und mächtigsten der damaligen Zeit waren, hätten aus gleichen Ursachen sich mit einander gegen die Römer verbunden, und Rom hätte einen eben so schweren und gefährlichen Krieg bekommen, als der wider den Annibal gewesen war. Flamininus trennte beyde Kriege zur rechten Zeit durch den Frieden, und hob den einen Krieg auf, ehe der andre angieng, wodurch er dem Philippus seine letzte Hoffnung, und dem Antiochus seine erste verdarb.

Der Römische Senat schickte zehn Gesandte nach Griechenland, welche mit dem Flamininus zugleich über die Griechischen Angelegenheiten entscheiden sollten. Sie beschlossen, den Griechen ihre Freyheit zu lassen, und nur in die Städte Korinth, Chalcis, und Demetrias Besatzung zu legen, um wegen des Antiochus in Sicherheit zu seyn. Hier zeigten die Aetolier die Kunst, falsche Beschuldigungen auszubreiten, die sie so sehr verstanden, vollkommen, und hetzten diese Städte auf, und verlangten vom Flamininus, daß er Griechenland diese Fesseln (so pflegte Philippus diese besetzten Städte zu nennen) abnehmen sollte. Und die Griechen fragten sie, ob sie sich über die neuen ihnen angelegten Fesseln freueten, welche zwar glätter als die vorigen, aber schwerer wären, und ob sie den Flamininus als ihren Wohlthäter verehrten, weil er ihnen die Fesseln abgenommen, mit denen sie wären am Fusse gebunden gewesen, und sie ihnen an den Hals angelegt hätte? — Flamininus, der darüber mißvergnügt war, brachte es durch seine Vorstellungen und Bitten bey den Römischen Abgesandten dahin, daß auch aus diesen Städten die Römischen Besatzungen weggezogen werden sollten, damit seine Güte gegen die Griechen ganz vollkommen seyn möchte.

Als nachher die Isthmischen Spiele gehalten wurden, und eine unzählige Menge Menschen sich dabey einfanden, weil Griechenland vom Kriege befreyt, in der Hoffnung der Freyheit und eines sichern Friedens gleichsam ein Freudenfest feyerte, so trat ein Herold mitten auf den Schauplatz, und rief, nachdem mit der Trompete das Zeichen des

allgemeinen Stillschweigens gegeben worden war, folgendes aus: — „Der Senat zu Rom, und Titus Quintius Flamininus, welche den König Philippus und die Macedonier überwunden haben, erklären die Korinthier, Lokrenser, Phocenser, Euböer, Achäer, Phthioten, Magnesier, Thessalier, Pherrhaibier, für frey, und sie sollen das Recht haben, nach ihren eignen Gesetzen und Gewohnheiten zu leben, ohne fremde Besatzung zu haben, ohne Tribut zu geben."

Anfänglich wurde dieser Ausruf nicht von allen, und nicht deutlich genug verstanden. Es entstand eine unruhige Bewegung auf dem Schauplatze, man verwunderte sich darüber, man fragte was es gäbe, man wollte, daß der Ausruf noch einmal geschehen sollte. So bald es also wieder etwas stille geworden war, wiederholte der Herold den Ausruf mit angestrengter Stimme so laut, daß ihn jedermann verstehen konnte. Da erhob sich ein unglaublich grosses Freudengeschrey, das bis ans Meer hin schalte. Alle Zuschauer sprangen von ihren Sitzen auf, ohne sich um die Fechter auf dem Theater zu bekümmern, und eilten auf den Flamininus zu, um ihn zu umarmen, und als den Beschützer und Erretter Griechenlands zu preisen. Und hier ereignete sich das, was öfters von der starken Wirkung eines grossen Schalls ist gesagt worden. Es flogen eben währendem Freudengeschrey Raben über den Schauplatz, und fielen todt zur Erde nieder, weil die Luft durch den heftigen Schall zertheilt wurde. Denn ein starker heftiger Schall zerreißt die Luft, daß die fliegenden Vögel sich in dem gleichsam lee-

ren Raume nicht erhalten können, sondern herunterfallen müssen, wenn man nicht etwa behaupten will, daß sie vielmehr durch den Schlag, wie mit einem Pfeile, getödtet werden. Es kann auch seyn, daß in der Luft so ein Wirbel, wie auf dem Meere, entsteht, und wiederum mit einem heftigen Stosse zusammendringt.

Wenn sich Flamininus nicht gleich beym Beschlusse des Schauspiels aus Vorsicht wegbegeben hätte, um dem Zulaufe der grossen Menge Menschen auszuweichen, so wäre er in Gefahr gewesen, von dem Gedränge des auf ihn von allen Seiten hinzustürzenden Volks erdrückt zu werden. Es lief daher die ganze Menge Volks vor sein Zelt, und hörte mit Frohlocken und Freudengeschrey erst in der Nacht auf. Auf dem Rückwege umarmten und küßten sich alle Freunde und Bürger, die einander begegneten und einander kannten, und stellten Lustbarkeiten und Freudenmale an. Hierbey stellten sie über die Schicksale Griechenlands allerhand Betrachtungen an. — „Griechenland, sagten sie unter einander, hat so viele Kriege für die Freyheit geführt, und doch keine sichere und angenehmere Freyheit erhalten als diejenige nun ist, welche Fremde erfochten haben, und welche Griechenland fast gar kein Blut und keine Thräne kostet, da es sonst für dieses herrliche Kleinod so viel Blut vergossen hat. Tapferkeit und Klugheit sind Eigenschaften, die man selten findet, aber noch seltner ist die Gerechtigkeit. Agesilaus, Lysander, Nicias, Alcibiades verstanden den Krieg klug zu führen, und zu Wasser und zu Lande zu siegen, aber ihre Siege zur Wohlthätigkeit

gegen andre und zur Gelegenheit eines Edelmuths zu nutzen, verstanden sie nicht. Wenn man die Siege bey Marathon, Salamis, Platäa, Thermopylä, und die grossen Thaten Cimons am Eurymedon und in Cypern ausnimmt, so hat Griechenland in allen übrigen Schlachten wider sich selbst gefochten, und seine Knechtschaft befördert. Und alle Siegeszeichen hat es zu seinem eignen Unglücke, und zu seiner eignen Schande errichtet, indem es durch den Ehrgeitz und die Bosheit seiner Anführer unterdrückt wurde. Ein fremdes Volk, das gleichsam nur noch einige kleine Funken und übergebliebene Theilchen seines alten uns anverwandten Ursprungs zu haben scheint, von dem es ein Wunder gewesen wäre, wenn es Griechenland nur mit gutem Rathe Beystand geleistet hätte, dieses erlöset Griechenland mit grösster Gefahr und Mühe von der Herrschaft seiner harten Gebieter und Tyrannen, und setzt es in Freyheit." Solche Betrachtungen machten die Griechen über ihr Schicksal.

Der Erfolg stimmte mit dem Ausrufe des Herolds überein. Flamininus schickte den Lentulus nach Asien, um die Bargylier in Freyheit zu setzen, und den Titillius *) nach Thracien, um die dortigen Städte und Inseln von den Besatzungen des Königs Philipus zu befreyen. Publius Villius segelte zum Antiochus, um wegen der Freyheit der griechischen Städte, die unter diesem Könige standen, zu unterhandeln. Flamininus selbst begab sich nach Chalcis,

*) Er hieß L. Stertinius, und Titillius ist ein Fehler der Abschreiber des Plutarchs.

und schifte von da nach Magnesia, zog die Römischen Besatzungen aus diesen Städten, und gab den Völkerschaften ihre völlige Freyheit.

Er wurde bald darauf zum Agonotheten oder Oberaufseher über die nemeischen Spiele zu Argos erwählt, wobey er die besten Einrichtungen traf, und nochmals den Griechen ihre Freyheit durch einen Herold verkündigen ließ. Er besuchte darauf verschiedene Städte, stiftete unter ihnen Freundschaft und Einigkeit, machte allerhand gute Einrichtungen, legte die innerlichen Unruhen bey, brachte die Vertriebenen wieder zurück, und freute sich über die Wiederherstellung der guten Ordnung und Eintracht unter den Griechen eben so sehr als über seinen macedonischen Sieg. Die Griechen hielten unter den vielen Wohlthaten, die sie vom Flamininus empfiengen, die Erlangung ihrer Freyheit noch für die kleinste.

Der Redner Lykurg befreyte einsmals den Philosophen Xenokrates aus den Händen der Zollbedienten, die ihn wegen rückständiger Abgaben ins Gefängniß führen wollten, und verklagte sie noch dazu wegen dieser Gewaltthätigkeit vor Gerichte. Xenokrates begegnete einige Zeit hernach den Kindern des Lykurgs, und sagte zu ihnen: „Kinder, ich vergelte eurem Vater die mir erwiesene Wohlthat sehr reichlich durch das grosse Lob, welches ihm alle Menschen wegen dieser Wohlthat ertheilen.“ Flamininus und die Römer erhielten zur Vergeltung ihrer den Griechen erwiesenen Wohlthaten nicht allein allgemeines Lob, sondern auch Zutrauen, und ein so ausgebreitetes Ansehn, wie sie wirklich verdienten. Die auswärtigen Völkerschaften empfien-

gen nicht nur die Römischen Feldherrn mit Vergnügen, sondern sie riefen sie auch freywillig zu sich, ergaben sich ihrem Schutze. Und nicht nur Völkerschaften und Städte, sondern auch Könige, wenn sie von andern Königen bedrückt wurden, nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, und so wurde in kurzer Zeit, wahrscheinlich unter dem Schutze einer Gottheit, die ganze Welt ihnen unterthan.

Flamininus machte sich aus der Befreyung Griechenlands die größte Ehre. Er ließ auf sein Schild und die andern silbernen Schilde, welche er dem Tempel zu Delphos schenkte, diese Inschrift setzen: — „Euch, Tyndariden, Söhnen des Zevs, erlauchten Herrschern von Sparta, die schnelle Pferde ergötzen, widmet dieß Geschenk einer der Nachkommen des Aeneas, Titus Flamininus, der Griechenlands Söhnen die Freyheit gab.“ — Dem Gott Apollo widmete er eine goldene Krone mit dieser Inschrift: „Sohn der Latona, deine ambrosische Locken zu zieren widmete dir diese goldglänzende Krone der grosse Anführer der Nachkommen des Aeneas. Sieh, weitherrschender Gott, dem vortreflichen Titus Flamininus seiner Tapferkeit würdigen Ruhm.“

Die Stadt Korinth hat also zweymal die Ehre gehabt, daß in ihren Mauern den Griechen die Freyheit verkündigt wurde. Das erstemal that es Flamininus, das zweytemal zu unsern Zeiten Nero, als ebenfalls die Isthmischen Spiele gefeyert wurden. Jener erklärte die Griechen durch einen Herold, wie wir erzehlt haben, für frey, Nero aber that dieses selbst durch eine öffentliche Rede auf dem Markte zu Korinth.

Flamininus führte hernach mit Nabis, dem grausamsten und ungerechtesten Tyrannen zu Lacedämon, einen gerechten rühmlichen Krieg, aber er hintergieng dabey zuletzt die Hoffnungen der Griechen, da er den Tyrannen nicht ganz unterdrückte, wie er leicht hätte thun können, sondern mit ihm einen Frieden schloß, und Sparta unverdienterweise in der Sklaverey ließ. Entweder befürchtete er, daß, wenn sich der Krieg in die Länge zöge, ein andrer Feldherr von Rom an seine Stelle geschickt werden möchte, der seinen Ruhm verringerte, oder er that es aus Neid und Mißgunst über die Ehre, welche dem Philopömen wiederfuhr. Dieser grosse ruhmvolle Mann unter den Griechen hatte, ausser andern wichtigen Thaten, auch in dem Kriege wider Nabis sich durch Kühnheit und Klugheit auf eine bewundernswürdige Art hervorgethan; er genoß von den Achäern gleiche Ehre mit dem Flamininus, und wurde auf den öffentlichen Schauplätzen besonders geehrt. Flamininus war mißvergnügt, daß ein Arkadier, der in kleinen Kriegen an den Grenzen Anführer gewesen war, mit einem Römischen Consul, der für ganz Griechenland gefochten hatte, gleiche Ehre geniessen sollte. Wegen des mit dem Tyrannen Nabis geschlossenen Friedens entschuldigte er sich mit dem Grunde, daß er deswegen Friede gemacht, weil mit dem Tyrannen zugleich viele andre Spartaner hätten müssen unglücklich werden.

Unter allen den Ehrenbezeigungen, welche ihm die Achäer ertheilten, schien doch nichts seinen Wohlthaten gegen Griechenland angemessener zu seyn als folgendes Geschenk, welches ihm ganz vorzüglich an-

genehm war. Es befanden sich von den vielen im Kriege wider Annibal gefangenen Römern, die zu Sklaven verkauft und allenthalben hin zerstreut waren, zwölfhundert in Griechenland, deren Schicksal zwar immer traurig, aber damals besonders rührend war; da sie als Sklaven die in Griechenland siegenden Römer sahen, und einige unter diesen Truppen Söhne, Brüder, und Anverwandte hatten. Flamininus hatte mit ihren Zustande Mitleiden, wollte sie aber nicht ihren Herren wegnehmen. Die Achäer kauften diese Leute, jeden um fünf Minen *) los, uud machten mit dieser ganzen Anzahl dem Flamininus, als er eben absegeln wollte, ein Geschenk, welcher über diese seinen vielen Verdiensten und einen so grossen Manne und Bürgerfreunde so würdige Verehrung höchstvergnügt absegelte. Und eben diese Leute waren hernach die ruhmvollste Pracht seines Triumphs. Sie hatten sich alle, wie bey Sklaven, wenn sie die Freyheit erhalten, gewöhnlich ist, die Haare abschneiden lassen, und folgten so, mit Hüten auf dem Kopfe, dem Flamininus bey seinem Triumphe nach.

Die viele Beute verherrlichte seinen Triumph noch mehr. Man sahe unter dem Pompe seines Aufzugs eine grosse Menge griechischer Helme, Macedonische Schilde und Spiesse, und so viel Gold und Silber, daß es, nach dem Berichte des Itanus, dreytausend siebenhundert und dreyzehn Pfund Gold, drey und vierzigtausend zweyhundert und siebzig Pfund Silber, und vierzehntausend fünfhundert und vier-

*) 62 Rthl. 12 ggr.

zehn Goldstücke, Philippeer genannt, ausmachte. Ausserdem mußte Philippus noch tausend Talente zahlen, welche Summe jedoch in der Folge die Römer größtentheils auf des Flamininus Vorstellungen dem Philippus erliessen; sie nahmen ihn sogar zu ihrem Bundesgenossen an, und schickten ihm seinen Prinzen, der Geissel zu Rom war, wieder zurück.

Einige Zeit darauf segelte Antiochus mit einer starken Flotte und Armee nach Griechenland, und machte die griechischen Städte den Römern abspenstig und unruhig. Die Aetolier, welche schon seit verschiedener Zeit gegen die Römer feindselig gesinnt waren, standen ihm bey, und gaben ihm den Rath, in Ermangelung einer anständigen Ursache zum Kriege, den Vorwand zu gebrauchen, daß er die Griechen in Freyheit setzen wollte, ob sie gleich schon frey waren, und sein nichtiger Vorwand seinem Kriege nur einen schönen Namen gab. Die Römer, welchen diese neuen griechischen Unruhen und der grosse Ruf von der Macht des Antiochus viele Besorgniß machte, schickten den Consul Manius Acilius zur Führung des Krieges nach Griechenland, und gaben ihm den Flamininus zur Hülfe, weil sie sich von seinem Ansehn und seiner Liebe bey den Griechen viel versprachen. Er bestärkte auch wirklich gleich bey seiner Ankunft viele Griechen in der Treue gegen die Römer, und viele, die ihre Gesinnungen zu ändern anfiengen, brachte er wieder zurück, und flößte ihnen, gleichsam wie ein Arzt den Kranken, noch zur rechten Zeit die Neigung gegen sich als ein Hülfsmittel ein. Nur wenige waren es, die er nicht gewinnen konnte, die schon vorher von den Aetoliern

ganz eingenommen und verführt waren, und, ob er gleich dadurch gegen die Aetolier sehr aufgebracht wurde, so beschützte er sie dennoch nach dem über den Antiochus erfochtenem Siege.

Denn nachdem der König Antiochus bey Thermopylä geschlagen, und nach Asien geflohen war, so gieng der Consul Manius Acilius auf einen Theil der Städte der Aetolier los, und einen andern Theil ließ er den Macedonischen König Philippus angreifen. Dieser züchtigte auf der einen Seite die Doloper und Magnesier, und auf der andern die Athamanen und Aparantier, und der Römische Consul hatte indessen Heraklea zerstört, und belagerte Naupaktum, welches die Aetolier inne hatten. Flamininus, der Griechenlands Schicksal bedauerte, schifte von Peloponnes zum Consul, und machte ihm Vorwürfe, daß er die schönsten Früchte seines herrlichen Sieges über den König Antiochus den König Philippus geniessen liesse, und aus Erbitterung vor einer einzigen Stadt stehen bliebe, indessen die Macedonier sich viele Völker und Länder unterwürfig machten. Es fügte sich dabey, daß Flamininus von den Belagerten auf der Mauer erblickt wurde: sie streckten sogleich ihre Hände gegen ihn aus, und fleheten ihn um Hülfe an. Er drehte sich um, ohne ein Wort zu sagen, und gieng mit weinenden Augen weg. Er redete hernach dem Consul Manius Acilius so lange zu, bis er seinen Unwillen besänftigt, und den Aetoliern einen Waffenstillstand und eine Frist ausgewirkt hatte, binnen welcher sie durch Abgesandte zu Rom um erträgliche Friedensbedingungen bitten sollten.

Die mehrste Mühe kosteten ihm die Vorbitten, welche er bey dem Consul für die Chalcidenser einlegte. Der Consul war wider diese Stadt besonders deswegen erbittert, weil Antiochus hier, schon währendem Kriege, als ein alter Mann sich in ein junges Mädchen, sehr zur Unzeit, verliebt, und mit derselben ein prächtiges Beylager gefeyert hatte. Dieses Mädchen, welches die schönste Person der damaligen Zeit gewesen seyn soll, war eine Tochter des Kleoptolemus, und wurde die Ursache, daß die Einwohner von Chalcis dem Könige äusserst ergeben waren, und ihre Stadt ihm zum Waffenplatze eingeräumt hatten. Der König war auch nach seiner Niederlage sogleich nach Chalcis geflohen, und war von da mit seinem Mädchen und Schätzen und Freunden nach Asien übergeschift. Der Consul Manius Acilius gieng sogleich voller Erbitterung auf Chalcis los, und Flamininus, der sich in seinem Gefolge befand, gab sich alle mögliche Mühe, seinen Zorn zu besänftigen, und erreichte auch endlich durch fortgesetztes Bitten und Vorstellungen bey dem Consul selbst und den vornehmsten Römern in der Armee seinen Endzweck.

Die auf solche Art durch den Flamininus errettеten Chalcidenser widmeten ihm zur Dankbarkeit die schönsten und größten ihrer öffentlichen Gebäude, wie man aus den noch jetzt vorhandenen Inschriften sehen kann. — Die Stadt widmete diese Fechtschule dem Flamininus und dem Herkules. — Auf einem andern Gebäude steht diese Inschrift: — Die Stadt widmete dieses Delphinium dem Flamininus und dem Apollo. Und bis heutiges Tages wird noch

zu Chalcis ein Priester des Flamininus erwählt, und ihm geopfert, und ein Lobgesang dabey gesungen, von dem ich, weil ich ihn seiner Länge wegen nicht ganz hersetzen mag, nur das Ende anführen will. — „Wir ehren die Treue der Römer, sie rein zu bewahren geloben wir eidlich. Besingt Musen, den grossen Zevs, und Rom und Flamininus, und die Treue der Römer. Jo, Preis dir, Erretter Flamininus!

Sein gutes Herz erwarb ihm bey den Griechen überhaupt viele Ehrenbezeigungen, wie er verdiente, und jene grosse Hochachtung, die die Ehrenbezeigungen erst zu das wirklich macht, was sie seyn sollen. Denn, wenn er auch, entweder weil es die Umstände der Sachen erfoderten, oder aus Ehrgeitz, mit einigen, als dem Philopömen und dem damaligen General der Achäer, Diophanes, in Streit gerieth, so war er dabey weder erbittert, noch ließ er seinen Zorn in Thätigkeiten ausbrechen, sondern er ließ es bey einer politischen Freyheit in Reden bewenden. Erbittert war er gegen niemanden, aber hitzig und leicht aufzubringen, sonst war er im Umgange der angenehmste Mann, und wußte sehr geschickt und vortreflich zu unterhalten.

Als die Achäer sich die Insel Zakynth anmassen wollten, so stellte er ihnen vor, daß sie, wenn sie ihren Kopf zu weit von Peloponnes herausstreckten, in solche Gefahr kommen könnten, wie die Schnecken, wenn sie zuweit aus ihren Häusern herausgehen. Als er das erstemal mit dem Könige Philippus wegen der Friedensunterhandlungen zusammen kam, und dieser ihn fragte, warum er mit so vieler Begleitung

angekommen wäre, da er, der König, ganz allein gekommen wäre? so antwortete Flamininus: Du hast dich selbst deines Gefolges beraubt, da du deine Freunde und Verwandten umgebracht hast. — Dinokrates aus Messene war nach Rom gekommen, um es dahin zu bringen, daß Messene aus dem Achäischen Bündnisse treten könnte. Er bat den Flamininus, ihm in dieser Sache behülflich zu seyn, und hatte eben den Tag vorher bey einem Gastmale sich betrunken, und in Weiberkleidern getanzt. Flamininus antwortete ihm, er wolle die Sache überlegen, aber er wundre sich, wie er bey so wichtig unternommenen Geschäften sich betrinken, und tanzen und singen könne?

Als die Gesandten des Königs Antiochus den Achäern die grosse Anzahl der königlichen Truppen hererzählten, und eine Menge Namen nannten, so sagte Flamininus darauf: — „Ich speiste einstmals bey einem Freunde, und machte ihm Vorwürfe, daß er mir so viele Gerichte vorgesetzt hätte, und wunderte mich, woher er so vielerley Speisen hätte zusammenbekommen können. Mein Freund anwortete mir: Es ist alles Schweinefleisch, und nur auf so mancherley Art zugerichtet. Verwundert euch also nur nicht über des Antiochus grosse Kriegsmacht, wenn ihr von Lanzenbrechern, Schützen und allerhand Arten Fußvolk hört. Es sind alles Syrer, und nur verschieden bewaffnet.

Nach dem Kriege mit dem Antiochus und seinen in Griechenland vollendeten Verrichtungen wurde Flamininus zum Censor erwählt, welches Amt das wichtigste, und gewissermassen die höchste Würde im Staate ist; mit ihm zugleich war der Sohn desjeni-

gen

gen Marcellus, der fünfmal Consul gewesen war, Censor. Diese beyden Censoren stiessen nur vier Senatoren, die nicht sehr angesehen waren, aus dem Senate: sie ertheilten aber allen, die von freyen Aeltern waren geboren worden, das Römische Bürgerrecht, wozu sie von dem Tribune, Terentius Culeo, gezwungen wurden, welcher den Patriciern zum Verdrusse diesen Vorschlag bey dem Volke gethan, und ihn durchgesetzt hatte.

Die beyden berühmtesten Männer der damaligen Zeit zu Rom, Scipio Afrikanus und Marcus Cato waren gegen einander widrig gesinnt. Flamininus ertheilte als Censor dem Scipio den ersten Rang im Senate: mit dem Cato kam er aus folgender Ursache in Feindschaft. Er hatte einen Bruder, Titus Lucius Flamininus, der ihm überhaupt sehr unähnlich war, und besonders, mit Verachtung alles Anstandes, in den niedrigsten Arten der Wollust ausschweifte. Dieser sein Bruder liebte einen jungen Menschen so sehr, daß er ihn immer, auch als Feldherr bey der Armee, und als Proconsul in der Provinz um sich hatte. Der junge Mensch wollte einstmals bey einer Gasterey dem Lucius Flamininus schmeicheln, und sagte, er hätte ihn so sehr lieb, daß er um seinetwillen Rom verlassen hätte, da eben ein Fechterkampf hätte sollen gehalten werden, und er doch noch nie einen Menschen hätte umbringen sehen, er hätte aber das Vergnügen des Lucius Flaminius dem seinigen vorgezogen. Lucius, der von dieser Schmeicheley ergötzt wurde, sagte zu ihm: „Du hast nichts verloren: ich will deinen Wunsch schon stillen.“ Er befahl sogleich, daß einer von den

zum Tode verurtheilten aus dem Gefängnisse sollte geholt werden, und ließ einen Gerichtsdiener kommen, der den Menschen in dem Gastzimmer enthaupten mußte. Valerius Antias erzehlt, daß Lucius Flamininus nicht gegen einen Liebling, sondern gegen eine Buhlerin sich so gefällig erwiesen habe. Nach dem Livius *) hat Cato in der deswegen gehaltenen Rede erzehlt, daß Lucius Flamininus einen Gallier, der mit Frau und Kindern zu ihm seine Zuflucht genommen, und den er auch zur Tafel gezogen, mit eigener Hand umgebracht habe, um seinem Lieblinge einen Gefallen zu thun. Es scheint aber doch, daß Cato diesen Umstand hinzugesetzt, um seine Anklage desto nachdrücklicher zu machen. Denn daß der Getödtete kein Ueberläufer, sondern ein Gefangener und zum Tode Verurtheilter gewesen, bestätigen viele andere Schriftsteller, und der Redner Cicero läßt in seiner Schrift vom Alter den Cato selbst dieses so erzehlen.

Aus diesem Grunde nun stieß Cato, da er als Censor die gewöhnliche Revision über den Senat hielt, den Lucius Flamininus aus dem Senate, und beschimpfte dadurch nicht allein ihn, einen Mann, der schon die Würde eines Consuls verwaltet hatte, sondern auch dessen Bruder, den Titus Flamininus. Beyde begaben sich daher in demüthiger Stellung und mit thränenden Augen vor die Versammlung des Volks, und baten, dem Cato zu befehlen, daß er die Ursache angeben sollte, warum er ein so be-

*) Libr. XXXIX. cap. 42. Vergl. das Leben des Cato S. 309. u. ff. in diesem 3. Theile der B. des Pl.

rühmtes Haus, als der Flamininer ihres war, mit so grossem Schimpfe belegt hätte? Die Bitte war billig. Cato trat auch ohne Verzug mit seinem Nebencensor auf, und fragte den Titus Flamininus: ob er wohl wüßte, was bey jener Gasterey seines Bruders vorgefallen sey? Da dieser versicherte, daß er nichts davon wüßte, so erzehlte Cato die ganze Sache, und verlangte, daß Lucius Flamininus es mit einem Eidschwure darthun sollte, wenn sich nicht alles so verhielte. Da Lucius darauf schwieg, so hielt das Volk den ihm angethanen Schimpf für gerecht und billig, und begleitete den Cato auf eine ehrenvolle Art nach Hause.

Titus Flamininus, der über das Schicksal seines Bruders sehr mißvergnügt war, verband sich mit denenjenigen, die schon längst den Cato haßten, und brachte es im Senate dahin, daß alle Verpachtungen der Zölle und alle Verdingungen des gemeinen Bauwesens, die Cato geschlossen hatte, für ungültig erklärt und aufgehoben wurden. Er bewirkte es auch, daß Cato wegen vieler Dinge, und oft hart, angeklagt wurde, und ich weiß nicht, ob er daran gut und recht gethan, daß er gegen einen gerechten Censor und guten Bürger wegen eines unwürdigen Anverwandten, der eine gerechte Strafe erlitt, einen so heftigen Haß hatte.

Als aber einstmals das Römische Volk bey einem öffentlichen Schauspiele den Lucius Flamininus nicht auf dem Platze, wo die Senatoren zu sitzen pflegten, sondern auf einem der untersten Plätze ganz erniedrigt und demüthig sitzen sahe, so hatte es Mitleiden mit ihm, und konnte den Anblick nicht aus-

stehen: es befahl ihm mit grossem Geschrey an seinen vorigen Platz zu treten, wo ihm die consularischen Senatoren wieder unter ihrer Ordnung seine Stelle einräumten.

So lange der Ehrgeitz des Titus Flamininus in den vorhererzehlten Kriegen Nahrung hatte, behauptete er seinen Ruhm. Als er aber von den verwalteten Aemtern abgieng, und älter wurde, beschuldigte man ihn, daß er in dem übrigen Theile seines Lebens, wo er ohne öffentliche Geschäfte war, eine übertriebene Ruhmbegierde geäussert habe: und dabey mit einer Art von jugendlicher Leidenschaft sich nicht habe mäßigen können. Ein solcher unmäßiger Ehrgeitz scheint auch der Grund seines Verfahrens gegen den Annibal gewesen zu seyn, worüber sehr viele unzufrieden waren.

Annibal war aus Carthago entflohen, und hatte sich bey dem Könige Antiochus aufgehalten, bis dieser nach der in Phrygien verlornen Schlacht mit den Römern Friede gemacht hatte. Er war nach langen Herumschweifen endlich nach Bithynien zum Könige Prusias gekommen, an dessen Hofe er seinen Aufenthalt nahm. Man wußte das zu Rom sehr wohl, aber jedermann hielt ihn wegen seines Unvermögens und Alters für unfähig, Aufmerksamkeit zu erwecken, und betrachtete ihn als einen vom Schicksale gestürzten Mann. Flamininus aber, der wegen andrer Geschäfte vom Senate an den König Prusias abgeschickt wurde, mißgönnte dem Annibal, den er dort sahe, das Leben, und ließ, ohnerachtet vieler Bemühungen und Bitten des Königs Prusias, für einen

Mann, der seinen Schutz gesucht hatte, und sein Freund war, nicht ab, dessen Tod zu verlangen.

Man hatte ein altes Orakel von Annibals Tode, welches so lautete: — „Annibals Körper deckt einst Libyssens Erde.“ — Annibal selbst verstand darunter Libyen, oder Afrika, und glaubte, er würde in diesem Lande sterben, und zu Carthago begraben werden. Aber es lag in Bithynien in einer sandigten Gegend am Meere ein kleiner Flecken, welcher Libyssa hieß, und da hielt sich damals eben Annibal auf.

Er hatte immer schon gegen den feigen und weichlichen Prusias Mißtrauen gehabt, und aus Furcht vor den Römern aus seiner Wohnung unter der Erde sieben geheime Gänge machen lassen, die alle an verschiedene Oerter giengen, und in einer weiten Entfernung einen verborgenen Ausgang hatten. Als er nun von dem Befehle des Flamininus, ihn gefangen zu nehmen, benachrichtigt wurde, so wollte er durch diese unterirrdische Gänge entfliehen, stieß aber zum Unglücke auf die königliche Wache, und entschloß sich daher freywillig zu sterben. Einige erzehlen, er habe seinen Mantel um den Hals gebunden, und seinem Knechte befohlen, sich mit dem Knie auf seine Hüfte zu stämmen, und ihn so lange zu würgen, bis er erstickt wäre. Andere sagen, er habe wie Themistokles und Midas Ochsenblut getrunken, und sich auf diese Art getödtet. Livius aber erzehlt, er habe Gift genommen, welches er immer bey sich getragen, und dabey gesagt: — „Laßt uns endlich einmal die Römer von ihrer grossen Furcht befreyen, da es ihnen zu lange und zu beschwerlich wird, den

Tod eines von ihnen verhaßten alten Mannes zu erwarten. Flamininus wird dadurch keinen beneidenswürdigen Sieg erhalten, und eine That verrichtet haben, die seiner Vorfahren unwürdig ist, welche den Pyrrhus, ihren Feind und Sieger, warnen liessen, da er sollte vergiftet werden.“ — Auf solche Art soll Annibal gestorben seyn.

Es waren viele im Senate zu Rom, auf die davon erhaltne Nachricht, mit dem Flamininus unzufrieden, und glaubten, er habe zu viel gethan, und sey mit dem Annibal zu grausam umgegangen, dem er, wie einem vor Alter schon der Federn beraubten zahmen Vogel, nicht die Fütterung gegönnt, und getödtet habe, da ihn doch nichts dazu genöthigt, und er bloß durch den Tod dieses grossen Mannes seinen Namen habe verherrlichen wollen. Sie bewunderten dagegen die Großmuth des Scipio Afrikanus destomehr, welcher den damals noch unüberwindlichen und fürchterlichen Annibal in Afrika überwunden, und ihn doch weder vertrieben, noch seine Auslieferung von den Carthaginensern verlangt hatte, sondern vielmehr noch vor der Schlacht bey einer Zusammenkunft ihn umarmt, und nach dem Siege beym Friedensschlusse dem Unglücke dieses Helden nicht die geringste Beleidigung hinzugefügt hatte.

Man erzehlt, daß Scipio nachher noch einmal den Annibal zu Ephesus angetroffen, und ihm bey einem Spaziergange den Vorrang, den sich Annibal angemaßt, willig gelassen, und neben ihm unten angegangen sey. Die Rede kam auf die größten Feldherren. Annibal hielt den Alexander für den ersten, den Pyrrhus für den zweyten, und sich selbst für

den dritten grossen Feldherrn: worauf Scipio mit einem sanften Lächeln ihn fragte: Für wen würdest du dich denn also halten, wenn ich dich nicht überwunden hätte? Annibal antwortete: So würde ich mich nicht für den dritten, sondern für den ersten Feldherrn gehalten haben.

Jemehr man die Großmuth des Scipio bewunderte, desto mehr tadelte man den Flamininus, daß er sich gleichsam an einem fremden Todten vergriffen hatte. Indessen gab es doch einige, welche den Flamininus vertheidigten, und behaupteten, Annibal sey, so lange er gelebt, ein Feuer gewesen, das nur hätte dürfen angeblasen werden; denn weder die Gesundheit seines Körpers, noch sein Arm sey den Römern furchtbar gewesen, sondern sein hoher Verstand und seine Kriegserfahrung mit dem bittern Hasse gegen die Römer verbunden, welches alles durch das Alter nicht geschwächt oder vernichtet werde. Das Glück aber bliebe sich nicht immer gleich, es ändere sich zuweilen, und reize diejenigen, die aus Haß Krieg führen, oft durch Hoffnungen zu neuen Unternehmungen.

Einige nachfolgende Begebenheiten rechtfertigten den Flamininus noch mehr. Aristonicus, eines Harfenspielers Sohn, der bloß des Eumenes Ruf zu seiner Unterstützung hatte, verbreitete durch ganz Asien Empörungen und kriegrische Unruhen. Mithridates, der vom Sylla und vom Fimbria aufs Haupt geschlagen war, bot, nach dem Verluste seiner Armeen und Generale, von neuem dem Lucullus zu Wasser und zu Lande die Spitze. Und Annibal war noch nicht so sehr gedemüthigt als Cajus Marius,

er hatte einen König zum Freunde, Unterstützung, viele Vertraute, und die Aufsicht über die königlichen Schife, Pferde und Soldaten. Marius war so gedemüthigt, daß die Römer ihn verspotteten, und er in Afrika herumlaufen und betteln mußte; und kurz darauf wurden die Römer in Rom selbst von ihm hingerichtet und gegeisselt, und mußten ihn fußfällig um Gnade bitten. Also ist nichts was klein oder groß ist, auch für die Zukunft so, und es giebt nur ein Ende der Veränderungen, das Ende des Daseyns. Deswegen behaupten auch einige, daß Flamininus dieß nicht vor sich selbst, sondern auf Befehl des Senats gethan, und das er mit dem Lucius Scipio aus keiner andern Ursache, als des Annibals Tod zu bewirken, zum König Prusias geschickt worden sey.

Ich finde keine Nachricht von irgend einer weitern merkwürdigen Verrichtung des Flamininus, weder im Kriege noch in Staatsgeschäften, und es ist daher Zeit, daß ich mich zur Vergleichung wende.

Vergleichung des Philopömens mit dem Flamininus.

Wenn man die Grösse der Wohlthaten betrachtet, die Flamininus den Griechen erzeigt hat, so kann weder Philopömen noch können sonst viele grössere Männer mit ihm in Vergleichung gestellt werden. Philopömen führte wider Griechen für Griechen Krieg, Flamininus, der kein Grieche war, für Griechenlands Vortheile. Und zu der Zeit, da Philopömen sein Vaterland wider die Feinde nicht beschützen konnte, und nach Kreta sich begab, überwand Flamininus mitten in Griechenland den König Philippus, und setzte viele Städte und Völkerschaften in Freyheit. Bemerkt man den Verlust bey ihren Schlachten, so wird man gewahr, daß Philopömen als General der Achäer mehr Griechen, als Flamininus, der den Griechen Beystand leistete, Macedonier getödtet hat.

Die Fehler des einen kamen von seiner Ehrbegierde her, die Fehler des andern von seiner Streitsucht. Der eine war leicht zu erzürnen, der andre nicht leicht zu versöhnen. Flamininus ließ dem Philippus seine Krone und sein Reich, und ertheilte den Aetoliern Verzeihung; Philopömen brachte aus Rachsucht einige umliegende Flecken von seinem Vaterlande ab, die demselben vorher waren zinsbar gewesen. Jener hörte nicht auf denjenigen Wohlthaten zu erzeigen, denen er einmal Gutes gethan hatte: die-

ser war fähig aus Rachsucht alle seine vorigen Wohlthaten zu vertilgen. Er war anfänglich der Wohlthäter der Lacedämonier, und nachher riß er ihre Stadtmauern nieder, verwüstete ihr Land, und warf ihre ganze Staatsverfassung um. Es scheint sogar, daß er sein Leben dem Zorne und der Streitsucht aufgeopfert habe, da er zur Unzeit, und schneller als es nöthig war, auf Messene losgieng, und nicht, wie Flamininus, im Kriege alles mit Ueberlegung und Vorsicht that.

Hingegen hatte sich Philopömen auch durch seine vielen Feldzüge und Siege eine grössere Erfahrung erworben als Flamininus. Denn dieser machte den Krieg gegen den König Philippus durch zwey Schlachten aus, jener gewann unzählige Schlachten, und ließ das Glück seiner Kriegskunst den Vorzug nicht streitig machen. Ueberdem siegte Flamininus mit der Römischen Kriegsmacht, die damals in den besten Umständen war. Philopömen erwarb sich Ruhm mit der schon gesunkenen Macht der Griechen: seine Siege waren sein eigenes Werk, Flamininus mußte seine Ehre mit andern theilen. Der eine führte gute Truppen an, der andre machte die Truppen, die er anführte, erst gut. Und eben daß Philopömen gegen die Griechen fechten mußte, war kein Glück für ihn, und machte nur, daß seine Tapferkeit desto grösser seyn mußte; seine Feinde hatten alles mit ihm gleich, er komte sie nur durch überwiegende Tapferkeit besiegen. Er führte mit den im Kriege geübtesten Völkern unter den Griechen, den Kretensern und Lacedämoniern Krieg, er überwand jene als die allerlistigsten mit List, und diese als die allertapfersten mit

Tapferkeit. Flamininus fand alles zu seinem Siege in Bereitschaft, und gebrauchte diejenigen Waffen und diejenige Kriegsordnung, die schon da war. Philopömen hingegen veränderte die Kriegsordnung, und erfand neue Hülfsmittel. Philopömen erschuf sich also seine Siege, Flamininus gebrauchte nur die dazu schon vorhandenen Mittel.

Philopömen verrichtete auch viele grosse Thaten mit eigner Hand, dergleichen Flamininus nicht that, daß daher auch ein gewisser Aetolier, Archedemus, zu seiner Verunglimpfung sagte, daß er mit blossem Degen mitten unter die Feinde, unter die dichtgeschlossene Reihe der Macedonier gerennt sey, indem Flamininus nichts weiter gethan, als mit gen Himmel gehobenen Händen gebetet habe.

Flamininus verrichtete alle seine herrlichen Thaten als Feldherr oder als Gesandter. Philopömen führte auf gleiche Art grosse Dinge aus, und war gleich thätig, er mochte Privatmann oder Feldherr der Achäer seyn. Als Feldherr trieb er den Nabis aus Messene, und setzte die Messenier in Freyheit, als Privatmann verwehrte er dem Achäischen Generale Diophanes, und dem Flamininus selbst, den Eingang in Sparta, und errettete die Lacedämonier. Er war so sehr zum Anführer gebohren, daß er nicht nur nach den Gesetzen, sondern über die Gesetze selbst herrschte, wenn es das gemeine Beste erfoderte. Er hatte nicht nöthig, von seinen Mitbürgern erst zum Anführer erwählt zu werden, er wurde es von selbst, wenn es die Umstände erfoderten, denn er hielt denjenigen, der die andern am Verstande

übertraf, mehr für einen Feldherrn als denjenigen, den man erwählt hatte.

Edelmüthig war die Güte und Menschenfreundlichkeit des Flamininus gegen die Griechen: noch edelmüthiger war die Freyheitsliebe und Standhaftigkeit des Philopömens gegen die Römer. Denn es ist leichter, den Bittenden Gnade zu erzeigen, als die Mächtigern durch Widerstand zu beleidigen. — Da bey einer genauern Untersuchung der Unterschied zwischen diesen beyden Männern schwer zu bestimmen ist, so mag der Leser urtheilen, ob ich Recht habe, wenn ich dem Griechen den Vorzug in Absicht der Kriegskunst und der Eigenschaften eines Feldherrn, dem Römer in Absicht der Gerechtigkeit und des gütigen Charakters, zugestehe.

Ende des dritten Theils.

Wien,
gedruckt bey B. Ph. Bauer.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien des Plutarchs

Bd.: 3

(1796)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.605(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413180-0
VD18 80285716-001